3 1761 05237491 5

Gesammelte Dichtungen

von

John Henry Mackay

Mit der Photogravüre des Dichters

SCHUSTER & LOEFFLER
Berlin und Leipzig

John Henry Mackay's

Gesammelte Dichtungen.

John Henry Mackay.

Gesammelte Dichtungen

von

John Henry Mackay.

Mit der Photogravüre des Dichters.

363423
25. 2. 39.

Zürich und Leipzig.

Verlag von Karl Henckell & Co.

Erſte Reihe:

Jugend.

1882—1890.

Alle Rechte vorbehalten.

In diesem Bande meiner „Gesammelten Dichtungen“ vereinigt sich Alles, was ich bis zum Jahre 1890 in gebundener Rede geschrieben habe: er ist der vollständige Wiederdruck aller bis zu diesem Zeitpunkte von mir veröffentlichten poetischen Schriften.

Nicht als ob ich jede unter ihnen und jede ihrem ganzen Inhalte nach dieses Wiederdrucks überhaupt für werth erachtete. Im Gegentheil: ich sehe scharf und ohne Voreingenommenheit die zahlreichen Schwächen, in denen die Kraft des Anfängers dem Ausdruck versagte, und so nur unbeholfen gesagt wurde, was deshalb besser ungesagt geblieben wäre.

Mehr als einmal hat mir eine Sentimentalität, eine Selbsttäuschung, eine Ueberschwenglichkeit ein Lächeln entlockt, wenn der Stift die Seiten durchging,

um hier und da ein Wort — absichtlich indessen immer nur ein einzelnes — in ein anderes zu wandeln.

Aber dieser Band bedeutet eben eine Entwicklung und grade darum durften nicht nachträgliche, willkürliche Lücken in ihren selbständig entstandenen Bau gerissen werden, ganz abgesehen davon, daß es der Wunsch, ein vollständiges Bild dieser Entwicklung zu geben, war, dem überhaupt diese Ausgabe ihr Entstehen verdankt. Mag daher das Stärkere das Schwache zu halten versuchen, oder das Eine fallen mit dem Anderen — jedenfalls sollte der Anspruch dem Einsichtigen gerecht erscheinen: daß ein ganzer Mensch verlangen darf ganz genommen zu werden! —

Das Bedürfniß der Nachfrage allein hätte mich kaum zu einer Gesammt-Ausgabe bestimmen können.

Ich weiß selbst am Besten, wie klein der Leserkreis meiner Dichtungen ist. Doch habe ich die Klagen über den Niedergang des „öffentlichen Interesses" für die Kunst der Dichtung nie begriffen und nie in sie eingestimmt. Wer nie um den Erfolg des Tages geschrieben, warum erwartet er ihn? — Ich freue mich der heimlichen Liebe meiner Wenigen, dieser Hundert, aus denen eines Tages Tausende geworden sein werden.

Denn eine weite Kunst gehört aller und jeder Zeit, und echte Dichtung stirbt erst mit der Sprache, in der sie sich gab. —

Es ist meine Jugend, die mir in diesem Buche noch einmal lebendig geworden ist und von der ich zum letzten Mal mit ihm Abschied nehme. Ich liebe

sie nicht, diese Jugend. Dazu war sie nicht heiter, nicht unbefangen, nicht frei genug. Aber ich habe Achtung vor ihr, vor ihrem unermüdlichen Ringen, ihrem schweigsamen Selbstvertrauen und ihrem einsamen Kampfe.

Alles, worauf es ankommt, ist, sich den Muth zur Arbeit, der der Muth zum Leben ist, nicht biegen und brechen zu lassen. So lange er, der Haß und Gleichgültigkeit gleichermaßen überwindet, uns bleibt, so lange sind wir jung — auch ohne Jugend!

John Henry Mackay.

Kinder des Hochlands

Eine Dichtung aus Schottlands Bergen

— 1884 —

Erste Ausgabe: Leipzig 1885.

Breathes there the man, with soul so dead,
Who never to himself hath said,
  This is my own, my native land!
Whose heart hath ne'er within him burn'd,
As home his footsteps he hath turn'd,
  From wandering on a foreign strand!

Sir Walter Scott.

The Lay of the Last Minstrel VI, 1.

Harfe des Nordens, die der große Meiſter rief,
Als ſie den Zauberſchlaf an Fillans Quelle ſchlief,
Und die auf ſeinen Ruf, von ſeiner mächtigen Hand
Zu neuem Zauberſpiel unnennbar ſüß geſpannt,
Wie leiſes Wetterſäuſeln, wie Donnerrollen klang,
— Befreiend es ſein Volk, ſein Heimathland durchdrang, —
Harfe des Nordens, kannſt dem Jünger du vergeben,
Wenn er es kühnlich wagt, nicht ohn' geheimes Beben,
Denſelben Weg zu gehn, den einſt der Meiſter ging?
Vergieb! auch ihn die Pracht des Hochlands einſt umfing,
Vergieb ihm! denn auch er iſt jener Berge Sohn,
Und Heimweh, heißes Heimweh gab ihm des Liedes Ton — —
Jetzt weißt du, was dies Lied auf ſeine Lippen trieb:
Harfe des Nordens, muß ich jetzt noch flehn: „Vergieb!“?

Erſter Geſang.

Duncan MacTavish.

Des Herbſtes Boten kamen ſchon,
Und es begann auf ſeinem Thron
Der heiße Sommer zu ermatten.

Der Abend nahte. Leiſe Schatten
Entſtiegen des Gebirges Gründen;
Noch einmal, wie um es zu künden,
Daß ſie die Herrin, flammte glühend,
Ein Strahlenmeer rings um ſich ſprühend,
Die Sonne auf am letzten Grat,
Bevor ſie an den Rückzug trat.

Wie eine Jungfrau unberührt,
Die nie von Liebe ward verführt,
Sich einem Manne hin zu eigen
Zu geben und ihr Haupt zu neigen,
So ſtolz und ſtarr, ſo kraftvoll ſtark,
Die hehren Glieder voller Mark,
Und wankend nie in ihrem Muth
In ſtiller Pracht Mull Eiland ruht.
Doch prahlt ſie nicht mit ihrer Pracht,
Wie's eitel manche Dirne macht:
Sie iſt bewußt ſich ihrer Zier,
Und das genügt beſcheiden ihr.

Kein Schwächling darf in's Aug' ihr schaun,
Daß nicht befällt ihn irres Graun.
Doch wer ihr naht mit off'nem Muth,
Dem flößt sie in die Adern Gluth,
Und wenn er dankbar heim dann kehrt,
Als Gastgeschenk sie ihm beschert
Die stille Sehnsucht, die sein Herz
In fremdem Land zieht inselwärts,
Daß er ohn' süßes Weh im Innern
Mull Eilands nie sich kann erinnern,
Wie es im weiten Meere liegt:
Doch nicht ein zartes Kind, geschmiegt
In seiner Mutter treuen Arm,
Und dort geborgen, still und warm, —
Nein, wie ein erzgeschirmter Krieger,
Der aus dem Kampfe ging als Sieger,
Den Fuß auf Feindes Nacken setzt,
Den er besiegt und dennoch schätzt.

Wo kühn und stolz sein Haupt empor
Der Insel höchster Berg, Ben More,
Bis in den Himmel, scheint es, streckt,
Der es mit Wolkenschleiern deckt,
Da ist der Insel schönster Theil!
Dort hat Natur die Berge steil
Entkleidet ihrer Wälder Hülle,
Doch dafür in gewalt'ger Fülle
Der Blöße Zauberreiz entschleiert — —
Es rockt mein kleines Lied, es feiert
Und schwelgt in der Erinnerung Wonnen,
Das kaum mit Zagen erst begonnen —
Frisch auf! Du darfst nicht feig verzagen,
Du sollst ja auch zu Andern tragen
Die Kunde von Mull Eilands Schöne!
Leih' dazu der Sehnsucht Töne,

Laß sie durch deine Worte klingen —
Vielleicht ein Herz — nur eins! — sie zwingen. —

Um Ben More rings im Kreise liegen,
Schutzsuchend dicht an ihn sich schmiegen
Viel hohe Berge, ernst und kalt.
Wenn rauh der Wind mit Allgewalt
Hin über ihre Höhen fährt,
Nur dürres Heidekraut er kehrt,
Das seinem Toben widersteht.
Voll Unmuth dann er weiter weht,
Und über Loch Ba's blauem Spiegel
Zu leichtem Spiel regt seine Flügel,
Bis er die Fläche so erregt,
Daß sie sich leicht in Falten legt:
Und höher kräuselt er die Wellen,
Wie sie am Uferkies zerschellen.

Von Loch Ba's zauberischem Blau
Wende den Blick dorthin, wo grau
Der Himmel seine Riesenhand
Aus über Ben Bhegs Gipfel spannt.
Dort, wo der Kamm des Bergs sich senkt,
Wo Felsen sich an Felsen drängt,
Dort liegt ein niedrig-kleines Haus.
So weltverlassen sieht es aus!
Sahst je du, wie sich baut sein Nest
Ein Schwalbenpaar, sicher und fest
An einer Mauer steile Wand,
Oder an eines Daches Rand?
Du wunderst dich, daß es nicht fällt,
Da keine Stütze doch es hält —
So lag das Hüttlein droben auch:
Der nächste, leise Windeshauch,
So zagt, wer droben es sieht schweben,
Wird's federleicht von dannen heben.

Doch in der Hütte wohnt kein Paar.
Es haust in ihr schon manches Jahr
Durch Wind und Wetter unbeirrt
Im Dienste seines Herrn ein Hirt.
Fürwahr, er hat kein leichtes Amt!
Zur völl'gen Einsamkeit verdammt
Sieht eines Menschen Angesicht
Oft tage-, wochenlang er nicht,
Dringt einer Menschenstimme Laut
In's Ohr ihm nicht, freundlich vertraut.
Sein Hund sein einziger Gefährte,
All' seine Sorge seine Heerde!
So wird ihm diese Einsamkeit,
Die doch so endlos ist und weit,
Zu eng oft für sein volles Herz.
Der Tage Länge scheucht kein Scherz,
Aus Freundesmund kein frohes Wort,
Kein Blick aus Mädchenaugen fort.

Trüb sieht er oft den Tag beginnen,
Trüb ihn im Meer der Zeit verrinnen,
Das keine Spuren hinterläßt,
Das kein Erinnern ihm hält fest,
Denn jeder Tag dem vorigen gleicht,
Nur still und stiller hin er schleicht,
In seiner Seele ungebucht,
Wenn Abends er sein Lager sucht.
Doch Eins ihm diese Ruhe bringt:
Zur stillen Einkehr sie ihn zwingt.
Kein äußres Leben kann ihm geben
Die Stille, doch ein innres Leben
Giebt sie ihm reich: manchen ich weiß,
Der diesem gäbe gern den Preis!

Rings alles einsam, alles still! —
Da tönet plötzlich laut und schrill

Herauf aus wildzerrissner Kluft
Ein Schrei hin durch die kühle Luft.
Das ist das Adlerweib, den Horst
— Er liegt im Fels, der einstens borst
Im Sturm in grauser Wetternacht,
Kein Menschenfuß dorthin sich wagt —
Den Horst verlassend. Alles lauscht
Dem Flug, der durch die Lüfte rauscht:
Die Heerde springt erschrocken auf,
Das Reh beflügelt seinen Lauf,
Aus seinem Strauch das Birkhuhn fliegt,
Der Reiher, der sich droben wiegt,
Regt rascher seine weiten Schwingen,
Wie er den Schrei hört zu sich dringen,
Und Berg und Thäler werden wach
Und rufen ihn im Echo nach,
Und alles, was da kreucht und fleugt,
Der Berge Königin sich beugt!
Doch wie sich schnell die Furcht geregt,
So schnell sie auch sich wieder legt,
Und bald liegt alles rings herum
Wie vordem lautlos, still und stumm.

Die Sonne ist in Nacht versunken!
Als hätte alles Licht getrunken
Die herrlich-strahlende in sich,
So aller Glanz mit ihr entwich.
Der Himmel, eben noch so blau,
Wird eingehüllt in düstres Grau,
Das rings sich um die Berge hängt
Und sich in alle Schluchten senkt.
Zu schwach des Mondes Silberlicht,
Daß es die Dunkelheit durchbricht,
Sein Glanz, der trostreich stets sonst funkelt
Am Sternenhimmel ist verdunkelt —:
So oft der Schmerz um das Gemüth

Des Menschen dunkle Schleier zieht,
Daß selbst der Hoffnung milder Schein
Erlischt — der Kummer bleibt allein
Zernagend jeder Ruhe Glück
Im tiefsten Inneren zurück.

Und immer mehr die Wolken drängen
Zusammen sich, stets tiefer hängen
Die düsteren und enger noch
Umziehen sie der Berge Joch.

Wenn von des Hirten kleinem Haus
Man links man wendet sich hinaus,
Und schreitet dann auf steil'gem Pfad
Um Ben Bhegs zu Ben Goars Grat,
Gelangt man bald zu einer Stelle,
Wo Loch na Keals bläuliche Helle
Bis weit hinauf man leuchten sieht,
Die Bucht, die weit ins Land sich zieht
Und starr und trotzig Ulvas Land,
Umrauscht von weißem Wogenbrand,
Das mächtig sich der Fluth enthebt.
Man schaut die Möve, wie sie schwebt
In hastig unabläss'gem Flug
Hoch über eines Schiffes Bug,
Das bald durch Gribun Headlands Wand
Verdeckt dem spähenden Blick entschwand.
Das ist der Platz, wo jeden Abend
— Wohl ist die Aussicht süß und labend —
Duncan, der Hirte, lange steht
Und unabässig niederspäht.
Wem gilt sein Blick? Dem Loch na Keal?
Dem weißen Strand, der silberhell
Das Dunkel selbst der Nacht durchdringt
Und ihm der Wellen Grüße bringt?

Auch heute Abend steht er dort,
Duncan MacTavish, fort und fort

Zum Thal den heißen Blick gewandt,
Das längſt in dunkler Nacht verſchwand.
Wer ſie dort ſtehn ſieht, die Geſtalt,
Reglos, von Finſterniß umwallt,
Und an den Felſen leicht gelehnt,
Der einz'ge Menſch ringsum, der wähnt,
Der alten Helden einer ſei
Der Gruft entſtiegen — wild und frei
Noch einmal durch's Gebirg zu ſchweifen,
Noch einmal ſeinen Speer zu greifen,
Zum Kriege nicht — nein, nur zur Jagd,
Die einſt ſo oft ihm Freud' gemacht,
Und nun, da ſchon der Abend naht,
Auf des Gebirges ſteilem Pfad
Zur Höhe iſt emporgeſtiegen,
Damit noch einmal überfliegen
Das trunkne Aug' die Heimath kann,
Bevor er ſtill und traurig dann
Zur Erde legt den treuen Speer,
Und dann, entledigt ſeiner Wehr,
Ins Grab ſich wieder ſchlafen legt. —

Vorbei, du Traum! — Der unbewegt
Dort oben ſteht am Ben Goar
Niemals ein Held, ein großer, war.
Ein Hirt nur iſt's: in's Auge ſchau
Dem ſchlichten Mann und ihm vertrau!
Denn hinter ſeiner Stirne klar,
Die rings umwallt von dunklem Haar,
Entſtand ein Luggedanke nie,
Und keine Täuſchung je gedieh
Aus einem Drucke ſeiner Hand,
Die ſtets als treu ſich noch erfand,
Und daß ihm fremd jedweder Trug
Zeigt auch um Mund und Kinn der Zug.

Doch bald trübt Mitleid seinen Blick,
Wenn du es siehst, wie das Geschick
Dem Mann der Glieder Freiheit engte,
Ihn in der Lähmung Fesseln zwängte,
Wie ihm versagt sein linkes Knie
Den schuld'gen Dienst und daß er nie
Kann gehn, ohn' daß er mit Verdruß
Vom Stab sich Hülfe leihen muß.

Ist das es, was den leisen Zug
Des Schmerzes auf sein Antlitz trug?
Vielleicht — wohl ist es möglich — haben
Ihn andre Sorgen eingegraben,
Vielleicht der Schmerz, daß nie auf ihn
Der Strahl getreuer Liebe schien,
Daß er ihm nie die Tage kürzte,
Sein einsam karges Mahl ihm würzte,
Vielleicht ein leidvolles Entsagen —
Du weißt es nicht, denn niemals klagen
Und nie sein Leid dir geben kund
Hörst du den fest geschloss'nen Mund.
Jedoch nicht immer ist so stumm er;
Zuweilen drängt es ihn, den Kummer
Der stillen Einsamkeit zu klagen,
Als könnte sie ihm helfen tragen
Die Last, die ihm ward auferlegt.
Ihm ist, als ob er leichter trägt
Dann an der schweren — so auch heute!
Der Sehnsucht wildgeballte Beute
Dringt es von seinen Lippen, bald
Wie leise Klage, leicht verhallt,
Dann wieder ungestüm laut: wo bäumt
Sich unter seinem Joch und schäumt
Ein edles Roß: — dann sucht er wieder
Mannhaft den Schmerz zu kämpfen nieder.
„Der Wandrer bin ich!" eine Last

Trägt er zu Berg, erliegend fast —
Nein, nicht dem Wandrer gleiche ich!
Er kann der Last entled'gen sich,
Wenn sie zu schwer ihm wird — mir ist
Gegeben keine solche Frist!
Mich hat das Elend festgekettet,
Das grauenvolle, nie gerettet
Werd' ich von seiner Gegenwart!
O es ist schwer, unmenschlich hart,
So ohne Hoffnung hinzugehn . . .
Wohin die müden Augen sehn
Ist einsam es — nur eine Brust,
Um auszuweinen Schmerz und Lust! —
Vermess'ner Wunsch, niemals erreichst
Die Höhe du, zu der du steigst,
Der Loose allerschwerstes Loos
Ich zog es aus des Schicksals Schooß:
Allein zu sein, allein, allein! —
Allein mit meiner bittren Pein! —
Und so in nutzlosem Verlangen
Sind mir die Tage hingegangen,
Hat sich die Hoffnung mir entfernt —
Doch hab' ich von der Zeit gelernt
Die eine Lehre: sich bescheiden!
Und dann auch: seine kleinen Leiden
In tiefster Seele zu verbergen,
Und niemals von des Mitleids Schergen,
Daß sie um andre selbstlos bangen,
Kurz — mehr als Worte zu verlangen! —
Trostlose Weisheit, doch das Leben
Hat keine bessere mir gegeben,
Darum: Entsagen — sich bescheiden —
Und einsam, einsam — leiden — leiden! —"

So leise-schmerzdurchbebt verklingend,
Die klare Luft mit Weh durchdringend,

Des Herzens schwere Klage endet.
Und langsam nun zum Geben wendet
Sich Duncan seiner Hütte zu.
Sucht dort für seinen Schmerz er Ruh?
Er weiß es wohl, wie manche Nacht
Ihm keinen Schlummer schon gebracht!
Auch diese wird ihm keinen bringen.
Er fragt nicht mehr, warum die Schwingen
Des Schlafs nicht schweben über denen,
Die sie am heißesten ersehnen.

Noch einen Blick in's Tal zurück,
Als läge dort für ihn ein Glück,
Ein großes — und noch einmal weht
Ein Wort von seinem Mund, verweht
Der leise Nachtwind seinen Laut,
Der auf die Berge niederthaut?
„Dort unten — Alles! — Alles dort!“
Es ist verklungen, — und den Ort
Verläßt der Hirt. — Nun Alles still,
Und nichts ringsum mehr wachen will.

Mull Eiland schläft — o träume süß
Den Heldentraum, du Paradies!

Zweiter Geſang.

Sheila MacPhail.

Wo der Derryguaig Burn mit Toben,
Der in den Felſen entſprungen droben,
Nieder zum lachenden Thale fließt
Und in den Loch na Keal ſich ergießt,
Dort in üppiger Wieſen Mitte
Steht eines Fiſchers einſame Hütte.

Zwar der einſt wohnte in ihr, er ruht
Tief auf dem Grunde der Meeresfluth.
Einſt in der Sturmnacht zog's ihn herab,
Rauſchende Wellen wurden ſein Grab;
Doch noch heute ſein Weib und ſein Kind
Die Bewohner der Hütte ſind;
Niemals die Frau getrennt ſich hätte
Von der ihr theuer gewordenen Stätte,
Wo das höchſte Glück ſie umſchwebte,
Wo das tiefſte Leid ſie durchbebte.

Schön ſind die Tage des Sommers: die Welt
Von der ſtrahlenden Sonne erhellt!
Wohin das Auge ſchaut: lauteres Licht,
Das ſich in ſprühenden Strahlen bricht,
Allüberall die gewaltige Kraft,
Welche das Neue ſpielend erſchafft:

Allüberall die vollendete Reife,
Da ist kein Halbes, wohin ich auch greife,
Allüberall so berauschend die Pracht,
Daß dich es reut, zu durchschlafen die Nacht!
Schön sind die Tage des Sommers: die Welt
Von der strahlenden Sonne erhellt!
Aber schön auch der Herbst, wenn kehret
Wieder die Sonne des Sommers und wehret
Seinem zerstörenden Werk, wenn die Spur,
Die er schon schrieb auf die welkende Flur,
Einmal errettend sie noch verwischt,
Bis auch ihr Strahl, der heiße, erlischt. . .
Schön ist der Herbst: noch einmal die Welt
Von der strahlenden Sonne erhellt! —
Schön sind die Jahre, in denen der Mann
Steht auf dem sicher gezogenen Bann
Zwischen dem Alter der stürmischen Jahre
Und der Zeit, die sich nähert der Bahre,
Wenn er, in Allem zum Manne gereift,
Sicher und stark nach dem Ziele greift,
Wenn er, der strebenden Sicherheit Bild,
Seines Lebens Pflichten erfüllt!
Schön sind die Jahre des Mannes, doch schön
Auch der Blick von den dämmernden Höhn,
Die das nahende Alter erklommen,
Wenn es den Weg, den es aufwärts genommen,
Von der Erinnerung Sonne erleuchtet
Noch einmal übersieht, und sich feuchtet
Dann das Auge, das müde, — o schön
Ist auch der Abstieg erklommener Höhn! —
Schön ist der Herbst, wenn noch einmal die Welt
Golden das Sprühen der Sonne erhellt,
Schön bist du, schön, o Sommer im Herbst!
Der mit den herrlichsten Farben du färbst
Alle die Höhn, die in Purpur du tauchst,
Und mit stahlblauem Glanz überhauchst;

Schöner in prunkloſem Schmuck, ihrer Heide,
Stehn ſie, als in dem reichſten Geſchmeide,
Wenn der Sommer, der gütige, ſchenkt
Neidlos dem Herbſte, der ihn doch verdrängt,
All ſeiner Sonne leuchtenden Glanz,
Duftige Blüthen aus ſeinem Kranz,
Wenn er ſie legt mit ſonnigen Grüßen
Scheidend dem nahenden Herbſte zu Füßen . . .

Auf der Hütte niedrigem Dach
Heiß des Nachmittags Sonne lag,
Doch die ſtumme, ermattende Gluth
Kühlte ein Windhauch, der von der Fluth
Nach dem Lande herüber zog.
Ueber die glitzernden Gräſer er flog,
Beugte luftig die Halme, die ſchlanken,
Rührte der Roſen blühende Ranken,
Die der Hütte Wände umzogen,
Daß ſie gegen die Scheiben ſich bogen,
Trug ihrer Blüthen berauſchenden Duft,
Weit dann hinaus in die ſonnige Luft.

Da war Friede! — Kein Laut zerſtörte
Seinen Zauber, kein Wahn bethörte
Hier die Menſchen, kein Lärmen drang
Hier in das Thal. — Ob draußen bezwang
Kleinliche Sorge der Sterblichen Leben,
Ob die Welt ein fieberndes Streben
Machtvoll durchpulſte mit raſtloſem Schlag,
Ob das Geſchick da draußen lag
Ueber den Völkern, furchtbar dräuend,
Oder voll Gnade, mit Segen erfreuend —
Hier war unzerſtörbare Schöne!
Selbſt der Zwietracht gehäſſige Töne,
Jauchzen des Sieges, Stöhnen des Falles,
Drangen hierher nicht — hier ſenkte auf Alles,

Leise dämpfend das Für und das Wider,
Eine harmonische Ruhe sich nieder.

Hörtest vielleicht in der Kindheit Tagen
Von einem Lande du singen und sagen,
Wo ein ewiger Friede waltet?
Wo kein Krieg die Völker zerspaltet?
Sagenhaft klang dir's, denn uns nicht bekannt
Ist ein solches gesegnetes Land —
Und du horchtest der Märe mit Sehnen!
Einst es zu finden mochtest du wähnen, — —
Doch als die Jahre der Reife gekommen,
Haben den sehnlichen Wunsch sie genommen
Fort mit den anderen Träumen des Kindes:
Er verflog mit dem Sausen des Windes,
Der am Baum deines Lebens gerüttelt
Und das Kranke zu Boden geschüttelt,
Dahin, wo alle Träume verwehen,
Die in den seligen Stunden entstehen,
Wo in gesteigerter Kraft wir vergessen,
Uns mit menschlichem Maße zu messen!

Aber zuweilen zum rechten Weg
Führt uns des Traumes schwankender Steg.
Solch' ein seliger, ewiger Frieden
Ist dem Thal auf Mull Eiland beschieden,
Wo sich die Hügel von Dishig ziehn
Weit an Loch na Keals Strande hin.

In das Schweigen langsam hinaus
Tritt ein Mädchen, — und wie sie das Haus
Nun verläßt, scheint plötzlich ihr Leben
Die Natur wie ein Hauch zu durchbeben,
Wie ein Hauch, der enteinert und stählt,
Der das Todte mit Leben beseelt,
So die Natur — kaum bewußt — es durchglitet.

Nieder zum Strande das Mädchen schreitet.
Schmeichelnd umkosen mit zagendem Gruß
Schimmernde Wellen ihren Fuß,
Alles, was das Thal nur umhegt,
Sheila MacPhail zu dienen sich regt:
Ueber sie hin sich das Sonnenlicht
Wärmer wie vordem und lachender bricht:
Duftender scheinen die Blumen zu neigen
Sich zu ihr hin: es scheinet zu schweigen
Selbst der Mücken lästiger Schwarm,
Der in der Sonne gütigem Arm
Spielte voll Uebermuth; lachen die Auen
Holder ihr zu nicht? — scheint nicht zu blauen
Klarer der Himmel, wie nun am Strand,
Auf die Fläche die Blicke gewandt,
Von der Schönheit Glanz übergossen,
Von der Keuschheit Zauber umflossen,
Von der Stärke Bewußtsein umweht,
Ruhvoll, das Kind ihres Thales, sie steht? —

Strahlendes Blau an des Himmels Bogen!
Blendend und tief, nur leise durchzogen
Hier und da von wolkigen Flocken,
Von der Wolken schimmernden Locken
Tiefdunkles Blau hier unten die Fluth!
Still, unergründlich die Fläche ruht —
Wagt es dein Mund und dein Herz zu entscheiden,
Welches das schönere Blau von den Beiden?

Aber die Fluth und der Himmel vereinigt,
Doch zur Vollendung beseelt und gereinigt,
Ruhn in dem feuchten, dem schimmernden Blau,
In dem klaren, erquickenden Thau,
Der aus des Mädchens Augen entgegen
So berückend dir lacht, daß sich regen
In dir Gefühle, von denen die Brust
Kaum den Namen, den süßen, gewußt!

Wenige Schritte vom Hause entspringt
Eine Quelle dem Boden — das klingt,
Plätschert und sprudelt in einem fort,
Wie ein nimmer endendes Wort
Oft im Munde geschwätziger Leute,
Jeder verzweifelt, der ihre Beute.
Aber gerne hört jeder der trauten,
Plaudernden Quelle zu: nicht mit lauten,
Störenden Worten quält sie das Ohr.
Nein, aus dem Schoße der Erde hervor
Springt sie, verlassend die schirmenden Arme,
Stürzt sich hinein in das lockende, warme,
In das sie freundlich begrüßende Licht!
Und nun erzählt sie — und jubelt — und spricht,
Immer in frischen, erquickenden Tönen,
Und das Menschenkind höret der schönen,
Silbernen Fluth nur, immer nur zu,
Bis ihn die Holde in friedvolle Ruh
Dankbar und ohne zu zürnen gewiegt,
Bis er, zu ihren Füßen geschmiegt,
Dann die Augen, die müden, schließt,
Und sie über den Schläfer nun gießt
Gaukelnder Träume lustige Schaar . . .
Auch dem Mädchen die Stelle war
Theuer und lieb und die seligsten Stunden
Stillen Alleinseins waren geschwunden
Ihr an dem traulichen Platze hin. —
Und auch heute lenkt sich ihr Sinn
Zu der Quelle und fort von dem Strand,
Und sie schreitet bergaufwärts gewandt.
Sicher ihr Schritt, doch anmuthig-leicht,
Und gar bald hat ihr Ziel sie erreicht.

Doch bevor auf den moosigen Stein
— Lockend zum Ruhen ladet er ein
Sie sich niederließt, schnell noch bückt

Sie sich hierhin und dorthin und pflückt
Von der Heide, der starren, der zarten,
Alle der Farben verschiedene Arten,
Die den Fuß des Ben Atha umblühn,
Dazu des Farrenkrauts saftiges Grün;
Und sie beginnt, entwirrend das Ganze,
Sorgsam zu reihen zum zierlichen Kranze
Weiße und rothe Blüthen, und flicht
Dann um die reizenden Farrenkraut dicht.

Blüthe an Blüthe wird eifrig gewunden.
Schnell entfliehn ihr die eiligen Stunden,
Und als ihr fleißiges Werk sie geendet
Hat sich zum Scheiden die Sonne gewendet,
Und wie gen Westen die ruhlose schreitet
Ueber die Erde, die müde, gleitet
Hin das erste Dunkel — und nun
Auch die Hände des Mädchens ruhn!
Und sie blickt auf die träumenden Wellen,
Die zu ihren Füßen zerschellen,
Blickt zur Ferne — und heißes Verlangen
Nimmt ihre Seele plötzlich gefangen.
Aber dann hebt sie, als ob es den Bann
Lösen könnte, zu singen an.
Wehmüthig leise ertönt ihr Lied,
Wie's über die dämmernden Fluthen zieht —
Wie der Sehnsucht entsagender Schrei es klingt,
Wie verletzter Stolz zum Himmel es dringt,
Dann wieder wie Liebe in rührendster Demuth,
Und wieder zerhallend in schmerzlicher Wehmuth,
Und endlich in stürmisch-gewaltiger Kraft,
Wie erwachender Trotz der Leidenschaft —
So über die dämmernden Fluthen zieht
Sheila MacPhails geliebtestes Lied:

Wenn er geschritten kommt
Nieder zum Thale,

Wie wird das Herz mir ſchwer
Mit einem Male!
Ich möchte weinen, bis es mir bricht —
Was mich beweget, er ahnet es nicht!

Und wenn er vor mir ſteht,
Sich zu mir neiget,
Und ich ihm lauſche —
Mein Herz nicht ſchweiget!
Ich möchte jubeln, bis es mir bricht —
Was mich beweget, er ahnet es nicht!

Und wenn er wieder geht,
Sich von mir wendet,
Wie iſt mit einem Mal
Mein Glück geendet!
Wie da die Woge der Sehnſucht bricht
Ueber mich hin, er ahnet es nicht!

Das Lied hat geendet — den letzten Ton
Trägt das Weben des Abends davon,
Aber nicht die dunklen Gewalten,
Die gefeſſelt das Mädchen halten.
All' ihr Kämpfen, es iſt vergebens,
Denn das Verhängniß ihres Lebens
Leitet das Schickſal mit ehernen Händen,
Nutzlos das Ringen, es von ſich zu wenden,
Machtloſe Welle, zerſchellend an Klippen!

Ohnmächtig fühlt ſie's, doch von ihren Lippen
Es in ſtürmiſchen Worten bricht:
„Dir will ich's ſagen, du ſtilles Licht!
Freund der Verlaſſ'nen hört' ich dich nennen,
Freund ſei auch mir und ich will dir bekennen,
Was ich bis heute, ohne zu klagen,
Still im gequälten Herzen getragen:

Ja — ich lieb' ihn! — o armes Wort!
Arm — und dennoch mein ganzer Hort,
An dem mein Sein, mein gebrochenes, hängt,
In das mein Fühlen, mein ganzes, sich drängt.
Ja — ich lieb ihn! — ich hab' es bekannt,
Und nun sei auch hinaus es gesandt
In die es nimmer verrathende Stille,
Nun will ich hören es in der Fülle
Seines Wohllauts und will es genießen,
Mag auch mein Herzblut mit ihm entfließen.
Duncan MacTavish, du theurer Mann,
Mit Leib und mit Seele gehör' ich dir an!
Doch bitter schmerzt mich's, wenn achtlos du gehst
An mir vorüber und mich verschmähst —
Doch schweige, mein Herz, o schweige, schweige,
Eh' meine Liebe dem Stolzen ich zeige
Muß auf Mull Eilands geliebte Pracht
Sich senken des Unterganges Nacht!
Und wie die zärtliche Mutter ihr Kind,
Ihr einziges, schützet vor jeglichem Wind,
Auf daß erhalten das theure ihr bliebe,
So will ich auch bergen meine Liebe;
Ich nenne auf Erden sonst nichts mehr mein —
Sie will ich behalten für mich allein —
Und nie — nein niemals — ich ihm sie zeige —
O schweige, mein Herz — o schweige, schweige!"

Sie stockt — und dann mit jäher Geberde
Zerreißt sie den Kranz und wirft ihn zur Erde,
Und eilet fort — in der Stille ist bald
Sheilas Schritt, der leichte, verhallt,
Und mit ihm sind die Worte verklungen,
Die von ihrem Munde gedrungen.

Ruhe ringsum! — den Frieden, den hehren,
Kann der Sterblichen Klage nicht stören! —

Das war an desselbigen Tages Rand,
Als droben am Ben Goar Duncan stand.

Tiefer senkt sich die Schwinge der Nacht! —
Ueber die müde, träumende Pracht
Starrer Berge sie leise geht,
Durch die Thäler, die dunklen, sie weht,
In dem lautlos athmenden Flug,
Mit dem so oft schon treulich sie schlug
In des Schlafes ersehnte Bande
Die ihrer Obhut vertrauten Lande.

Tiefer senkt sich der Fittich der Nacht! —
Allen den Müden sei Trost ja gebracht!
Ueber die Hütte voll Mitleid er fliegt,
Bald hat Sheila in Schlaf er gewiegt,
Lindernd die heiße Stirne streifend,
Nieder des Traumes Labung träufend.

Tiefer senkt sich und tiefer die Nacht! —
Bis den gesegneten Flug sie vollbracht,
Und sich der Tag vom Lager erhebt.
Da erst erlöst nach oben sie schwebt,
Wissend, daß die Erde geborgen
Träumet entgegen dem nahenden Morgen.
Golden der Sonne erwachendes Licht
Ihre enteilende Schwinge durchbricht,
Himmelwärts hebt sich die strahlende — weit
Weit bis hinauf zur Unendlichkeit!

Dritter Geſang.

Die Werbung.

Des Mißmuths Wolke überflog des Morgens
Zu neuem Tag eben erwachtes Antlitz,
Und düſtres Dunkel lag auf ſeinen Zügen,
Die graue Nebelſchleier hüllend deckten.
Doch bald zerriß des Himmels Regenſchauer
Ihr zart' Gewebe, trieb es machtvoll fort,
Daß es zerflatterte im weiten Aether.

Und wie ſich aus den dichten Nebeln mälig,
Erſt unklar und verſchwommen, ſichtbar dann
Der Berge Maſſen ſcheu, doch trotzig hoben,
Goß ſich des Regens unerwünſchte Fluth,
Als ob ſie nie verſiegen wolle, nieder
Auf die enthüllten. — Doch die Schönheit
Ward Mull als unentreißbares Beſitzthum,
Da es dem Meer entſtieg, von der Natur,
Ein hold Geſchenk der gütigen, gegeben.
Auch jetzt noch ſchmückte ſie das Eiland treulich:
Der Silberbäche reiche Perlenſchnüre
In's dunkelbraune Heidehaar geflochten,
Das war der Schmuck, den ſie ihm heut' verlieh.
Am Strande Loch na Keals, den jenen Morgen
Die Fluth, die ebbende, verlaſſen hatte,
Um bald auf's Neu ihn wieder zu beſpülen,
Schritt hin ein Mann in ungeduld'gem Haſten:

Den Blick, den düstren, auf den unwegsamen,
Den von der Regenfluth zerwasch'nen Weg
Gebeiter, schritt er stumm und rastlos vorwärts.
Nur dann und wann, wenn auf den nassen Steinen
Sein Fußtritt ausglitt, wenn der Wind ihm wehte
Das Plaid von seinen Schultern, wenn der Regen
Ihm gar zu arg in's finstre Antlitz schlug,
Daß er den Schritt, den eilgen, hemmen mußte,
Entfuhr ein Wort des Unmuths seinen Lippen.
Sonst waren fest die blutlosen geschlossen,
So fest, daß unbewußt der böse Zug,
Der auf dem Antlitz lag, der Zug der Falschheit,
Schärfer hervortrat, denn gewöhnlich barg
Er in dem kurzgeschnitt'nen Barte sich,
Der dicht das Kinn, die Wangen dicht bedeckte.

Zwar oft gehemmt, von Regen ganz durchnäßt,
Doch stetig sicher vorwärts kam der Mann,
Und jeder Schritt, der ihn dem Ziele näher
— Schon lag es sichtbar vor ihm, das erstrebte,
Die Hütte war's, in welcher Sheila wohnte —
Und näher brachte, wurde schneller noch,
Und in dem Auge flammte es zuweilen,
Wenn er die abnehmende Entfernung maß,
Wie Wetterleuchten auf, das Unheil kündet,
Wie ein Triumph, wie sündhaftes Begehren. —
Was wollte dieser Mann in jener Hütte?
O Glen na Keal, droht deinem Kind Gefahr?

In ihres Hauses schmaler Thür stand Sheila.
Ihr blaues Auge schaute durch den Regen,
Der, als ob ihrem Wunsche er gehorche,
Langsamer jetzt und feiner niedersprühte,
Hinauf zum Himmel: dunkle Wolken jagten
In trägem Spiel einander, doch die grauen
Durchbrach es hoffnungsvoll, hier blau, da weiß,

Ein Stück des Himmels, der dahinter lag,
Ein Kinderantlitz, das durch Thränen lächelt . . .

Auf Sheilas Zügen lag der Ruhe Abglanz.
Doch flog ein finstrer Schatten durch sie hin,
Als sie den Mann gewahrte, welcher eilig,
Wie er sie sah, den Hügelfuß erklomm.
Doch blieb sie stehn und wandte nicht den Blick,
Auch dann nicht, als der Wandrer hochaufathmend,
Die Stirn sich trocknend, grüßend vor ihr stand,
Und kühl erwiderte sie seinen Gruß.

„Ich kam hierher, weil ich dich sehen wollte" —

„Und was wollt Ihr von mir?" — so klang es kalt
Von Sheilas Lippen, während klar und fest
Ihr blaues Auge auf dem Manne ruhte.
Er hob den scheuen Blick vom Boden auf,
Er glitt an der Gestalt des Mädchens aufwärts,
Bevor er ihren traf, doch konnte er
Ihn nicht ertragen, und sein Auge suchte
Den Boden wieder, als er so begann:

„Was frägst du, Sheila, weißt du es doch gut,
Was mich hierher trieb durch den nassen Morgen" —
Er stockte, fuhr dann zuversichtlich fort
Und reckte selbstbewußt sich höher auf,
„Und heute komme ich, um dich zu fragen"
— War's Hochmuth, war es Frechheit, war es Beides,
Was aus den selbstbewußten Worten sprach? —
„Um dich zu fragen, ob du als mein Weib
Mir folgen willst — in's Herrenhaus die Herrin?"
Dann fügt er bei: „Sprich, Sheila, willst du das?"

Sichrer und sichrer war sein Wort geworden,
Und keck sah jetzt er zu dem Mädchen auf,

Erwartend, daß bestürzt von solchem Glück,
Das er ihr bot, sie dankend es entgegen,
Wie eine Huld, wie eine große, nähme.

Im ersten Augenblick stand Sheila stumm,
Wie überrascht, so unerwartet kam,
So plötzlich diese Frage ihr — jedoch
Schnell, ohne Zögern gab sie dann die Antwort.
Hochaufgerichtet stand sie in der Thür.
In ihren Augen blitzte zornig es,
Auf ihren schönen Zügen aber kämpfte
Abscheu und Widerwille mit Verachtung,
Als diese Worte ihre Lippen ließen:
„Gut, Thomas Goldie, daß Ihr endlich offen,
Wie es dem Ehrenmanne ziemet, sprecht.
Und offen soll auch meine Antwort sein!
So schwer wie der Entschluß für Euch gewesen
Um eines armen Fischermädchens Hand
Zu werben voller Trotz, so leicht ist es
Für mich, des reichen Pächtersohnes Antrag
Von mir zu weisen — glaubt nicht, Thomas Goldie,
Daß wie Ihr jene Kleidung, Schottlands Tracht,
Einst eine Zier für seine edlen Söhne,
Heut' — nicht mehr das, was ehedem sie war,
Euch angemaßt — denn nie gebührt sie Euch
Dem Iren — daß so gnädig auch zu winken
Ihr einer Tochter dieses Land's nur brauchtet
Um sie zu zwingen, daß sie froh Euch folge —
Nein, Thomas Goldie, maßt Euch das nicht an!
Ich werde niemals Euer Weib! — Warum?
Weil weder Euch noch Euren Sinn ich liebe."

Sie zögert einen Augenblick, dann fährt sie
In edlem Zorn mit fester Stimme fort:

„Ich will vergessen, daß Ihr mich schon oft
Mit Anträgen bestürmt, die anders,

Ganz anders lauteten, wie dieser heut'ge.
Doch nie kann ich vergessen, wie Ihr damals,
Vor einem halben Jahre war's vielleicht,
Die arme Una aus der Hütte stießet
Mit ihrem kleinen Kind, als ihr der Mann
In Eurem Dienst gestorben und sie selbst
Vor Kummer krank hülflos darniederlag.
Seht, Thomas Goldie, das vergess' ich nie,
Denn das hat mir gezeigt, wie schlecht Ihr seid,
Wie herzlos und wie feig — und noch einmal:
Sheila MacPhail wird niemals Euer Weib!"

Sie hatte rasch gesprochen, auf den Wangen
Lag der Erregung Röthe, als sie dann
Mit schnellem Griff die Thüre öffnete,
In's Haus trat und sie hinter sich verschloß.

Da drinnen sah es freundlich aus, zwar schlicht
War Alles nur, doch Alles so geordnet,
Daß es das Auge wohlthuend berührte,
Wenn prüfend es den kleinen Raum durchglitt.
Im vorderen Gemach blieb Sheila stehen,
Zusammenschauernd — doch dann strich sie schnell
Mit ihrer kalten Hand hin über ihre
Von Zorn erglühte Stirne, und sich fassend
Trat sie in's Nebenzimmer leise ein.
Da stand im Hintergrund ein niedrig Bett,
Und in dem Bett lag eine alte Frau —
So alt nicht, doch des Lebens Schwere hatte
Auf ihres Hauptes Scheitel frühen Schnee
Des Alters schon getragen, böse Krankheit
Lag wochenlang nun schon auf Sheila's Mutter,
Und jeder Tag verkürzte ihres Lebens
Nur hier und da noch jäh aufflackernd Licht.
Mit dem durch Krankheit noch geschärften Ohr
Hatte die lauten Worte sie vernommen,

Ihr Mutterauge konnte auch nicht täuschen
Die Ruhe, welche Sheila sich erzwungen.
„Wer war da eben?“ — fragte sie besorgt.
„Nur Thomas Goldie war es, liebe Mutter“ —
„Und was hat er von dir gewollt, mein Kind?“
Nur zögernd, um der Kranken theure Ruhe
Zu stören nicht, gab Sheila ihr die Antwort,
Doch auch zu wahr, um sorgend sie zu täuschen —
„Ich mußte ihm die Wege weisen, welche
Er schon zu oft zu übertreten wagte“ –
„Vor jenem Manne hüte dich, mein Kind,
Ich kannt' ihn schon, als er ein Knabe war.
Schon damals war er falsch und hinterlistig,
Und wenn das Leben diese Eigenschaften
Verwischt auch, nie kann es sie ganz vertilgen.“

An's Lager liebevoll trat Sheila hin,
Und beugte still sich zu der Mutter nieder,
Die schwachen Glieder sorgsam weicher bettend,
Und aus der Kranken Auge flog ein Strahl
Voll wärmster Mutterlieb', voll frohsten Stolzes,
Wie einen Kuß auf ihre Stirn sie drückte.

Indessen sprühte draußen unaufhaltsam
Der Regen nieder in demselben grauen,
In stets demselben einen grauen Fall.
Noch immer stand, wie fassungslos, zerschmettert,
Der Mann da — und aus seiner Brust rang sich
Ein Stöhnen — bang zugleich und wild — und drohend —
Als ob, was eben er gehört, was eben
Er hören mußte, diese bittre Wahrheit
— Doch bittrer war sie sicher nicht als wahr —
Er könne fassen nicht. — Dann ging er stumm
Den Berg hinab, den eben er erklommen.

Doch als er unten angelangt, schien sich
Der Alp von seiner Brust plötzlich zu lösen

Und drohend hob die Hand er zu der Hütte,
Die friedlich dalag, als ob eben nicht
Die lauten Worte Sheila's sie vernommen,
Wie er hinauf in heißem Zorne rief:
„Mich hat sie fortgewiesen und warum? —
Weil weder mich noch meinen Sinn sie liebt!
Darum?! — nein, weil sie jenen Hirten liebt,
Den lahmen Duncan! — o ich weiß es wohl,
Daß sie ihm anhängt, seit er sie vor Jahren
Dort oben aus den Felsen holte. — Hätte
Er dort sie doch gelassen, dann ständ' ich
Jetzt hier nicht kläglich wie ein dummer Knabe,
Der Schläge sich geholt, weil naseweis —"
Ein heiseres Lachen drang aus seinem Munde,
Doch fuhr er dann in grimmem Zorne fort:
„Doch Duncan — er soll es mir wahrlich büßen,
Daß er die freche Hand zu strecken wagte
Nach dieses Thales Rose, die ich liebe! —
Daß diese Rose scharfe Dornen hat,
Das hab' ich leider eben erst verspürt. —
Was zög're ich noch hier! Ich will hinauf
Und jenen Burschen seiner Wege weisen,
Aus meinem Dienst — o daß nicht bis hierher
Mein Wort reicht, das sie gehn und bleiben heißt!"

Von Ulva und Gometra, deren dunkle
Der Fluth enthob'ne Massen in dem Grau
Bis jetzt unsichtbar fast verborgen lagen,
Zog über Dishigs Hügel frisch und klar
Ein Windhauch, dem der Regen machtlos wich.

Glücklich der Mann, dem frischer Hoffnung Lufthauch
Den grauen Gram forthebt von seiner Seele,
Mit dem er macht- und hoffnungslos gerungen,
So stark gerungen, daß die scharfen Fesseln
Sich immer fester um den Geist nur zogen!

Den Schlaf beendet hatte nun die Sonne,
Und einen Feuerstrahl hernieder sendend
— Mit Blitzesschnelle fuhr er aus den Wolken —
Begrüßte sie die regennasse Erde,
Und streifte, immer hell're Strahlen sendend,
Wie spielend hin über der Heide Pracht,
In Diamanten all' die tausend Tropfen,
Die an den feinen Blüthen hingen, wandelnd.
So hold entschäd'gend für ihr langes Weilen.

Von Neuem nun begann der Pächtersohn
Den Berghang zu erklimmen, — diesmal aber
Des Mädchens Haus zur Linken liegen lassend,
Am Derryguaig den Weg nach oben nehmend.
Noch düstrer war sein scheuer Blick geworden,
Noch fester haftete er auf dem Boden,
Doch mit derselben unverdross'nen Starrheit
Klomm Schritt um Schritt er am Ben Atha aufwärts.
Auch nicht ein einziger Blick flog niederwärts,
Auch nicht ein einziger auf des Wassers Fälle,
Die ihm zur Seite rauschten, wenn der Bach
Den steilen Abhang jauchzend übersprang,
Und dann im stein'gen Bette leise grollend
Weißschäumend immer weiter thalwärts strömte.

Ben Athas Hügelhöhe war erreicht,
Die unabsehbar ringsum Heide hüllte! —
Schon deckt den Blick in's Thal Ben Goars Gipfel
Und Ben Vheas Massen steigen mächtig auf.
Nur wenige Schritte noch und Duncans Hütte
Liegt vor dem Wand'rer, wenige Schritte noch
Und Thomas Goldie steht vor seinem Hirten,
Ihn kurz und hochmuthsvoll begrüßend, während
Er nach dem Worte seines Kommens suchte.

Doch eh' er es gefunden, hat schon Duncan,
Den Hund beschwicht'gend, welcher zornig knurrend

Dem ihm doch wohlbekannten Pächter drohte,
Den Gruß erwiedert und ihn angeredet:
„Ein seltener Besuch, Herr, und für mich
Heut' doppelt angenehm, denn er enthebt
Des Ganges mich zu Euch, den ich beschlossen —"
„Des Ganges Euch zu mir — und weshalb das?" —

„Ich wollte bitten Euch, mich meines Dienstes,
Deß nun drei Jahre ich für Euch gewartet,
Jetzt zu entheben, Herr, denn seht, er wird
Zu schwer —" doch weiter kam er nicht; es brach
In heft'gem Zorn von Goldies Lippen los:
„So, Ihr wollt fort! nun — doch das muß ich sagen,
Das trifft sich gut! Und wißt Ihr es wohl auch,
Weshalb ich zu Euch komme? — weil ich grade
Euch meines Diensts entlassen wollte — fragt
Ihr nach dem Grunde Duncan, wohl bei mir?"

Des Hirten Antlitz überflog es schnell.
Die leise Röthe der Erregung war es,
Da er die höhn'schen Worte hören mußte.

„Gewiß frag' ich darnach — zwar bin ich lahm,
Es war nicht Noth, mich daran zu erinnern.
Doch, Herr, so lang ich Hirte bin am Ben,
Verlort Ihr noch kein einzig Schaf der Heerde.
Selbst vor'gen Winter nicht, als eingeschneit
Sie wochenlang am Felsenhange lagen.
Kein Tadel, der gerecht ist, wird mich treffen.
Jedoch," und hier ward seine Stimme auch
Ein wenig spöttisch, „freut es mich nun doppelt,
Daß ich zuvor Euch kam, daß ich es war —"
„Geht, geht — und geht noch heute!" unterbrach
Des Pächters Sohn den Hirten ungestüm.
„Und Glück bei Sheila!" — mit dem Hohneswort
Hat schon das Plaid er fester um die Schultern

Geſchlagen und der Hütte Kreis verlaſſen.
Schnell iſt die düſtere Geſtalt verſchwunden.

Doch Duncan's Antlitz auch ward finſterer.
„Was ſollte das?! — Ich — Glück bei Sheila — hat
Sie ſeiner Werbung doch Gehör gegeben?
Was andres kann es ſein, daß er mir hohnvoll
Ein Glück wünſcht, als daß er es ſelbſt beſitzt?
Sheila und dieſer Mann! — ſchon der Gedanke
Treibt mir die heiße Gluth in Herz und Stirn.
Sheila und dieſer Mann! — wohl kann entſagen
Dem Glücke ich, ſie ſelber zu beſitzen,
Doch in den Armen jenes Menſchen ſie —"
So flogen ſchnell in jähem Wirbelſturz,
Wie über'n Fels die Waſſer brauſend ſchäumen,
Ihm die Gedanken durch die Stirn. An ſich
Denkt er nicht mehr, nicht mehr an ſeine Heerde,
Die er doch heute ſchon verlaſſen muß.
Da fühlt er ſeines Hundes feuchte Schnauze
An ſeiner feſtgeballten Hand — zurück
Ruft ihn das treue Thier auch jetzt und zärtlich
Läßt über ſeinen ſchlanken Hals er hin
Sie gleiten: „Ja — uns zwei kann Niemand trennen,
Du gehſt mit mir, mein treueſter Genoſſe,
Und hilfſt dem Einſamen dort draußen ſuchen
Die neue Heimath — doch kein neues Glück! —"

Vierter Gesang.

Damals! . . . . .

Erfrischende Kühle durchfluthet die Luft,
Vom Meere weht sie herüber
Zu Tishigs Hügeln, die trüber,
Umdüsterter Himmel in Nebel geschlagen.
Der Wind, der noch vor wenigen Tagen
Von Sheilas Hütte der Rosen Duft
Weit über die Fluthen getragen
Spielt nun mit den welkenden Blüthen
In übermüthigem Wüthen.

Auch in der Hütte sah's traurig aus:
Bei jedem Windstoß, der gegen das Haus
Sich kehrte, es im Grunde erschütternd,
Der Tochter Arm noch fester umspannt,
Die kranke Mutter mit bebender Hand,
In Fieberschauern erzitternd.

Am Rande des Bettes das Mädchen kniet,
In gesteigerter Angst sie das Leben
Der theuren Mutter entschwinden sieht,
Und näher und näher schweben
Mit schwarzem Fittich den grausamen Tod,
Der seinen schrecklichen Gruß schon entbot.

Da richtet die Kranke sich plötzlich empor,
Und an das hochaufjauchzende Ohr

Der Tochter ein Name: „Duncan" dringt,
Und im Herzen tief drinnen er wieder klingt.
Vor der Mutter innerem Auge steht
Urplötzlich ein Bild aus vergangener Zeit,
An das nun ein Wort nach dem andern sich reiht.
Kein einz'ges dem lauschenden Mädchen entgeht,
Ob auch schon oft aus der Mutter Mund
Sie jenes Tages Erlebniß vernommen.

Was ist wohl heute in dieser Stund'
Ueber die sterbende Frau gekommen?
Will sie noch fester in's Herz es ihr prägen,
Tiefer in ihre Seele noch legen? —
Ach, dort hat schon ein heißes Lieben
Unauslöschlich es eingeschrieben!

Aber noch nie so lebendig trat
Vor die Jungfrau die rettende That
Des geliebten Mannes, noch nie
Hörte so sprechen die Mutter sie.
Und vergebens sucht ängstlich zu wehren
Ihren Worten sie, die ihre Kraft
Mehr und mehr noch drohn zu verzehren.
Noch einmal aus der Krankheit Haft
Sich die Seele der Alten entwindet,
Ehe befreit sie für immer entschwindet.

– „Das war ein Sturm, wie ich ihn noch nie
Auf dieser Insel erlebte!
Der Himmel ein Meer von Blitzen spie,
Das Eiland im Grunde erbebte,
Die Wolken, ränderumzogen
Mit rothen Streifen, flogen
Am finsteren Himmel gleich Boten,
Die Unheil den Menschen verkündeten.
Es war, als ob die zuckenden Blitze

Auf jedes Berges erschauernder Spitze
Glühende Flammen entzündeten,
Die hochauf sprühten und lohten.
Dazwischen des Donners dumpfes Gerolle,
Entfesselt das Meer, das zornestolle,
Die Wogen wälzte gen Tishig's Strand,
Und gährend kochte ihr schäumender Brand!
Und ich allein! — und du nicht bei mir! —
In die Berge warst du gestiegen
Um Mittag schon, keine Seele bei dir,
An die du dich konntest schmiegen.
O meine Angst! — so hat in der Brust
Mein Herz nur einmal geschlagen,
Als deinen Vater ich draußen gewußt,
Als ihn mir die Wellen getragen,
Die mörderischen, zum blinkenden Strand . . .
Graunvoll jenes Tages Ereigniß stand
Vor der angstvollen Seele mir, da ich in's Thal
Deinen Namen rief in furchtbarer Qual,
Und hinauf zu den Bergen — wer hörte die Klage,
Wer gab mir Antwort auf meine Frage? . . .
Jede Rettung war fern, kein Mensch war nah,
Doch wären auch tausend gewesen da,
Wer hätte gewagt sich dort droben hinauf? —
Um die Hütte irrt' ich in ruhlosem Lauf,
Mein fieberndes Denken wußte zu geben
Ihm kein Wohin — ihm kein sicheres Ziel.
Ich sah im Geiste dich schweben
Hoch über des wasserdurchtosten,
Des gähnenden Abgrunds schwindelndem Rand,
Sah, wie die Stürme, die rauhen, erbosten
Zerfetzten dein dünnes, kurzes Gewand —
So trieb die Ungewißheit ihr Spiel
Grausam mit ihr und ich fühlte die Kraft,
Mälig mir schwinden; ob aufgerafft
Von der furchtbaren Angst mit eiserner Hand,

Ich immer von Neuem auch ward,
Ich fühlte, wie mehr und mehr sie mir schwand:
Aus der keuchenden Brust drang matt nur und hart
Dein Name hervor noch - doch kaum erklungen
Hatte der Sturm ihn wieder verschlungen.
Da, als die Hoffnung mir gänzlich entschwunden,
Da, nach den bangen, den schrecklichen Stunden
Kam mir Hülfe, — so plötzlich stand
Duncan vor mir, daß dem Aug' ich nicht glaubte!
So sieht der Schiffer, dem Alles raubte
Trügrisches Meer, auf einmal den Strand
Vor sich, den theuren, der längst ihm entschwand.
„Wo ist Sheila?" — stieß Duncan hervor.
Trostlose Frage! — und ob auch nicht geben
Antwort ich konnte, drang sie an's Ohr
Doch mir wie neues, gerettetes Leben.
„Wo ist Sheila?" — so rief er wieder,
Angstvoll und bang. „Dort oben — dort!" —
Wußte zu sagen ich nur, doch das Wort
War gesprochen noch nicht — und hinauf
Sah ich ihn eilen in stürmischem Lauf —
Dann bedeckte die Nacht meine Lider." —

Schnell, ohne Zögern und mächtig beseelt
Hatte die kranke Mutter erzählt,
Und zurück sinkt sie dann in die Kissen
Von der zitternden Tochter gestützt.

Aber auch Sheila, von Neuem gerissen
Von der Erinnerung stürmisch-gewaltsam,
Wie vom Bergstrom so unaufhaltsam,
Zu ihrer Liebe, durch Nichts geschützt,
Lebt im Geist wieder durch jenen Tag,
Und sie fühlt wieder des Herzens Schlag,
Wie er sie damals voll Furcht durchbebte,
Als zwischen Tod und Leben sie schwebte

Oben am Atha, da hinauf sie gestiegen,
Wo seine Trümmer, die wilden, liegen.

Auf die Kranke hat Schlaf sich gesenkt,
Und, was sie eben noch stürmisch bedrängt
Hat er leise gehoben von hinnen . . .
Immer noch Sheila am Bette kniet,
Doch als die Mutter sie schlummern sieht,
Ruhig und sanft, erhebt sie sich sacht,
Setzt an des niedrigen Bettes Rand
Leise sich nieder und stützt in die Hand
Ihre Stirne. — Was angefacht
In ihr ward, die Gedanken, sie spinnen
Weiter sich nun um jenen Tag,
Alle zum festen Band sich vereinen,
Das sich schlingt um den Einen — den Einen —
Lautlose Stille beherrscht das Gemach.

Damals war über der Kindheit Grenze
Kaum sie geschritten, waren vom Lenze
Kaum ihr die ersten Blüthen gereicht,
Trug sie das Leben noch spielend und leicht.
Weiße Heide wollte sie pflücken
Oben am Berge, um kindlich zu schmücken
Des verstorbenen Vaters Bild.
Doch als zum Niedersteig endlich sie wenden
Langsam sich wollte, da plötzlich wild
Brach das Gewitter, das grause, aus.
Mochte die Blicke sie niedersenden
Nicht mehr sah sie ihr väterlich Haus,
Finsterniß hatte Alles bedeckt,
Hatte die Bucht und das Land versteckt.
Jeder Schritt riß immer nur mehr
Sie in das Ungewisse hinein,
Suchend schwankte sie hin und her,

Irrte sie durch das wüste Gestein.
Da drang durch den Sturm hin zu ihr ein Laut,
Der klang so wohlbekannt ihr und traut,
Und zwang sie ihm schärfer und schärfer zu lauschen.
„Das ist der Derryguaig, das ist sein Rauschen!“
Klang es wie Jubelruf von ihren Lippen.
Und wie der Pfeil, von der Sehne beschwingt,
Schnell durch die Luft zum Ziele dringt,
Eilte sie durch die benäßten Klippen
Neugestählt nun dem Flusse zu.

„Dort bin ich sicher, dort finde ich Ruh!
Derryguaig, Derryguaig, schütze mich heute,
Daß ich dem Sturme nicht falle zur Beute!“
Näher und näher erklang durch das Sausen
Zu ihr des heimischen Bergstromes Brausen,
Mächtig, in furchtbar dräuendem Sang —
Und je näher sie kommt, desto bänger
Wird ihr's um's Herz, und desto enger
Schnürte die Brust sich ihr zu — das klang
So gewaltig, wie nie sie's gehört.
„Vorwärts! Noch nie hat mein Fluß mich bethört!“

Da stand sie am Fluß, an sich selber irr,
Und sah in der fallenden Wasser Gewirr.
„Bist du der Derryguaig, den sie so nennen?
Bist du der Bach, welcher spielend und mild,
Kindlicher Freude erquickendes Bild,
Noch na Neals Wassern bisher sich geeint?
Ja, du bist es! — Doch wie es mir scheint
Soll ich erst heute dich wahrhaft erkennen.
Nie vernahm ich wie heut' deine Stimme,
So voll Zorn, so in wildestem Grimme.
Derryguaig, glaubst du, du könntest mich schrecken?
Nein o nein — denn Fels mich deden
Vor des Sturmes wilder Gewalt!“

Nieder klomm sie zur schützenden Kluft,
Dort geschirmt vor der eisigen Luft
Schmiegte sich an die schlanke Gestalt.
Ueber ihr wälzte der schäumende Fluß
Seiner Wellen tosenden Guß,
Ob ihrem Haupte warf ihn der Stein
Zu dem felsigen Bette nieder,
Dort sich klärend reckt er die Glieder,
Ehe von Neuem er kräftig sie setzt
An zu frischem Sprunge, um wieder
Weiter zu strömen dann unverletzt
In seiner Fluthen weißschäumenden Schein.
Anfangs zwar zuckte durch Sheila's Brust
Es wie der Wildheit unzähmbare Lust,
Aber als Stunde auf Stunde verrann,
Ohne die Wucht des Sturmes zu enden,
Mälig ein banges Gefühl sie umspann,
Und sie klammerte mit den Händen
Fester sich an das kalte Gestein.
Was sie vorher nicht gefühlt, daß allein,
Ganz allein sie hier oben war,
Das durchbebte sie plötzlich mit Schrecken,
Und sie ahnte die nahe Gefahr,
Und daß der Fels sie nicht würde decken
Vor der Blitze jäh tödtender Macht,
Vor der Stürme wild tobender Schlacht.
Bei jedem Strahle, der niederzuckte,
Tiefer sie sich und zitternder duckte,
Wie ein Vöglein, das fern dem Neste,
Fern von des Baumes treuem Geäste
Sich auf dem weiten Felde verirrte.
— „Duncan" — rief sie und dann verwirrte
Sich ihr Denken: es war ihr als spülte
Sie die tosende Welle herab
In ein offenes, gähnendes Grab . . .

Als sie wieder erwachte, da fühlte
Um sie die Luft der Nacht und sie sah
Vor sich blinken der Hütte Licht —
Vor sich die Mutter — und da — und da —
Neben ihr, bleich — mit zerschmettertem Knie
— Ach, sein Auge, es sah sie nicht! —
Lag er, Duncan — — und „Duncan!“ schrie
Auf sie so wild, mit so weher Macht,
Daß es durchbebte den Sturm und die Nacht!

Wie er gerettet sie, wie er vernommen
Ihren Ruf und wie er gekommen
Grade zur rechten, zur höchsten Zeit,
Wie er sie nieder zum Thale getragen
Hin durch den Sturm und ohne zu zagen,
Wie von höheren Kräften geweiht,
Wie er dann, nur noch wenige Schritte
Von dem schirmenden Dache der Hütte
Ueber den grollenden, brausenden Fluß
Hülfe zu holen voll Muth geschritten,
Wie sein ermatteter, zitternder Fuß
Aus an dem letzten Steine geglitten,
Ihn die Welle gefaßt, wie sie brach
Ueber ihn hin und im Abgrund er lag,
Aber sie selber am Ufer gebettet,
Wie er zerschlagen sich kaum noch gerettet —
Alles das von der Mutter vernahm
Sie in der Zeit, der trüben, der schweren,
Die nach jenem Tage kam —
Jener Zeit, in welcher vom Bette
Duncans kein Mensch sie gerissen hätte,
Immer bemüht, seinen Schmerzen zu wehren:
Ob auch kein Wort ihm entfuhr, diese Schmerzen,
O sie fühlte sie doppelt mit,
Fühlte im eigenen blutenden Herzen,
Was er um sie stolzschweigend litt' — —

Wie ist es ruhig und still im Gemach!
Sheila vernimmt ihres Herzens Schlag,
Und als könnte zur Ruh sie ihn bringen,
Der Erinnerung Wogen bezwingen,
Tritt sie zum Fenster — und lange sieht
Sie hinaus auf das Meer, wo im Kreise
In ihrer hastig-unstäten Weise
Eine einsame Möve zieht . . . . .
„Damals, ja damals waren wir Kinder,
Durften uns sehen Tag aus und Tag ein,
Lebten sorglos dahin und geschwinder
Floh uns die Zeit, als wir es gedacht.
O so wie damals er hold mir gelacht,
Lacht mir nie wieder des Glückes Schein,
So wie damals, so unbewußt
Füllt er nie wieder die müde Brust!
Jener Tag, er mußte mir's sagen,
Daß ich ihn liebe, und seit jenem Tag
Hab' ich sein Bild im Innern getragen,
Galt ihm des Herzens jeglicher Schlag.
O warum ward es anders? — warum
Ward er seitdem so scheu und so stumm?
Damals sind uns, den treuen Genossen,
Glücklich und still die Jahre verflossen,
Bis jener Tag des Verhängnisses kam:
Alles er gab — und Alles er nahm!
Alles gab er — die Liebe, die süße!
Alles nahm er — er nahm ihn mir! —
Will er, daß ich die Rettung büße?
Was war der Grund, daß so schnell von hier
Gleich nachdem er vom Lager erstanden,
Drauf ihn die Lähmung gehalten in Banden,
Er in die Berge als Hirte ging?
Daß jeden Dank er von sich wehrte?
Kaum daß ein freundliches Wort er begehrte,
Schätzt meinen Dank er so ganz denn gering?

Alles, Alles thu' ich für ihn —
Aber ihn bitten: „Hier, nimm mich hin!“
Und er mich fortweist — das kann ich nicht,
Und wenn das Herz mir in Stücke bricht!
O warum heute doch dieses Erinnern,
Dieses verzehrende Weh im Innern?
Mich darf beseelen kein andrer Gedanke,
Als an die Mutter, die theure, die Kranke —“
Sie will sich wenden — was hält ihren Blick
Noch da draußen am Strande zurück?
„Duncan! — ist's möglich? o was er wohl will?“
Schnell einen Blick auf die Mutter, die still
Schlummert, dann geht sie ihm eilig entgegen.
In der nächsten Minute legen
Sich zwei zitternde Hände zusammen,
Aber ob heiß auch die Herzen flammen,
Doch die scheuen Blicke sich meiden.

Liebe, o Liebe, wie machst du so blind!

Endlich dann zögernd nun Duncan beginnt:
„Sheila, ich komme, dir Abschied zu sagen,
Da ich von hier schon morgen muß scheiden —“

Es ist gesprochen das Wort — und offen
Liegt vor Sheila der Abgrund, in den
Mit ihm versinkt ihr letztes Hoffen.
Rettungslos, stumm — und ohne Klagen
Sieht sie es fallen und untergehn.

Wieder verstummt die Beiden nun stehn.
Was durch die Seele des Mannes geht?
Was das Mädchen erkältend umweht?
Weher Trotz — und Scheu vor der Frage,
Trotziger Stolz, der verbietet die Klage.

— Darf mein Anblick ihr Glück vermindern?
Daß sie's erwerbe, ich will es nicht hindern.

Weil ich gerettet sie, darum als Lohn
Sollt' ich, der Krüppel, für mich sie begehren?
Nein — auch des Pächters reichem Sohn
Darf ich sie heimzuführen nicht wehren! —

Immer noch schweigen sie — beide versenkt
In ihr Leid und von Zweifeln bedrängt.

„Sprich, wie so schnell das geschehen kann?"

„Allzu mühsam der Dienst mir ward —"

„Wenn du gehn mußt, dann geh! — weniger hart
Mög' er in fremdem Lande dir werden!"

„Und du, Sheila, — glücklich auf Erden!"

„Ich!" — lacht sie auf. — Dann: „Habe Dank
Noch für das, was an mir du gethan, —
Ich muß hinein, denn die Mutter ist krank . . ."

Noch einmal ihre Hände sich fassen,
Um dann gelöst sich für immer zu lassen:
Noch einmal trifft sich trübe ihr Blick —
Und in die Hütte eilt Sheila zurück. —

Wie sie dort drinnen mit sich ringt,
Wie das Weh von den Lippen ihr dringt,
Wie, nicht mehr wissend, was sie beginnt,
Dann sie bewußtlos zu Boden bricht —
Das sieht sein Auge, sein todtes, nicht! . . .

Liebe, o Liebe — wie machst du so blind!

Fünfter Geſang.

Geeint!

O wie biſt du ſchön, mein theures Eiland
Wenn auf deine markig kühnen Züge
Sich des Herbſtes tiefe Schwermuth ſenkt!
Webt ſie in den grauen Nebeln nicht,
Die ſo oft dich ſchleiergleich verhüllen?
In dem Zittern, welches Loch Vas Fluth,
Wie die Seele eine Ahnung, ſtreift?
In der todesſtarren Einſamkeit, die droben
Auf den Höhen, drunten in den Thälern
Ihre kalte Hand auf jeden lauten
Ton des Lebens, ihn verklärend, legt? —

Tiefe Schwermuth, wie ſie dich verſchönt!
Wie ſie dir des Zaubers Siegel aufdrückt,
Der die Menſchenſeelen alle, alle
Gnadlos hin zu deinen Füßen zwingt!
Heil und Wehe Dem, der deines Auges
Unergründlich tiefe Klarheit ſchaute!
Weh ihm! — denn ihn faßt ein heißes Sehnen
Immer wieder in die dunkle Tiefe,
Die ihn mehr und mehr zu ſich hinabzieht,
Seinen ſchönheitstrunknen Blick zu ſenken.
Herb ihm! — denn er durfte unverhüllt
Die Natur in ihrer Schönheit ſchauen,
Durfte Herz an Herz mit ihr von ihrem Munde
Kraft ſich für ſein armes Leben küſſen!

Ben Mors Haupt umstrich ein frischer Wind,
Und er badete die hohe Stirne
In der klaren Morgenkühle freudig.

Noch lag Morgenruhe auf den Gipfeln,
Da verließ ein Mann die Hirtenhütte,
Die am Ben Vheg weltverloren lag.
Duncan war es. Nun zum letzten Mal:
Nimmt er Abschied von der treuen Heerde.
Nun zum letzten Male schweift sein Auge
Von der langbewohnten Stätte nieder
In das Thal, zu Loch Bas Spiegel nieder,
Der so oft ihm winkte tröstend mild,
Wenn der Einsamkeit trübschwarzer Fittig
Um das Haupt ihm strich in schwerem Fluge.

Nun zum letzten Male nimmt er Abschied —
Ruft dann seinen Hund und niederwärts,
Sieht man ihn in sichrem Schritte schreiten.

Ja, in sichrem Schritte: mochte auch
Lähmung ihm des linken Knie's Bewegung
Hemmen, — daß seit seiner Kindheit Tagen
Er auf diesen Bergen jeden Steg
Mehr als hundertmal begangen, daß er
Jeden Stein fast kannte, jede Klippe,
Das verräth sein fester Gang, wie nun
Bald mit keckem Sprung, der immer sicher
Auf den vorgedachten Fleck ihn brachte,
Bald mit stetem Schritt am schwindelnd-steilen,
Jäh herniederstürzenden Berghang hin
Er vom Ben Vheg thalwärts niedersteigt.

Mehr und mehr wird Loch Bas Bläue sichtbar.
Jetzt das Herrenhaus, das blinkendweiß
Aus der dunklen Edeltannen Dickicht

— Rings im Umkreis waren dieſe Tannen
Dort am Fuß des Bergs der einz'ge Baumſchmuck —
Sich emporhebt, wie aus dunkler Fluth
Leuchtend ſteigt des Sees weiße Roſe.

Weiter! ſieh, da liegt die Inſel vor ihm!
Dort iſt Salens ianftgeſchwung'ne Bucht,
Hier das Waſſer Loch na Keal's mit Macht
In das Herz der Inſel eingedrungen.
Wie zwei Liebende, die heißes Sehnen
Sich zu einen, zu einander zieht,
Und die dennoch ewiglich geſchieden
Nur von fern ſich ſchaun und grüßen dürfen.

Bis zur Morvernas wilden Hügelketten,
Bis zu Ardnamurchans leicht gewellten,
Dort ſich nun der trunkne Blick verlieren,
Dort den blauen Meeresſtreifen grüßen,
Der Mull Eiland von dem Feſtland ſcheidet.

„Sound of Mull, mit ſchwerem Herzen nur
Gebe heut' ich deinen Gruß zurück!"
Spricht der Wandrer. „Morgen wirſt du tragen
Mich zu jenen blauen Bergen, welche
Einer neuen Zukunft Keim mir bergen.
Seid mir gnädig, fremde, blaue Berge,
Seid dem Manne freundlich, der zu Euch
Mit zerriſſ'nem Herzen kommt, voll Wehmuth
Bei euch eine neue Heimath ſuchend!"

Duncan ſteht und ſchaut mit trübem Auge
Hin zur Ferne, aber wie ſie freundlich
Auch ihm zulacht, immer weher zuckt
In der wunden Bruſt das heiße Herz;

„Das der Abſchied! — Und ſo ſoll ich ſcheiden! —
Nein, es darf, es kann — es kann nicht ſein! —

Ich kann ſcheiden und ich kann entſagen,
Wer von Herzen liebt hat Kraft dazu —
Keine Klage ſoll von meinen Lippen
Als ein Zeugniß meiner Schwachheit gehn;
Keine Klage ſoll ihr neues Glück
Je verdüſtern, kein Erinnern ſoll,
Keine Dankbarkeit ſie je bedrücken —
Aber ſo — nein, ſo kann ich nicht gehen!
Einmal noch muß ich ihr Auge ſehen,
Muß in ihm ich die Gewißheit leſen,
Daß ſie wahrhaft glücklich wird — und dann
Will ich gehen — ſtill für ewig gehen . . . .
Auch das fremde Land — fremd iſt es mir,
Wenn auch Schotten gleich wie ich dort wohnen,
Fremd iſt mir's, denn mir iſt einzig Heimath
Mull's geliebter, nie verlaſſ'ner Boden —
Auch das fremde Land, das drüben winkt,
Wird ſo eng nicht ſein, daß nicht dem Fremden
Einen kleinen Raum es huldvoll gönnte! —
Dann wird oft mein Blick herüberfliegen,
Thränenſchwer, doch voll der ſüßen Hoffnung,
Daß hier Sheila glücklich, — glücklich weilt . . ."

Was die Wellen Loch na Keal's wohl rauſchen?
Was der Möve heiſ'rer Schrei wohl klagt,
Die der Hütte einſam Dach umkreiſt?
Wollen ſie ihr Mitleid Sheila künden?
Sheila, — der die Mutter ward genommen?
Ihre Mutter, die vor wenig Stunden,
Segen für ihr Kind auf ihren Lippen,
Liebe in dem brechenden Auge, ſtarb! —
Starr und regungslos ſitzt Sheila da —
Keine Thräne lindert ihren Schmerz;
Wie er weh auch aufſteigt in der müden,
Der zerriſſ'nen Bruſt, wie's heiß auch dringt
In das matte Auge — ſtarr und trocken

Blickt es unverwandt zur Erde nieder.
Wie so bleich des Mädchens Wangen sind!
Welcher Ernst in diesen jungen Zügen,
Den die harte Hand des Schicksals eingrub!
Und wie lieblich doch — begehrenswerth
Auch in dieser marmorkalten Ruhe.
Werden diese Lippen nie mehr lachen?
Wird die Knospe, die der kalte Wind
Sorglos überfuhr, sich nie zur Blüthe,
Anderen zur Freude mehr erschließen?

Ja, sie wird es, denn Mull Eilands Kindern
Ward umsonst nicht in die Wiege schon
Der Gesundheit unschätzbare Gabe
Als der Väter Erbtheil mitgegeben.
Darum pulst in ihnen eine Kraft,
Die im Sturme schwanken wohl und beben,
Aber nie im Grunde wanken kann,
Zeigt die Eiche mir, der nie der Wind
Ihres Stammes Gipfel machtvoll beugte?
Aber dann, wenn ausgetobt das Wetter,
Steht sie hehr und starr, wie vordem, da,
Höher noch die stolze Krone hebend.
So auch Sheila! — wohl durchbohrt der Schmerz
Mit zweischneid'gem Schwert in dieser Stunde
Ihrer Kindesseele zarte Knospe, —
Doch zugleich weiht er das Kind zum Weibe!

Während Sheila an dem Bett der Todten
Stumm in thränenlosem Jammer kniet,
Schleicht ein Mann sich um das Haus — so lauert
Auf die Beute der blutdürst'ge Tiger.
Thomas Goldie ist es. — Unbemerkt
Hat er sich zum Fenster hingeschlichen.
Nun schaut er mit glühendheißen Blicken
In das Innere, seine Blicke hängen

An der Jungfrau reinen Zügen, dann
Freudig, fast erschrocken fährt er auf:
„Sah ich recht? — die Alte — sie ist todt!
Sheila nun allein! — Ha, will das Glück
Sich so unverhofft mir günstig zeigen?
Daß ein Narr ich wäre, es zu lassen!
Und was hindert mich in dieser Stunde
Noch das Mädchen mein — ganz mein zu nennen?"
Wieder späht er gierig in das Zimmer.

Ahnt das Mädchen, daß Gefahr ihr droht?
Plötzlich wendet sie das holde Antlitz,
Und zusammenschreckend sieht am Fenster
Thomas Goldie sie mit raschem Blicke.
Doch nur einen Augenblick erschrickt sie;
Ruhig steht sie auf dann und die Thüre
Oeffnend steht sie vor dem Pächter da.
„Thomas Goldie, Ihr schon wieder hier?
Meine Antwort, denke ich, war deutlich!"
„Deine Antwort!" lacht in grimmem Zorne,
Uebermannt von wilder Leidenschaft, der Pächter,
„Sag', beharrst du heute noch dabei? —"
„Meßt mein Wort Ihr nach dem Euren ab? —
Thomas Goldie, geht — Ihr irret Euch!"
„Nein, ich gehe nicht — ich will doch sehen,
Ob du wirklich so bist, wie du scheinst —"
Und er faßt mit frecher Hand die ihre,
Seine Lippen nähern sich den ihren,
Mit dem Arm umschlingt er ihren Nacken,
Und ein Kampf beginnt, wie heißer nicht
Je ein Weib um seine Ehre rang!
Berge! Könnt so stumm und kalt ihr liegen?
Stürzt ihr euch nicht auf den frechen Buben,
Der es wagt, mit seinen schmutz'gen Händen
Eurer reinen Tochter sich zu nahen?
Wogen! Was rauscht ihr so ruhig fort!

Seht ihr denn nicht, wie sie unterliegen
Seinen rohen, gier'gen Kräften endlich muß?

„Laßt mich!" — schreit, von Abscheu überwältigt,
Auf sie wild und stößt von Neuem kraftvoll
Ihn zurück, doch wilder nur und gieriger
Stürmt er auf sie ein. — Thürmt euch, ihr Wogen,
Hoch empor und reißt zur tiefsten Tiefe
Den hinab, der mit unheiligen Füßen
Mull's geweihtes Land in seinem Kinde
Wagt zu schänden — könnt ihr denn das dulden?

Stumm und starr in hehrer Majestät,
Die der Sterblichen kleinliches Treiben
Nicht berühret, liegt das Eiland da.
In derselben stillen Größe rauschen,
Unbekümmert um der Menschen Wehe,
Gegen Tiibig's Strand die Wogen an,
Nur wie immer furchtbar leise grollend.

Mehr und mehr fühlt Sheila ihre Kräfte,
Mehr und mehr die irren Sinne schwinden.
Schon fühlt sie den Athem seines Mundes —
Da mit mächt'gem, wildem Ruck wird plötzlich
Hinterrücks des Pächters Sohn geschleudert,
Daß den Bergeshang er hinabfällt,
Und befreit von ihm steht Sheila da!

War's ein Traum? — Sie schlägt die Augen auf:
Duncan steht vor ihr — glühend vor Zorn
Niederblickend auf den Feind, der langsam
Sich erhebt — jedoch in trotz'gem Grimme
Halb beschämt nicht wagt ihn anzugreifen.
Und so hoch und stolz, so frei und stark
Stand der schlichte Hirte vor dem Herren,
Daß die Augen dieser senken mußte,
Daß er grollend kaum zu höhn'schem Worte

Noch die Stirn ſich nehmend in der Richtung,
Welche Duncan's Hand ihm wies, davonſchlich. —

Schon war um den Berghang er verſchwunden,
Und noch immer ſtehn die Beiden wortlos,
Mit den Blicken immer noch ſich meidend.
Da ſchaut Sheila auf. Aus ihren Augen
Fällt ein heißer Strahl auf den Geliebten,
Und aus ihrer Bruſt, der heftig wogenden,
Ringt ſich's zögernd, doch entſchloſſen, los:
„Duncan, dir zum zweiten Male nun
Schulde ich dies Leben — denn was eben
Mir gedroht, weit ſchlimmer wär's geweſen,
Als der Tod in Waſſerfluth und Stürmen.
Duncan! — dieſes Leben, es iſt zwiefach,
Dieſes arme Herz mit ſeiner Liebe,
Es iſt dein — willſt du es haben, Duncan?"

„Sheila — Sheila! Wie geſchieht mir denn!
Sag's noch einmal, daß das blöde Ohr
Sich nicht täuſchte — Sheila, hört' es recht?" —

„Ja, es hörte recht! Du Lieber, Lieber,
Warſt du blind denn, daß du nicht geſehen,
Was mein Auge ſprach, indeß die Lippe
Schweigen mußte, denn ſie durft' nicht reden —
Doch du haſt's verſtanden, ſie zu öffnen! —
Und auch jetzt noch ſprichſt du nicht zu mir,
Muß ich dich erſt fragen: „Liebſt du mich?" —"

„Sheila, tauſendmal ſollſt du es hören:
Ja, ich liebe dich! — doch durfte ich denn
Sprechen — durfte ich denn zu dir kommen,
Ich —" er ſchaut voll Wehmuth auf den Krückſtab.

„Duncan, und war ich es nicht — — o ſchweige!
Ich, die ſo unendlich viel dir ſchuldet,
Daß ein ganzes Leben voller Liebe
Nie vermag die Maße gleich zu machen!

Laß mich Stab dir sein und feste Stütze,
Doch auch du sei mir es, denn allein,"
Und ihr Aug' umflorte tiefe Trauer,
„Steh ich auf der Welt: die Mutter ward
Heut erlöst von ihrem schweren Leiden —"
„Deine Mutter todt!" fragt er erschrocken,
„Sheila, wenn sie je ersetzt kann werden
Soll sie es durch mich und meine Liebe!"

Da birgt jäh aufschluchzend sie ihr Haupt
Fest an seiner Brust und weinet leise —
Und ihr ist, als ob mit ihren Thränen
All' das Leid von ihrer Brust sich löse,
All' der trotz'ge Stolz, das wehe Sehnen,
Alles, was bisher auf ihr gelegen . . . . . .

Duncan aber hält in seinen Armen
Fest, so fest sie, wie wenn er besorge,
Daß mit ihr sein neues Glück ihm schnell,
Wie's gekommen, wieder schwinden könne.

Und zum ersten, scheuen Kusse einen
Sich die Lippen nun der beiden Menschen.
Erster Kuß! — O deine Seligkeiten
Einzig der ermißt, der in des Lebens
Gold'nem Lenz ihn selber küssen durfte,
Ungestüm in lang verhalt'ner Sehnsucht,
Und doch scheu in ahnungsbanger Keuschheit.

An einander fest gelehnet stehen
Droben stumm die Beiden — nun vereint!

Und sie glauben in der Wogen Rauschen
Das Versprechen künft'gen Glück's zu hören —
Ahnend nicht, daß eines großen Glückes
Sichre Bürgschaft in sich selbst sie tragen!

Nun iſt mein Lied geendet — Harfe des Nordens, Dank!
Daß du mir treu verbliebeſt, als hinter mir verſank
In grauer Nebelferne Mull Eilands hehre Pracht,
Die meine kranke Seele geſund und ſtark gemacht,
Dem Ziele zuzuſtreben, dem ich mich ganz geweiht —
O gieb, daß aus dem Keime dereinſt die Frucht gedeiht!
Und doch haſt du dem Herzen, dem du ſo viel geſchenkt,
Nach ewig-wahrer Schönheit die Sehnſucht eingeſenkt:
Die drängt, da nun verklungen des Liedes ſchlichtes Wort,
Und webt und treibt im Innern zu neuem Schaffen fort,
Ruhlos dem einen Ziele, dem heiß erſtrebten, zu! —
Nur manchmal gönnſt dem Geiſte zurückzuſchau'n du Ruh'.
Dann ſteigt in lichter Schöne die Heimath mir empor,
Die ich ſo kurz beſeſſen, und ach! ſo bald verlor — --
Um mich rauſcht das Getriebe der Welt, ſo kalt, ſo hohl —
Die Lippe flüſtert leiſe: „Mull Eiland, lebe wohl!“

Bemerkung:

Der Name Sheila wird ausgesprochen wie Schiela, Keal wie Kell.

Dichtungen

1882—1886

Erste Ausgabe: München 1886.

Nur das ist ein Kunstwerk, in dem sich
die ganze Liebe des Künstlers ausspricht.
Anselm Feuerbach.

Wenn an dem ernsten Blicke die Jahre,
Die letztvergang'nen, vorüberziehn,
Und aus dem Inhalt das Falsche und Wahre
Zu scheiden er sucht in herbem Bemühn —

Dann fühle ich erst, wie viel ich verloren,
Und selbst das Gewonnene scheint mir beengt,
Als hätte die Stunde, die mich geboren,
Mich auch in unlösliche Fesseln gezwängt!

Wohl habe aus mancher ich los mich gerungen,
Und ging auf den Wegen, die selbst ich mir wies,
Doch Bande giebt es, so künstlich geschlungen,
Daß keine Kraft je uns lösen sie ließ!
— — — — — — —

So war es nur ein gigantisches Ringen,
Ein rastloser Kampf mit dem kleinlichen Tag,
In dem von des Geistes flatternden Schwingen
So manche die Spannkraft verlor und zerbrach.

So war's nur von Tag zu Tag ein Verkümmern,
Das nach und nach die Verbitterung gebar.
Mein bestes Wollen sank hin in Trümmern,
Doch was ich gerettet — ich biete es dar! —
— — — — — — —

Ja, hätte das Schicksal in andere Kreise
Die strebenden Kräfte der Jugend gestellt,
Fürwahr! — ich hätte mir freiere Gleise
Zum Fluge gesucht durch die Weiten der Welt!

Doch schweige! wozu ein verzweifelndes Klagen,
Ist doch unser Leben und Sterben nur Wahn,
Und wer ist glücklich? — und wer darf sagen:
Du hast deinem Können genug gethan?!
— — — — — — —

Von Geſtern und Heute.

Aus meinem Skizzenbuch.

Lyrika ſind Tagebücher in aphoriſtiſcher Form, Hieroglyphen für unendliche Begriffe.
Karl Bleibtreu.

I.

Baden-Baden, Herbſt 1882.

Den Berg bin ich hinaufgeſtiegen.
Des Schloſſes Trümmer ſeh' ich nun
Im Abendſcheine vor mir liegen . . .
Ich werfe hin mich, um zu ruhn.

Bei ihrem Anblick muß ich trauern,
Und tief ergreift die Wehmuth mich:
Um die einſt herrlich-ſtolzen Mauern
Schlingt nun des Epheus Ranke ſich:

Dem Zahn der Zeit hat Trotz geboten
Allein des Schloſſes ſtarker Thurm
Wie wild Gefahren ihm auch drohten,
Er trotzte mächtig jedem Sturm.

Wie ſo die Trümmer ich beſchaue,
Iſt mir's, als zögen aus dem Thor
— Kaum, daß ich meinen Augen traue! —
Die alten Helden jetzt hervor.

Zum Kampfe ſcheinen ſie zu reiten,
So ſind ſie ſtark und wohlbewehrt,
Es greift zu todesmuthigem Streiten
Voll Ungeduld die Hand an's Schwert.

Und aus den hohen Fensterbogen
Seh' ich der Frauen Tücher wehn,
Im Winde ihre Haare wogen,
In ihren Augen Thränen stehn . . .

— — Doch da tönt aus dem tiefen Thale
Der Glocken Klingen feierlich
Zu mir herauf: mit einem Male
Schreckt es aus meinem Sinnen mich.

Ich wende mich, um fortzugehen,
Doch schaue einmal ich noch um, —
Im Gold der Sonne machtvoll stehen
Die alten Trümmer wehmuthstumm.

II.

Ich sah dich einstens in nächtlicher Stunde
An einem Grabe, von Kummer gebeugt,
Kein Wort entfloh dem geschlossenen Munde,
Nur in den Augen erglänzte es feucht.

Du schmücktest mit frischem, duftigem Kranze
Das Grab des Geliebten, der Alles dir war:
Ich sehe dich noch, wie mit flimmerndem Glanze
Der Mond überstrahlte dein nachtfeuchtes Haar.

Nicht durftest der Welt deine Trauer du zeigen.
Wie heiß auch dein Herz in Liebe geflammt:
Du bargst sie vor Allen, — so blieb sie dein eigen,
Sonst wäre von Allen sie herzlos verdammt.

Nicht dürfen am Tag bei dem Grab sie dich sehen,
Es flüchtet dein Schmerz sich zur schweigenden Nacht:
— So sah ich dich einstens am Grabe dort stehen.
Ich störte dich nicht und entfernte mich sacht.

III.

So ſtill . . . kein Laut in weiter Runde!
Es iſt, als ob zu dieſer Stunde
In tiefem Schlafe liegt die Welt,
Und ſelbſt das Wort in deinem Munde
Das Schweigen rings im Banne hält.

Und doch! — laß deine Sinne lauſchen,
So hörſt geheimnißvoll du rauſchen
Durch die Natur das Leben hin,
Dann hörſt du Wort um Wort ſie tauſchen,
Doch ahnſt du ſchauernd nur den Sinn.

Und in dir ſelbſt muß Alles ſchweigen.
Dein Sein muß demuthsvoll ſich neigen,
Dem Zeitlichen mußt du entfliehn --
Dann wirſt du ſein ein Glied im Reigen
Der Geiſter, die das All durchziehn! —

IV.

Du ſchreiteſt in erhabenen Höhen,
Und kein Gemeines naht ſich dir.
Still wandelſt du die ſichern Bahnen,
Es flattern dir voran die Fahnen
Des Siegs — indeſſen wir hier ſtehen
In Armuth, ohne jede Zier!

Wenn je dein Blick herniederfiele
Auf unſern armen Erdenzug,
Das Mitleid würde dich durchbeben,
Vergeſſen würdeſt du dein Streben,
Und hemmen würdeſt vor dem Ziele
Secundenlang du deinen Flug.

Und wenn den Blick du niederſenkteſt
In göttlicher, uns fremder Huld,
Wir ſtünden da, von Glück durchzittert,
Und dennoch namenlos erbittert,
Weil jeder Blick, den du uns ſchenkteſt,
Uns unſer Heil nahm: die Geduld!

V.

Stuttgart, Frühjahr 1883.

Mein alter Wald, wie deine Farben
So zauberiſch heute auf mich wirken,
Wenn in das dunkle Grün der Tannen
Sich webt das friſche Laub der Birken!

Wie aus dem fahlen Laub des Herbſtes
Allüberall die Blüthen ſproſſen,
Und wie der Duft aus Kelchen ſtrömet,
Die kaum der Frühlingswind erſchloſſen!

Und dankbar zieht mir's durch die Seele,
Daß du, mein Freund und mein Gefährte,
Es warſt, der einſt den wilden Knaben
Sein erſtes Liedchen ſingen lehrte . . .

VI.

Amalie Joachim, 1883.

Singe! Singe! — Du ſingſt meine Seele
In einen ſüßen, berückenden Traum.
Meine Gefühle, die ſonſt ich verhehle,
Liegen jetzt offen — ich ahne es kaum.

Singe! Singe! — Denn mit deinen Tönen
Weckſt du im Herzen mir ſchauernde Luſt,
Und ein Abglanz des ewigen Schönen
Bebt durch die leiſe nur athmende Bruſt.

Singe! Singe! — Wie heimathlich Grüßen
Aus jener Zeit, die lange schon schied,
Dringen in's Ohr mir die Töne, die süßen,
Dringt in die Seele tief mir dein Lied!

VII.

Kiel, im Sommer 1884.

Ueber die klare Fläche der Fluth
Zitternde Sonnenstrahlen irren.
Sorglos spielend im Uebermuth
Schmetterlinge, goldglänzende, schwirren.

Und die Stille ringsum! . . kein Laut
Stört diesen sommerlichen Frieden.
Schließe das Auge — wohin es schaut
Sieht es doch Alles im Traume liegen.

Schlafe auch du! — Nichts Besseres kannst
Du in dieser Stille beginnen,
Was du erlebtest und was du ersannst,
Wirst in Nichts du fühlen zerrinnen.

Träume! — — Glaube mir, nur zu bald
Wirst du zum Leben wieder erwachen.
Jetzt bist du groß, dein alle Gewalt —
Bald wieder einer der Kleinen und Schwachen!

VIII.

Das Lied, das in geweihter Stunde
In deinem Innersten ersteht,
Ist mehr, als leerer Worte Schallen
Mir ein Gebet!

Der Wunsch, der, wenn du mich erblickest
Durch deine Seele schauernd weht,
Ist mehr, als Knien vor'm Altare
Mir ein Gebet!

Der Schauer, der durch deine Glieder
Beim Anblick Menschenelends geht,
Ist mehr, als Furcht vor Gottes Zorne
Mir ein Gebet!

Die Thräne, die in deinem Auge
Das meine liebend kaum erspäht,
Ist mehr als laute Schmerzensklage
Mir ein Gebet!

IX.

Ich trete leise ein in das Gemach,
In welchem lange Jahre er gelebet.
Hier ist verklungen seines Herzens Schlag,
Hier hat er heiß gekämpfet und gestrebet:
— Ein leiser Duft sich noch um Alles webet.

Ich trete an den Schreibtisch. Hier das Blatt,
Es liegt noch unberührt, wie er's beschrieben
Mit seinen klaren, festen Zügen hat
In seiner letzten Stunde für die Lieben.
Mir ist es als Erinnerung verblieben.

O ginge etwas von dem hohen Geist,
Der hier gewaltet, auch auf mich doch über,
Des Geistes, der zu Licht und Wahrheit weist.
... Ist mir es nicht, als zög' er jetzt vorüber,
Und trüge einen Gruß zu mir herüber?

X.

Horch, wie die Droſſel ſingt im Wald!
Wie durch das ruhevolle Schweigen
Der ſüße Ton herüberſchallt! . . .
Scheint ſich der Wald nicht ſelbſt zu neigen
Den ſelig-klaren Tönen zu?

Da ſchweigen ſie . . . und jetzt beginnt
Im Wald ein leiſes Blätterrauſchen,
Und doch regt ſich ringsum kein Wind.
So herbſtlich klingt es! — Wenn wir lauſchen
Vernehmen wohl wir, was es raunt.

— — Vernahmeſt du's? Es hat geklagt,
Daß Alles, Alles dann ſoll ſcheiden,
Wenn morgenfriſch es kaum getagt,
Daß Alles Untergang ſoll leiden
Dann, wenn der Gipfelpunkt erreicht! . . .

XI.

Auf dem Meer, Auguſt 1884.

Zerriſſene Wolken hangen,
Gleich losgeriſſenen Fetzen
Dunklen Gewandes,
Am blaugrauen Himmel.
Nur hier und dort ein Stern,
Funkelnd und leuchtend
In einſamer Pracht . . .
Und du, den das Schiff
Durch das nur leiſe athmende Meer
Sicher dahinträgt,
Der ſtolze Bau
Starrſt in die ſtahlblaue Fluth,
Kannſt den verſinkenden Blick
Nicht wenden von den weißen Kämmen

Der Wogen, die der Bug
Aufwühlt und theilt! — —
— Meerleuchten! Du hörteſt das Wort,
Seltſam klang dir's und räthſelhaft.
Jetzt — darfſt du es ſchauen. . .
Jeder Tropfen flüſſiges Silber,
Silbern der weiße Schaum,
Glanzvoll und blendend,
Glitzernd und ſprühend,
Bis er zerrinnt . . .
Und du hebſt das Auge:
Nun kein Stern mehr,
Dunkel Alles!
Kannſt du mir ſagen,
Wohin ſie ſchwanden?
Kannſt du mir ſagen,
Wo ſie ſich ſcheiden,
Das ſchwarze Meer und die ſchwarze Nacht?
Kein Horizont —
Dunkel ringsum! . . .
Aber dort oben,
Siehe — der Mond!
Nicht ſilbern und mild,
Eine glühende Scheibe,
Rothgold und feurig,
So ſteigt er herauf.
Halb noch decken ihn Wolken,
Jetzt ſcheucht er ſie fort.
Strahlend thront er nun oben!
Schweigen der Nacht ringsum . . .
Du möchteſt ſinken
Auf die Knie vor Andacht.
Der Unendlichkeit Größe,
Sie packt und ergreift dich,
Uebermächtig,
Wie nie zuvor!

Ruhig und ſicher
Gleitet das Schiff
Hin durch die Fluth und hin durch die Nacht.
Bald wird es tagen . . .
Du darfſt ſie durchleben,
Darfſt ſie genießen,
Die Nacht auf dem Ocean!
Solche Nacht,
Wen je ſie umſpann,
Mit ſeligem Glück,
Mit gewaltigem Schweigen
Und übermenſchlicher,
Ruhvoller Kraft
Kann er ſie jemals
Wieder vergeſſen?! — —

XII.

Abfahrt von Edinburgh, 28. September 1884.

Da haſt du meine Hand, und da den Mund!
Und nun leb' wohl, wir müſſen jetzt uns trennen! —
Leb' wohl! wo iſt der Mann, dem nicht ward kund,
Wie heiß das Wort kann auf der Seele brennen!
— Da ſteht ſie noch am Strand, der immer mehr
Dem trüben Blicke ſtetig ſich entzieht . . .
Die letzten Lichter dort — — und vor mir Alles leer —
Nur dieſer weiten Fluth unendliches Gebiet!

Was liegt da hinter mir? — Nicht nur ein Land,
Wie andre Länder, Menſchen gleich den andern,
Nein: unausſprechlich mehr! Der Heimath Strand,
Den ich verlaſſe jetzt, um fern zu wandern . . .
Um fern zu wandern! Und was treibt mich fort!
Hinaus in's Ungewiſſe — nur hinaus — —?
Wie ſpät — erſt jetzt! kommt mir der Frage herbes Wort!
Weil mir zu weit die Bruſt, zu eng das Vaterhaus?

Iſt das es? — Ja, es muß wohl alſo ſein . . .
Und doch war's mehr. Ein ungeſtümes Sehnen,
Das mir in's Ohr geſagt, der Sonnenſchein
Sei ſchöner draußen, und mein ganzes Wähnen
Mit ſeinen Zauberfäden ſo umſpann,
So knechtend den Gedanken, wie das Wort!
Und dieſem Sehnen bin zuletzt gefolgt ich dann,
Und von den Wellen jede trägt mehr und mehr mich fort . . .

XIII.

Dresden, Oſtern 1885.

Ich hab' die Luſt des Sonnentags
Tief in mich eingeſogen,
Es war, als wäre leiſern Schlags
Die Zeit vorbeigeflogen.

Ich will in ſpäteren Stunden noch
An dieſen Stunden zehren,
Die zu genießen mir kein Joch
Des Alltags durfte wehren — —

XIV.

Auf der Pleiße bei Leipzig, Sommer 1885.

Walddämmerung . . . Auf dunkler Waſſerbahn
Fliegt hin, von meiner Hand gelenkt, der Kahn.
Ich bin allein. Die Zweige neigen ſich
In grüner Wölbung ſchirmend über mich.

Kein Hauch — kein Ton — — ſtill, Alles traumhaft-ſtill,
Wo blieb der Laut des Lebens, wirr und ſchrill?

Ich rud're weiter; ſtark die ſehnige Hand
In wilder Luſt den Rudergriff umſpannt,

Und ſchneller jagt der Kahn hin durch die Fluth,
Die unergründlich, wie im Traume, ruht.
Ein Schmetterling in müdem Spiel hinfliegt,
Die Waſſerroſe ſich im Schlafe wiegt . . .

Da im Gebüſch zu regen ſich's beginnt,
Wie nun der matte Tag in Nacht zerrinnt.
Ein Abendhauch jetzt auf den Waſſern ſchwebt,
Um meine Stirn er Nebelſchleier webt.
Ein letztes, goldig grünes Flimmern lacht
Noch durch die Blätter . . . dann beginnt die Nacht.

Still war es. Und noch immer ſtiller wird's:
Ein Weh erſteht, die düſtre Nacht gebiert's!
Das ſchwebt auf dieſen Fluthen drohend hin
Und klammert ſich an meinen heißen Sinn.
Im Nacken packt mich eine kalte Hand,
Jäh ſtreift der Kahn im Flug den Uferſand —
Da greift in wilder Angſt den Griff die Fauſt,
Durch meine Adern das Entſetzen grauſt.
Und immer ſchneller theilt die Fluth der Kiel — —
— Ein Licht! — ich athme auf: dort liegt das Ziel!
Das iſt der Waſſerſchenke blinkend Licht,
Das ſich in Strahlen bis zu mir hin bricht;
In Nacht verſinkt der Spuk — auf lichter Bahn
Fliegt nun zum frohen Ziele hin der Kahn!
Geſang tönt an mein Ohr, und Becherklang,
Und trauter Zuruf: „Wo bliebſt du ſo lang?“ —

„Ich hab' den Elſen-Reih'n bei Nacht belauſcht! . . .
Doch nun ſei Gruß mit Euch und Trunk getauſcht!“

XV.

Es war ein letzter, leiſer,
Erinnerungsmüder Ton,
Der deinem bleichen Munde
Im Todeskampf entflohn.

Dein letztes Wort! Wohl klang es
Erbebend an mein Ohr,
Doch in der Stunde Bangniß
Ich ſeinen Sinn verlor.

Ich find' ihn nicht — ich weiß nur,
Was deinem Mund entflohn,
Es war ein letzter, leiſer,
Erinnerungsmüder Ton . . . . .

XVI.

Im Winter 1885.

Es iſt ſo ſtill . . . . Nur meiner Lampe Kniſtern,
Und vor dem Fenſter die ruhloſe Fluth,
Und an den Wänden hin ein ſeltſam Flüſtern,
Und meines Herzens Schlag, der nimmer ruht.

Und dann des Mondes webendes Geflimmer,
Und der Geliebten leiſer, zarter Gang
Tönt mir herüber aus dem Nebenzimmer,
Und ihr melodiſcher, ſüßer Geſang . . .

Sonſt Alles ſtill . . . — — — — —
— — — — — — — — — —

XVII.

Und wieder um eine Hoffnung nun ärmer!
Ein Wahn, daß die Sonne noch einmal wärmer
Fallen könne auf meinen Pfad.
Da sind nun die alten Genossen wieder:
Die trüben Tage — wo bleibt meiner Lieder
Einzig befreiende, sonnige That?

Die alten Genossen aus früheren Tagen,
Die mich schon so oft eine Strecke getragen
Durch's Leben, sie gehn wieder neben mir
Mit sicheren, ruhigen, festen Schritten . . .
O wie ich vergebens gekämpft und gelitten
Mit ihnen, wer weiß das noch außer dir!?

XVIII.

Es hat ein Strahl auf meinen Weg
Durch's Dunkel sich gebreitet.
Der hat mich auf verlorenem Steg
Noch einmal heimgeleitet.

Schon sah ich meines Hauses Thor,
Doch da erlosch sein Blinken.
Ich stand in Nacht — den Pfad verlor
Mein Fuß und that — versinken!

Unſchuldig verurtheilt!

Eine Studie.

Wie ich zum Sünder wurde? — Nun wohlan,
Weil ich juſt in der rechten Stimmung bin,
Will ich's Euch ſagen, und Ihr werdet dann
Vielleicht ein wenig ändern Euren Sinn — —
Vielleicht auch nicht — was liegt denn mir daran,
Ob Ihr die Heuchlermienen frömmelnd legt
In ſtrenge Falten, oder mitleidsvoll
Bedauernd Eure Schultern zuckt! — Bewegt,
Von allen Denen, die mich angeſpien,
Wird doch kein Einziger — ich weiß das wohl!
Ich will's auch nicht! — Ich hab' Euch nie verziehn
Und fordere von Euch auch kein Verzeihn.
Den Haß, den glühenden, will ich behalten,
Und nie ſoll er in meiner Bruſt erkalten,
So lang' ein Athemholen ſie noch hebt,
So lange ſie dem Tod entgegenbebt! — — —
Denn dieſer Haß iſt Alles, was noch mein!
Er iſt die Nahrung mir, an der ich zehre,
Der Trank, den gierig ein die Lippe ſaugt —
Ihn zu vermehren iſt, was ich begehre:
Er iſt der Born, in den mein Weſen taucht,
Das Ziel, dem all' mein Sein entgegenſtarrt — —
Vernehmt, wie dieſer Haß mein eigen ward.

Ja, ich war auch ein fromm-unschuldig Kind,
Und in mir trug ich seliges Vertrauen
Zu allen Menschen, o ich war so blind,
Daß ich in ihnen mich konnt' wiederschauen! —
So lebte lange Jahre ich dahin,
Da war ich das, was man „zufrieden" nennt
Ich aber jauchze, daß ich's nicht mehr bin,
Denn heute meine Seele Alles kennt.
Alles: den ganzen Zwiespalt jedes Seins,
Die jammervolle Hohlheit alles Scheins . . .
Ich bin nicht glücklich mehr, das ist vorbei!
Ein Tag schlug alles Glück in mir entzwei — —
Das war ein grauen-schreckensvoller Tag,
An den nicht gerne ich mehr denken mag! — —
Wohl bin ich stark geworden: o ich wühle
In allen Tiefen der zerrissenen Brust
Mit Wollustqual: wohl bin ich stark: ich kühle
Die Stirne heut' in fremdem Weh mit Lust!
Jedoch der Tag — der Tag, er war zu gräßlich,
Was er zerstörte, war zu unermeßlich . . .
Jedoch ich will erzählen. Zwanzig Jahr
War alt ich, jugendfrisch und stark mein Muth,
In mir noch Kraft, die Erde zu durchstürmen,
Und Fels auf Fels zum Himmel aufzuthürmen:
Voll Freude war mein Blick, noch braun mein Haar,
Noch floß mir in den Adern heißes Blut,
Und nach Genuß rief in mir Lebensgluth . . .

Da griffen sie mich, schleppten zum Gericht
Mich hin — und klagten mich des Mordes an! —
Ich lachte und vertheidigte mich nicht.
„Des Mordes mich, und keinem Kinde kann
Ein Haar ich krümmen! — Ein Versehen nur,
Wie bald — man kennt des rechten Mörders Spur!" —
Man kerkerte mich ein — und immer noch
Hab' ich — verdrießlich halb gelacht. — Jedoch

Dann kam ein Tag, an dem ich nicht mehr lachte ....
Ein Tag, der Alles nahm und Alles brachte!
Da ward es blutiger Ernst: in einen Saal
Ward ich geführt, und unter tausend Blicken,
In derer keinem leisestes Mitleid wohnte,
Ward von dem Manne, der dort oben thronte,
Ich ausgefragt — kein Ende nahm die Qual —
Man glaubte mir nicht. Hinter meinem Rücken
Ward ich verurtheilt — Keiner glaubte mir — —
Ich aber mußte glauben, was ich nicht
Erfassen konnte, was ein Unding schier!
Ich ward verurtheilt: plötzlich ward mir Licht . . .
Ich sah vor mir in grauenhafter Klarheit
Alles — Alles — — und noch einmal die Wahrheit
Schrie wild mein Mund hinaus — es war vergebens!
„Verurtheilt zu Gefängniß — Zeit des Lebens!“ —
Da drang ein gellend Lachen mir vom Munde,
Das kam aus meines Innern tiefstem Grunde,
Und wie vom Schlag getroffen brach ich nieder . . .
Ich fand mich zwischen Kerkermauern wieder.

Ja, ich erwachte! — Wär' das nie geschehn! — —

Was soll ich von den nächsten Jahren sagen?
Es lebt kein Mensch, dem ich es könnte klagen,
Was ich erduldet, was in all' den Jahren —
In zwanzig Jahren! — ich, durch Nichts verschuldet,
In meinem Innern Bittres hab' erfahren — —
Und wollt' ich's schildern, was ich da erduldet,
Es würde mich ja doch kein Mensch verstehn!
Wer könnte ahnend nur ermessen auch,
Wie in mir langsam jeder leise Hauch
Der Menschlichkeit erstickt ward mehr und mehr? . . .

Erst war ich ruhig. „Bald wirst du befreit.“
Der Glaube schwand gar bald. Die Einsamkeit

Begann mich zu erſticken — und dann rief
Ich ungehört hinaus, was in mir ſchlief.
Ich rief hinaus, was Edles in mir lag:
Rührender Schall, der an der Wand ſich brach . . .
Ich ſchrie hinaus die Angſt, den Zorn, die Kraft,
Bis mit den Worten jeder Nerv erſchlafft . . .
Und ſah in ſtummer Pein und dumpfem Sinnen
Die Stunden — Jahre mir — hinunterrinnen!

Und dann — dann ward es in mir troſtlos-leer,
Nichts regte ſich mehr im erſtorbenen Herzen.
In mir war Alles todt: todt alles Schmerzen,
Todt alle Hoffnung — Alles, Alles todt!
Ich lebte kaum mehr — nur mechaniſch nahm
Ich hin die Speiſe, die der Wärter bot.
Faſt ob der Schwachheit überkam mich Scham,
Jedoch der Körper forderte ſein Recht,
Er war zu ſchwach, zu leugnen ſein Geſchlecht.
In mir war Alles, Alles todt — mir war
Gleichgültig Alles, doch ich lebte noch,
Nicht ließ mich ganz des Seins verfluchtes Joch!

Da kam es langſam — — : der noch in mir lag,
Der letzte Funke Lebens, er gebar,
Was jetzt mich ganz erfüllt: glühendſten Haß!
Wie der an meinem Herzen fraß und fraß!
So wie im Frühling eine Knospe bricht
Er in mir auf, aus Bitterkeit geboren,
Erſt klein, dann wachſend, ward er rieſengroß.
Ich fühlte, Alles hatt' ich nicht verloren,
Er ward Erſatz mir für mein grauſig Loos.
Und jede Stunde noch vermehrte ihn,
Jedweden Augenblickes herbſter Streit
Trug einen Stein zu meinem Haſſe hin —
So ward ich langſam meinem Ziel geweiht!
Mein Mund ward ſtumm, ihm fehlte jetzt die Klage,

Mein Auge ſtarr, es ſprach nicht mehr beredt
In Worten, die ja doch kein Menſch verſtand:
Mein Sinn, ſo wirr und ſchwankend, er ward ſtet
Und einzig hin nur auf mein Ziel gewandt.
Ich zwang den ſiechen Körper auszuhalten,
Und ſtärker ward er jetzt von Tag zu Tage:
Und in mir lebten wieder auf die alten,
Zu Grab getragenen Hoffnungen — ich wußte:
Ein Tag wird kommen, der dir Freiheit ſchenkt! —
Und mehr und mehr ward es mir eingeſenkt,
Daß dieſer Tag für mich — einſt kommen mußte . . .

Es kam der Tag! — — und ich war wieder frei,
Die zwanzigjährigen Feſſeln fielen nieder,
Ein neuer Zufall ſchnitt ſie jäh entzwei. —
Was einſt ich war, ich ſollt' es werden wieder:
Ein guter Menſch! — Ich aber ward es nicht!! — —
Dort hinter mir in Nacht — und Weh — und Gram,
Dort lag mein Leben, das nie wieder kam —
Vor mir lag nichts — nur einzig noch mein Ziel!
Nicht Freiheit! — Denn ich hatte längſt verlernt,
Was frei ſein heißt. — Nicht Sonnenlicht! — Das fiel
In meiner Seele Nacht vergebens. — Licht?! —
Man hatte zwanzig Jahre mir's entfernt,
Mir war es fremd geworden! — Nicht das Glück!
Das einſt mir lachte in der Kindheit Tagen:
Ich wünſchte ſeinen Schein mir nicht zurück!

Was vor mir lag?! — muß ich es Euch erſt ſagen? —
Die Nacht, an deren ſchaurig-kalter Bruſt
Ich zwanzig Jahre lang in Ketten lag . . .
Die Nacht, die in mir auch die kleinſte Luſt
Ertödtete . . . und dann die ekle Schmach,
Die in mir alles Menſchliche erſtickt,
Und die mir folgt, ſo lang' man mich erblickt . . .
Das war, was vor mir lag! Und ohne Zaudern

Trat ich zu meinem Ziele an den Gang —
Ich ging den Weg — und ging ihn ohne Schaudern,
Auf den mich ungerechte Willkür zwang! — —
Ich war befreit . . . man bot mitleidige Grüße
Und Geld — es war nicht viel — ich aber nahm's
Und warf es ihnen ruhig vor die Füße . . .
Wie der Verachtung Zorn mich überkam's!
Dann ging ich, und hinaus in's offene Leben,
Das sollte meinem Ziel Erfüllung geben!
Nun that ich Schlechtes — mir erschien es Gutes!
Durch Ströme schritt ich hin vergossenen Blutes,
Von mir vergossenen Bluts! — So kalten Muthes,
Wie der Soldat in ihm gebotenem Kampf
Kühlt' ich die Stirn in frischen Blutes Dampf!

Jedoch, wozu Euch alles Das erzählen?!
Ich könnte Eure zarten Nerven quälen!
Ich wollte Mitleid nicht. — Mitleid? — Ich lache!
Jedoch ich fordere Eins: so heiß entfache
Ich auch in Euch des Abscheus Grauen — schweigt!
Du — das mich einst verdammte — feig Geschlecht,
Schweige! — Denn das zu fordern ist mein Recht.
Steh stumm vor mir und schamerfüllt gebeugt —
Ich bin der Sünder größter wohl auf Erden, —
Ich bin's geworden, — weil ich's mußte werden! — —

Ich bin am Schluß: noch liegt vor mir mein Ziel,
Dem manches Lebensglück zum Opfer fiel —
Erst dann läßt mich sein grausam-grauser Bann,
Wenn ich's erreicht — dann, wenn ich sagen kann:
„Ich bin gerächt — es ist genug geschehn!"
Dann will ich lachend aus dem Leben gehn . . .

Liebe.

Man's love is of man's life a thing apart.
Byron.

Der einſt er ſeine junge,
Sonnige Liebe gebracht,
Die hat ihn gehen heißen — —
Theodor Storm.

— Et ne vois-tu pas que changer sans cesse
Nous rend doux et chers les chagrins passés?
Alfred de Musset.

I.

Du meine erſte Liebe,
Biſt meine letzte auch!
Schwinden erſt wirſt du dem Herzen
Mit des Mundes erſterbendem Hauch . . .

Du meine erſte Liebe,
Wie im Herzen des Knaben du haſt
Die erſten Keime geſchlagen,
So hältſt du den Mann nun umfaßt!

Du meine erſte Liebe,
Biſt meine letzte auch!
Ich will ſie dir danken! noch danken
Mit des Mundes erſterbendem Hauch . . .

II.

Daß du mich liebeſt — that dein Auge,
Dein ſtrahlendes, mir heute kund,
Es hat verrathen, was ſo feſt mir
Verſchwiegen ſtets dein ſtolzer Mund . . .

Daß du mich liebeſt — mir das Beben
Der kleinen Hände heut' bewies,
Wenn auch das Wort, das du geſprochen,
Dein Kämpfen nicht erkennen ließ . . .

Daß du mich liebeſt — hat das Zucken
Um deinen Mund mir offenbart,
Wenn auch der Schmerz, der ihn umſchwebte,
Zum kalten Lächeln ſcheinbar ward . . .

Daß du mich liebeſt — mir die Thräne,
Die dir in's Auge trat, verrieth,
Als ich von dir auf lange Jahre,
— Vielleicht für immer! — heute ſchied . . .

III.

In der Haideſchenke, da traf ich ſie
Und nahm ſie in meine Arme,
Daß ich an ihrer braunen Bruſt
Von dem Tag, dem kalten, erwarme.

Sie küßte mich heiß, und zog mich leis
Auf das Lager von Haidekraut nieder,
Trüb' flackerte züngelnd das ſterbende Licht,
Und wir küßten uns wieder — und wieder . . .

Und als der Morgen mit fahlem Schein
Die ſchmutzigen Wände erhellte,
Da fühlten wir Beide, wie unſer Herz
Ein Schrei der Verzweiflung durchgellte!

Und ich riß mich los und floh hinaus,
Grau lag der Morgen und nüchtern,
Ich floh — und floh, wie ein Wild gehetzt,
Von höhniſch verzerrten Geſichtern . . .

IV.

Wehe dem, den deine Augen
Schauten ernſt und fragend an,
Herz und Sinn berückend ſaugen
Sie in ihren Zauberbann.
Wehe Dem, auf dem die dunkeln
Einmal, nur einmal geruht —
Wie des Abendſternes Funkeln
Lockt es ihn, die tiefe Fluth
Ihrer Schöne zu ergründen.
Ein Geheimniß glaubt zu finden
Er in ihrer feuchten Gluth.
Immer wieder muß er ſenden
Seinen Blick dem ihren zu,
Mag er angſtvoll ab ihn wenden,
Nimmer läßt es ihm mehr Ruh!
Immer wieder ſucht mit Sehnen
Bangend er, was in ihm liegt,
Was zur Ferne fragend fliegt,
Sieht er die verhaltenen Thränen
In den Augen glänzen hell! . . .

Hat er dann ſich feſtgeſogen,
Lacht der Freude klarer Quell
Plötzlich zaub'riſch ihm entgegen,
Strahlt den Ueberraſchten an,
Und er weiß nicht, daß betrogen
Ihn die Augen, die nun legen
Zwiefach um ihn ihren Bann!

V.

Draußen ſtürmt der Regen,
Weht der Wind ſo kalt,
Schlägt er an die Mauern,
Laut es widerhallt.

Doch im Hauſe ſitzen
Am Kamin wir warm,
Und du ruhſt, mein Leben,
Sanft in meinem Arm.

Wie du liebevoll ſo
An der Bruſt mir liegſt,
Und beim Sturmesbrauſen
Feſter an dich ſchmiegſt,
Seh' ich, wie der Flamme
Schein dich überfließt,
Ueber Haar und Antlitz
Gold'ne Strahlen gießt.

Und mit ſanften Händen
Streichle ich dein Haar,
Schaue dir in's Auge,
Tief und ſpiegelklar:
Und vor meiner Seele
Plötzlich ſteigt und ſchwebt
Mir ein buntes Märchen,
Das ſich ſchnell belebt.

Und ſo ich erzähle
Leiſe es dir dann —
Und du hörſt mir ſtaunend
Zu und ſchauſt mich an.
Möchte ſelig jubeln
Auf aus Herzensgrund
Doch ich küſſe, — küſſe
Deinen ſüßen Mund! . . .

VI.

Heut' fiel ein altes Buch mir in die Hand,
Und wie ich sinnend Blatt für Blatt gewandt,
Lag eine Rose zwischen seinen Seiten.
Da sah ich dich an mir vorübergleiten,
Die jene Rose in dies Buch einst legte . . .
Mir ward der Moderduft der dürren Blüthe
Zum Duft aus ferner Zeit, und mich umglühte
Der Athem wieder jener Sommernacht,
In der, von erster Liebe heiß entfacht,
Du jene Rose von der Hecke brachst
Und glückberauscht in meinen Armen lagst.

Und sieh! da glaubte ich, der wahnbethörte,
Daß deine Lieb' noch immer mir gehörte . . .
Doch bald zerrann der Traum, der mitleidlose,
Und in der Hand hielt ich — nicht mehr die Rose,
Nur morschen, todten, zauberbaren Staub! — —
Auch du warst eine Rose, die zum Raub
Der Zeiten ward — und ich, ich sollte klagen?
Daß ich geweint — kaum wag' ich es zu sagen.

VII.

Du sprachst zu mir: „Entsage!"
Und ich — hab' es gethan!
Ich ging! — stumm, ohne Klage,
In trostlos-bitt'rem Wahn.

Jetzt will es mich durchlichten,
— Jetzt, da gebleicht mein Haar! —
Daß all' unser Verzichten
Nur feiges Unrecht war!

VIII.

Dich zu lieben wär' es Sünde,
Sündigen dann würde ich,
Würde lieben dich, und stünde
Eine Welt auch gegen mich!

Alles würde ich ertragen
Gälte es, bei dir zu sein,
Mit dir lächelnd überragen
Allen Zwang und hohlen Schein!

IX.

Dürfte meine Lippen pressen
Einmal ich auf deinen Mund,
Allen Schmerz würd' ich vergessen,
Alle Wonne würd' mir kund'

Dürft' in deinen Arm ich sinken
Und geliebt von dir mich sehn,
Würde Seligkeit ich trinken,
Trinken und dann untergehn'

X.

Welch' tiefer Schmerz in deinen Zügen!
Dein Auge, welcher Wehmuth voll!
Mahnt es mich nicht, daß ich mich schmiegen
Zu deinen Füßen wieder soll?

Nein, das ist's nicht! Es bittet leise,
Ich soll von hinnen wieder gehn,
Nicht stören deines Lebens Gleise!
Warum muß ich's nur [illegible]

XI.

Glühender Augen verſengende Strahlen
Haben in's Herz mir verzehrend gebrannt,
Als mich die Schimmer des Mondes, die fahlen,
Fanden bei ihr einſt in Feſſeln gebannt.
Blitzende Sterne erglänzten hoch oben,
Schwül auf die Glieder ſank nieder die Luft,
Auf meine Arme hab' ich ſie gehoben,
Trank ihrer Haare berauſchenden Duft.
Glühender Liebe heiß-glühende Küſſe
Stahl ihrem Mund ich in ſeliger Nacht:
Liebend da hat mir ihr Auge, das ſüße,
Hell wie der Morgen entgegengelacht,
Der uns im Oſten holdſelige Grüße,
Dämmernd ſich hebend hat freundlich gebracht.
Duftende Blumen, zum Kranze gewunden,
Setzte ich jauchzend vor Luſt ihr auf's Haupt, —
Selig entſchwanden die rauſchenden Stunden!
Selig zu ſterben hab' ich geglaubt — — —

XII.

Ja, ich habe dich wiedergeſehen! . . .
An einem Morgen im Frühling es war,
Und es glänzte im Strahle der Sonne
Ganz ſo wie früher dein goldenes Haar!

Ja, ich habe dich wiedergeſehen! . . .
Habe wie einſt deinen Worten gelauſcht,
Und es hat mich ſo ſeltſam beſtrickend
Wieder der Klang deiner Stimme berauſcht!

Ja, ich habe dich wiedergeſehen! . . .
Habe dir wieder in's Auge geſchaut,
Und es hat mir entgegengeleuchtet,
Ganz wie in früheren Zeiten, ſo traut!

Ja, ich habe dich wiedergeſehen! . . .
Halte jetzt feſt dich und laſſe dich nicht,
Einſt, da du fern mir, war's um mich dunkel,
Nun iſt es helles, beglückendes Licht!

XIII.

Ich ſchaute empor zu dem Marmorgebilde
Der Göttin, der hehren, und meine Hand
Pflückte vom Strauche die Roſe, die wilde,
Die um die Stirn dann des Bildes ſie wand.

Da kam ſie geſchritten — mein herrliches Leben,
Wie auf Flügeln des Frühlings der koſende Wind, —
Zürne nicht, Göttin — doch wieder mir geben
Mußt du die Blüthe jetzt für mein Kind!

XIV.

Wir trafen zuſammen auf wildöder Haide,
Herz fand ſich zu Herz, Mund fand ſich zu Mund,
Und auf der ſtummen, verlaſſenen Haide,
Da ward das Glück unſers Lebens uns kund.

Wir trennten uns wieder auf wildöder Haide,
Du gingſt gen Weſten, und ich ging gen Oſt —
Stumm lag und verlaſſen die wildöde Haide,
Und über ſie ſchauerte eiſiger Froſt! . . . .

XV.

Deine Wange wird bleich und bleicher,
Deine Stirne an Furchen reicher,
Trüber dein Blick — ich weiß, warum!
Schleichend wechſeln die Tage; gemeinſam
Wandeln wir hin ſie, und dennoch ſo einſam,
Jeder für ſich, verſchloſſen und ſtumm!

Zwiſchen uns ſchreitet mit ehernen Mienen,
— Schuld aus vergangener Zeit liegt auf ihnen —
Starr und entſetzlich ein blutlos Geſpenſt.
Magſt du die Blicke zur Seite wenden,
Magſt du ihm wehren mit bebenden Händen,
Weiß ich doch gut, daß auch du es kennſt!

In unſern Herzen, den ruhloſen, leeren,
Zuckt nur noch einzig ein heißes Begehren:
Daß uns zu trennen ſei endlich vergönnt!
Doch was uns hindert zuſammenzuſtehen,
Zwingt uns, dieſelben Pfade zu gehen,
Schuld, die nicht Sühnung, nicht Mitleid kennt!

Mache ein Ende! Vernimm meine Klagen!
Ich bin zu ſchwach, um länger zu tragen,
Was wir begingen in Dunkel und Nacht.
Mache ein Ende! — Willſt mich du verderben —
Mir iſt es Gnade! — doch ſoll ich nicht ſterben,
Dann ſtirb' du ſelbſt — doch zu End' ſei's gebracht!

XVI.

Flechte in deine dunklen Haare
Dieſen duftigen Roſenzweig!
Schling' deinen Arm um meinen Nacken,
Küſſe mich! — O, wie bin ich reich!

Sieh mir in's Auge voller Liebe!
Schenk' den Becher voll hellen Wein!
So laß uns trinken, laß uns lieben
Bis zu dem fahlen Frührothſchein! . . .

XVII.

Du ſprachſt zu mir, du würdeſt wiederkehren . . .
Gewartet hab' bis heute ich geduldig.
Doch jetzt, verzeihe mir : ich muß dich ſtören,
Ich bin es deiner fernern Ruhe ſchuldig.
Zwar weiß ich wohl, daß du mich längſt vergeſſen,
Doch wenn nun plötzlich zu dir käm' die Kunde:
„Sie iſt geſtorben!" würde deinem Munde
Sich doch vielleicht ein weher Laut entpreſſen,
Das Herz dir ſchmerzen in zu ſpäter Reue,
Zur Qual dir werden meine ſtille Treue . . .
Das ſoll ſie nicht! Ich will dich lieber ſtören
Für wenige Stunden jetzt. Nicht ſollſt du hören,
Daß wild mein Herz in Sehnſucht nach dir ſchrie,
Bis es verſtummt — — nur, daß es dir verzieh! . . .

XVIII.

Auch du biſt in den Staub geſunken,
Du keuſcher, heller Stern der Nacht,
Aus deſſen ſtetig klarer Pracht,
Ich einzig mir noch Muth getrunken!

Hoch über allem Weltgetriebe
Hab' ich geſucht nach deinem Schein.
Dort ſtrahlteſt du, einſam und rein
Und unerreichbar ſelbſt der Liebe.

Wie ſoll ich jetzt den Weg noch finden,
Da nur erblichen iſt dein Strahl?
O dieſe namenloſe Qual!
Wie konnteſt du, mein Licht, mir ſchwinden?!

XIX.

Was gabſt du, holdes Kind, mir nicht?
Kann ich vergelten je
Dir, daß du wandelteſt in Licht
Die Nacht, in Luſt mein Weh?

Du gabſt zu dir die Liebe mir,
Als du dich mir geſellt,
Mehr noch: denn aus der Lieb' zu dir
Erſtand mir die zur Welt.

XX.

Deiner Seele bebt die meine zu.
Und in deiner Ruhe ſucht ſie Ruh',
Die bisher ſie nirgends — nirgends! fand . . .
Ein Berühren deiner weichen Hand,
Und ich weiß, mein Sehnen iſt geſtillt!
Nur ein Strahl, der deinem Aug' entquillt,
Und mein Auge kühlt ſofort die Thräne.
Doch du gehſt vorbei —, wie an der Wand,
Wo ich ſchmerzdurchbebt und fieberad lehne,
Dort der Sonnenſchatten raſtlos ſteigt.
Du — kommſt nicht . . . Warum mein Fuß nicht weicht?
Und warum mein Blick nicht, abgewandt,
Frieden ſucht in Schönheit der Natur?!
Weil ob meiner Stirn, trüb ſchimmernd nur
Und verſchwindend faſt, ſich blendend wiegt
Noch ein Hoffen, das ich haſſen müßte,
Denn ich weiß, daß es mich doch betrügt,
Und dem dennoch, weil mich's einmal küßte,
Ich für ewig nun verbunden bin,
Und das ich nicht laſſen will und kann,
Denn mit ihm gäb' ich mein Alles hin —
Alles?! — ja, was nicht ſchon längſt zerrann . . .

XXI.

Die Lippen haben niemals ſich
In ſündigem Kuß gefunden,
Und niemals durfte Bruſt an Bruſt
Von Angſt und Weh geſunden.

Doch unſre Seelen fanden ſich
Einſtmals in trunkener Stunde,
Sie küßten ſich in wildem Rauſch
Zu wortlos-ewigem Bunde.

Auch das iſt Liebe, ſchmerzlich wahr!
Was hilft's, daß ich's verhehle? —:
Ich ſog dein ganzes Weſen ein,
Und du trankſt meine Seele!

XXII.

Laß dem Heimathloſen
Noch ein letztes Glück,
Von des Sommers Roſen
Eine nur zurück!

Der hat leicht ja geben,
Wer ſo reich, wie du
Gieb dem Reſt von Leben
Drum die letzte Ruh'!

Zwar dir wird kein Danken,
Doch die Schuld gebüßt
Haſt du — und dem Kranken
So den Tod verſüßt.

XXIII.

Du bebteſt wie die Welle,
Wenn ſie des Mondes Helle
In dunklen Nächten küßt.
Als ob bei meinem Werben
Dein Glück und meines ſterben
In einer Stunde müßt'.

Als hätte dich getroffen
Ein Stoß, ſo ſtand'ſt betroffen
Bei meinen Worten du.
Ich ſah dich jäh erbleichen
Dann wanken — dann entweichen
Der weiten Ferne zu . . .

XXIV.

Wie heut' die Dämmerungen ſich, die fahlen,
Um meine tagesmüde Stirne ſtahlen,
Sank mir das Auge zu in leichtem Schlummer.
Da war es mir, als gleite eine Hand
Die Stirne längs, und kühlend zu den Schläfen . . .

Doch ich erwachte jäh! Der Hauch entſchwand,
Und mich durchzuckte heiß ein herber Kummer!

— Wenn ich nicht wüßte, daß ſich unſre Wege
Im Leben niemals, niemals wieder träfen,
Wär' ich verſucht, auf meines Herzens Schläge
Noch einmal, wie in früherer Zeit, zu lauſchen,
Und um den Frieden, den mühſam=erworbenen,
Ein zweifelbanges Hoffen einzutauſchen. —

— Was weckte ſo den Wunſch, den halberſtorbenen? . . .

XXV.

Ein zitternd leises Athemholen,
Ein Wehlaut, unterdrückt, verstohlen,
Hob deine Brust in jener Stunde,
Als ich an deinem herben Munde
Zum letzten Male scheidend hing.

Wir schieden! — Denn ein schmerzlich Wissen
Hat auseinander uns gerissen:
Nach all' dem glühenden Entfachen
Das unausbleibliche Verflachen
Ertrügen nimmer du und ich! — —

Das Leben.

Ein Fragment.

— nur ein Leben
Voll heißer Sehnsucht nach der Menschheit Glück . .
Shelley.

Ich hasse das Leben,
Das furchtbare Leben,
Mit glühendem Haß!

Ich kann nicht anders!
Wohin ich auch sehe:
Nur trostloses Elend
Und sieglosses Kämpfen
Und wilde Verzweiflung,
— Und Alles zersplitternd
Im besten Vollbringen,
Und Alles erliegend
Auf halbem Weg! . . .
— Wie jammervoll Alles!
Und doch — wie titanisch-
Gesteigert die Kraft!
Sind das dieselben
Menschen, die sich in
Jahrtausendlangem
Entsetzlichen Kampfe
Von Stufe zu Stufe
Emporgerungen?

Empor vom Thiere
Zum denkenden Menschen,
Und immer empor,
Und weiter empor?!
Dieselben Menschen,
Die zitternd und furchtsam
Vor einem Phantome
Im Staube sich krümmen?!
Und aus derselben Hand
Ihr Heil erhoffen,
Derselben Hand,
Die einst, wie sie glauben,
Erschaffen sie hat?
Sind es dieselben?!

Sie nennen ihn Gott!
Und beten ihn an,
Ihn der so sie erschaffen!
Ich glaube nicht!
Denn der Gedanke,
Uns so zu schaffen,
Er wäre nicht göttlich,
Nein, teuflisch gewesen!

Und wenn man es hört:
Erst schuf er die Erde,
Und dann sandte er nieder
Den einzigen Sohn
Sie zu erlösen
Ist das nicht Hohn?
Der blutigste Hohn?!
Und an ihn glauben,
Und ihm noch dienen
In „irdischer Demuth"
Das sollen wir?

Was wollte er denn?
War es ein Spiel?
Ein furchtbar-grausames?
Ein Experiment,
Einmal zu versuchen,
Wie stark denn ein solches
Elendes Menschengeschöpf
Zum Ertragen von Weh sei?
Was war es denn sonst?
Eine Laune? — —
Nein! nein! es kann nicht,
Es kann nicht so sein! —

— — — — — —

Wenige nur fühlen
Den Schmerz um die Menschheit,
Den markdurchbebenden,
Der weher schmerzt
Als wehste Qual!
Und Wenige haben
Den Muth zur Wahrheit,
Den leuchtenden Muth,
Der kraftvoll verkündet,
Das, was er muß!
Doch ist es nicht nutzlos?
Laß sie gehen!
Die Menge muß blindlings
Dem Wahne folgen,
Und schlagen wir heute
Den Götzen zu Trümmern,
Sicher ersteht
Schon morgen ein neuer,
An den sie sich klammert!
Nein, ich sage anders:
Unselige Wahrheit
Ist tausendmal besser,
Als glückliche Lüge!

Und so sage ich denn:
„Und ehe du, Menschheit,
Die alten Fesseln,
Die alten Lügen,
Nicht von dir geworfen,
Denkst nimmer du frei!“

Was ist das Leben?
Schmerzen bereitend,
So wirfst du hinein
Schmerzen bereitend,
Verläßt du es wieder.
Und was liegt dazwischen?
Umlauert vom Tode
Und zahlloser Krankheit
Und nie endender Wirrnis
Und der ekelsten Schmach
Das ist die Spanne,
Die du Leben nennst.
Ich nenne es Sterben!
Denn das Sonnenleuchten,
Das dich umgaukelt
In heiteren Stunden,
Es zeigt dir nur herber
Die Schatten herauf!

Ich hasse das Leben!
Denn ich muß sehen,
Wie Tausend und Aber
Tausende mühen
Tagtäglich mit allen
Fasern der Kräfte
Qualvoll sich ab . . . .
Warum? ja, warum?
Um das elende Brot!
Das Stückchen Brot,

Daß der Körper noch länger
Dem Tode trotze!
Wir Alle lügen,
Doch Keiner lügt mehr,
Als der das sich selbst
Zu verhehlen noch sucht
In frecher Zufriedenheit!

— — — — —

Doch wer es erkannte
In einer Stunde
Reißt oft der Vorhang
Dem Blicke entzwei —
Und dann sich sagte:
Es ist umsonst!
Wer dann so groß war,
Daß eigenes Elend
Er mannhaft vergaß,
Und ein letztes Erbarmen
Hinüber gerettet,
Und furchtlos hinging,
Die eigenen Kräfte
Der Menschheit zu weihen
In selbst auferlegter
Erhabener Pflicht,
Und der doch wußte,
Daß die Andern Alle
Ihn steinigen würden,
Bis er erlahmte —
An den — glaube ich!

— — — — —

Ihm ist ja ein Trost,
Ein letzter, geblieben:
Einst kommt ein Tag,
Der das Ende bringt . . .
Das Ende — den Tod!
Den Tod — der das Glück!

Denn was ist süßer,
Als wenn der Gedanken
Wildwogendes Meer
Zur Ruhe sich sänftigt,
Und der matte Leib
Zum ewigen Schlafe
Befreit sich legt?
Nichts, nichts ist süßer!
Zum ewigen Schlafe! . . .
Zum traumlosen Schlafe! . . .
Wer ist wohl auf Erden,
Der müde gehetzt,
Nach ihm sich nicht sehnte
In glühendstem Wunsch? —
— — — — — —
Das selige Ende! . . .
Denn wäre der Tod
Noch nicht das Ende — —
Was dann? — was dann?! —
— — — —

Reflexe und Gebilde.

Scheltet nicht die weichen Klänge,
Die von meiner Lippe weh'n:
Diese klagenden Gesänge,
Die der Schönheit Spuren geh'n.
Robert Hamerling.

O dürft' ich hinaus!...

O dürft' ich hinaus, hinaus in die Welt!
O dürft' ich, den flüchtigen Winden gesellt,
Die Weiten der Erde durchschweifen!
Ich sehe das Glück, wie es lockend mir winkt:
„Dort draußen, nicht hier, wo das Schicksal dich zwingt,
Die Früchte des Strebens dir reifen!" —
— O dürft' ich hinaus! . . .

O dürft' ich hinaus! Wie Alles mich drängt!
Wenn weit in die Ferne mein Auge sich senkt,
So füllt sich's mit heimlichen Thränen.
Ich war an die Scholle mein Leben gebannt,
Die herrliche Welt habe nie ich gekannt,
Und doch verzehrt mich das Sehnen! —
— O dürft' ich hinaus! . . .

O dürft' ich, du Vogel, hinaus mit dir ziehn!
O dürft' ich dem kleinlichen Neide entfliehn!
Warum muß denn hier ich verderben? —
Es schwinden die Jahre, die Jugend verblüht,
Doch nimmer im Herzen die Sehnsucht verglüht,
Und weiß doch, ich muß einst hier sterben
Und darf nicht hinaus! . . .

Letztes Licht.

Zwischen den zerrissenen Streifen
Blinkt ein lichtes Blau hervor.
Meine irren Sinne greifen
Zu dem kargen Licht empor.

Dunkel rings. Die Wolken schieben
Näher sich und näher — bald
Wird das letzte Licht zerstieben,
Ist die Nacht herabgewallt.

Aber noch zertheilt ein Streifen
Himmelsblau den Wolkenflor,
Und die irren Sinne greifen
Angstvoll zu dem Licht empor — —

Frühlingsboten.

Schneeglöckchen, dem Winter entsprossen,
Wie grüße voll Hoffnung ich dich!
Du Bote des kommenden Lenzes
Vermeldest: bald nahet er sich.

Ihr Lüfte, vom Süden her wehend
Weit über die schneeige Firn,
Wie frischt mit belebendem Hauche
Ihr, scheuchend den Kummer, die Stirn!

Du Vogel, der singend und jubelnd
Zum blauenden Himmel sich schwingt,
Wie dank' ich dem Frühling, daß wieder
Er mit aus der Ferne dich bringt!

Ihr wärmenden Strahlen der Sonne,
Die lange schon mied und verschwand,
Wie treibt ihr mit zeugenden Kräften
Den Frühling mit Macht in das Land'

Doch kündet dich, Frühling, am meisten
Ein Drang in der innersten Brust,
Ein Ahnen erwachenden Lebens,
Ein Sehnen nach Liebe und Lust! . . .

Die Reue.

Du hast die That gethan! Gelauert
Hab' ich darauf, und nun, nun schauert
Mein Gruß dir eilig durch die Brust!
Es ist geschehn! — Was dein, zerstörst du
Und mir, mir einzig nun gehörst du
Ich jauchze auf in heller Lust!

Sprich, kennst du mich? — Ich bin die Reue,
Gelobe lebenslang dir Treue,
Du magst sie wollen oder nicht!
Denn deine That hat uns verschwistert,
Und täglich wird sie wach geküsstert
In deinem Herzen, bis es bricht!

Tags will ich dir zur Seite gehen
Und Nachts an deinem Bette stehen,
Verscheuchend Ruh, verjagend Schlaf.
Das Glück, das je sich dir will nahen,
Soll meinen wilden Gruß empfahen —
Es weicht, sowie mein Blick es traf.

Du willst die Tage, die dir schleichen
Wie Stunden hin, durch Arbeit scheuchen —
Sieh zu, ob du es noch vermagst!
Du willst dein Weib froh an dich drücken,
Willst deinem Kind in's Auge blicken,
Du thust es nicht, weil du's nicht wagst!

Im Freundeskreis willſt du betäuben,
Elender, dich — — was hilft dein Sträuben,
Ich ſtehe plötzlich neben dir,
Und ſchlag' dir aus den heißen Händen
Das Glas, das eben Labung ſpenden
Dir wollte — und du folgeſt mir!

Da fliehſt du über ſteinige Felder,
Verbirgſt dich in der Nacht der Wälder,
Du eilſt, doch nimmer ſchnell genug,
Denn unaufhörlich dir zur Seite
Dein treueſtes Schattenbild ich ſchreite,
Ich, dir verbunden, ich, dein Fluch!

Du flehſt zum Tod, auf deine Lider
Zu ſenken ſich erbarmend nieder,
Und da, ſelbſt da nicht laſſ' ich dich!
Den Todeskampf will ich verlängern —
Erſt, wenn in Lauten, bang und bängern
Dein Mund erſtirbt, dann gehe ich! -

Melancholie.

Die Hand, die mich ſo freudig ſtets begrüßt,
Die liebevoll ich tauſendmal geküßt,
Die mir ein ſchönes Leben hat geſtaltet,
Von meiner Stirn die Sorgen ſtets vertrieb,
Mein Haus mir machte ſo unendlich lieb,
Ihr warmer Pulsſchlag, er iſt nun erkaltet!

Das Herz, das an dem meinen klopfend ſchlug,
Wenn ich ſie ſelig auf den Armen trug,
Ihr reiches, gutes Herz, es iſt gebrochen!
Der Mund verſtummt nun, der ſo manches Wort,
Das mir im Leben ward zum feſten Hort,
In immergleicher Freundlichkeit geſprochen!

Das treue Auge, welches mir erhellt,
Mit ſeinem milden Strahle ſtets die Welt,
Es iſt erloſchen und ſein Glanz verblichen!
Ich murre nicht . . . nur Schwermuth mich erfüllt
Von dunklen Schatten bin ich rings umhüllt —
Mit dir iſt mir mein Lebensglück entwichen!

Tägliches Sterben.

Wohl trauerſt du, wenn du die Roſe ſiehſt,
Wie über Nacht der Sturmwind ſie zerbricht,
Doch eine Blüthe, die ſich kaum erſchließt,
Zerknickſt du Blatt für Blatt — es rührt dich nicht.
Um Menſchen, die im Lebensſturme fallen,
Plötzlich getroffen, deine Klagen ſchallen.

Doch ſchlimmer, als wenn dich ein Unglück knickt,
Iſt es, wenn troſtlos du verzweifelnd ringſt,
Wenn in des Tages Qual dein Herz erſtickt,
Und immer tiefer, immer mehr du ſinkſt,
Und tief es fühlſt, wie ſtets dein raſtlos Streben
Vergebens iſt, und nie dir Sieg gegeben!

Wenn du nicht fühlſt, wie deines Herzens Schlag
Verſtummet, wie die beſte Jugendkraft
Allmählich ſchwindet, und dir nach und nach
In froſt'gem Hauche dein Gemüth erſchlafft.
Weit ſchlimmer, als im Thatendrang verderben,
Iſt's Tag für Tag in gleicher Qual zu ſterben!

Dir hat die Dichtkunſt ihren Glanz enthüllt,
Sie giebt dir höchſtes Glück, doch nicht dein Brot;
Von hohem Streben biſt du drum erfüllt:
Du willſt verdienen, was zum Leben noth.
Und doch — vernimm zuvor mein flehend Mahnen:
Du giebſt die Kunſt dahin, ohn' es zu ahnen!

Weißt du auch, was der Rieſenkampf verlangt?
Daß er zerſtört, was Hohes in dir lebt?
Daß er mit Eiſenarmen dich umrankt,
Und was dir höchſtes Glück iſt, untergräbt?
Du weißt es nicht und glaubſt, daß deine Liebe
Zur heiligen Kunſt auch fernerhin dir bliebe.

Weil dich die Muſe an die Bruſt gedrückt,
So glaubſt du, könnteſt nie du untergehn.
Du täuſcheſt dich, von Müh' und Noth bedrückt,
Wirſt bald dein Können du erlahmen ſehn.
O glaub' mir, ſchlimmer, als im Sturm verderben,
Iſt's, Tag für Tag in gleicher Qual zu ſterben!

Antinous.

Sage, Antinous, ſtiegſt du vom Lichte
Zu uns hernieder auf dieſe Erde,
Daß die Schönheit, die wir nur ahnten,
Uns verkörpert und ſichtbar werde?

Zauber der Schönheit, der deine Glieder
Glanzvoll, wie ſinkende Sonne, umfließet,
Der das trunkene Auge, das ſolche
Fülle zu faſſen zu ſchwach iſt, ſchließet! . . .

Träumend verliert ſich dein Blick in der Ferne . . .
Wähnſt du dort das Glück, das du ſucheſt,
Du, der beneidete Liebling des Kaiſers,
Der deinem Schickſal dennoch du fluchteſt?

Zwieſpalt der Seele: du fluchteſt dem Manne,
Der dein blühendes Leben gekettet
An das ferne, — den dennoch du liebeſt,
Den du — der wähnſt es — ſterbend gerettet.

„Ihn zu entziehn einem Leben der Täuschung“,
Also rauschen des Nils Wogen —
„Zu den Unsterblichen ihn zu heben,
Haben den Schönsten hinab wir gezogen! —“

Die Fahrt zum Glück.

Gleite, mein Kahn, durch die rauschenden Wogen!
Trag' mich hinüber zum seligen Strand!
Schon ist der Himmel von Wolken umzogen,
Und vor den Sternen die Sonne entschwand —
Siehe, schon lockt und grüßt uns das Land!

Wie der Fittich des Vogels die Lüfte,
So durchschneide die Wellen dein Kiel! —
Lockend wehen berauschende Düfte
Zu uns herüber, berückendes Spiel —
Mancher den Klängen zum Opfer schon fiel.

Schneller durchfurche, mein Kahn, jetzt die Wellen!
Bald — wie pocht mir das Herz — bin ich da.
Thränen der Sehnsucht dem Auge entquellen,
Wie erscheint mir das Land schon so nah,
Das ich im Traume vieltausendmal sah'

Ah, wie geschieht mir! Die Küste entschwindet
Plötzlich den Blicken, ich seh' sie nicht mehr!
Ist denn mein Auge auf einmal erblindet?
Eben noch drang ein Lied zu mir her,
Nun ist Alles verstummet und leer!

Bangendes Grausen ergreift mich und faßt mich.
Was stellt sich dir denn entgegen, mein Kahn?
Ha, ich weiß es! Mächte, ihr haßt mich,
Ihr, ihr umgebt mich mit schreckendem Wahn,
Lenkt mir mein Schiff von der sicheren Bahn!

Ha, ich kenne Euch! War ich dem Glücke
Nah schon, ergriff ich den Becher erst kaum,
Zogt von der Lippe ihr stets ihn zurücke,
Weckte mich jäh aus dem wonnigen Traum,
Uebrig nur blieb mir der nichtige Schaum!

Dunkler nun wird es ... Glück, willst du mich narren?
Glaubst du, zu trotzen mir fehlte der Muth?
Glaubst du, ich würde hier thatlos verharren?
Nein, noch lodert im Herzen mir Gluth!
— Siehe, mein Kahn, wie blinket die Fluth! ...

Einen Blick noch hinauf zu den Sternen! —
Wie an dem Himmel es leuchtet und loht! — —
Träumend verliert sich mein Blick in den Fernen,
Dämmernd entschwindet, was je mich bedroht —
Glück, deine höchste Huld ist der — Tod!

Göttin Carna.

Göttin Carna! Beschirme die Schwelle
Meines Hauses mit sorgender Hand,
Scheuche kraftvoll hinweg von der Stelle
Was zum Kampf gegen mich sich verband!
Weile! — weilt doch bei dir der Segen,
Und zu Füßen dann will ich dir legen
Blüthenkränze, die dankbar ich wand.

Göttin Carna! Wer immer der Thüre
Rein, mit lauterem Herzen sich naht,
Freundlich den ein in das Innere führe,
Stets soll ihm werden Hülfe und Rath.
Doch wer kommt mit lächelnden Zügen,
Hinter denen sich bergen die Lügen,
Laß zu Schanden dem werden die Tücke.

Göttin Carna! Wenn du bei mir weileſt,
Strahlt das Glück auf mein Haus ſeinen Schein,
Wenn du Sorge und Noth mit mir theileſt
Kann ich ferner nie elend mehr ſein.
Weile! weile! — dann kehret der Frieden,
Der mich lange, ach lange gemieden,
In die ruhloſe Bruſt wieder ein!

Göttin Carna! Du kannſt mich erlöſen
Von der Menſchen gehäſſigem Neid,
Kannſt mir ferne halten des Böſen
Saat, aus der nur Verderben gedeiht.
Dir, geſendet, das Schlechte zu richten,
Allen Hader der Menſchen zu ſchlichten,
Sei mein Haus in Demuth geweiht!

Ein Wort.

Einſt ſpracheſt du zu mir ein Wort
Aus meiner Seele ſchwand es fort.

Weil ich den Sinn nicht konnt' verſtehn,
Mußt' ungehört das Wort verwehn.

Darüber ging die Zeit dahin:
Du ſtarbſt und ich gealtert bin.

Das Wort verſteh' ich jetzt und nun,
Nun läßt es nimmer mich mehr ruhn.

Jetzt iſt der Wunſch in mir entbrannt,
Zu ſagen dir, daß ich's verſtand . . .

Tod.

Die ewige Ruhe! — Wie ſie kühlend
Sich auf die heiße Stirne ſenkt,
Hat ſie der Seele, mitleidfühlend,
Ihr eigenes, ſchönes Sein geſchenkt.

Und wie die hochbeglückte Seele
In ihr des Glückes Ziel erkennt,
Da — daß sie ganz sich ihr vermähle —
Sie bebend sich vom Körper trennt!

Weihnachtszauber.

Ich hör' es ringsher um mich schallen,
Vertraute Töne wehn und wallen,
Die ganze Welt ist ein Gebet! . . .
Was ist denn über mich gekommen,
Was webt sich um mich, halb verschwommen?
Ein Traum, der wieder aufersteht!

Wann war's, da ich zuerst ihn träumte?
War's damals, als die Jugend schäumte
Um mich in selig süßem Spiel!
War's damals, als die Weihnachtskerzen
Sich spiegelten im Kinderherzen —
Ein wundersames Glücksgefühl?

Und zieht es heut' nicht wieder leise
Mich aus des Alters ödem Gleise?
Durchbebt es mich nicht ahnungsvoll,
Daß ich noch einmal vor dem Scheiden
Vergessen soll mein tiefes Leiden,
Zum Kinde wieder werden soll?

Zum Born bin ich hinabgestiegen,
Wo meines Glückes Keime liegen,
Und heb' es, neu gestärkt, empor . . .
O Weihnacht, sinke nun hernieder,
Das Glück, die Jugend hab' ich wieder,
Hab' wieder, was ich längst verlor!

Zwei einsame Menschen.

Zwei einsame Menschen,
Sie irren durch's Leben,
Sie irren und suchen,
Und suchen – und streben — —

Mit Weh im Herzen,
Todmüden Füßen,
So irren sie weiter
In nutzlosem Büßen . . .

Zwei einsame Menschen,
Sie treffen zusammen,
Ineinander fluthen
Ihre Seelen und flammen

Doch zu spät — o zu spät ist's!
Wie die Augen auch brennen,
Zu spät gefunden — —
Sie müssen sich trennen!

Vorüber — vorüber —
In rastlosem Fliehen,
Mit dem Weh und der Sehnsucht,
Die mit ihnen ziehen.

Und weiter sie schreiten . . .
Die Ketten klirren — —
Zwei einsame Menschen,
Sie suchen und irren —

„Die weite, weite Welt —“

O Welt, wie schön, wie wunderbar schön!
Rings Sonnenleuchten auf allen Höhn —
Die Arme sehnend ich breite.
Rings neu erwachenden Lebens Klang,
Rings Blüthenduften und Vogelsang
Wie traumverloren ich schreite!

Wie traumverloren durch all' die Pracht!
So blau der Himmel herniederlacht --
O könnt' hinauf ich mich schwingen!
Ich bin gebannt, doch mein jubelndes Lied
Mit dem frühlingsathmenden Winde zieht
Empor in verhallendem Klingen . . .

Und weiter schreit' ich -- o Welt, wie weit!
Wie grenzenlos deine Herrlichkeit,
Rings Schönheit und kein Ende!
Und wanderte ich Tag aus, Tag ein
In die blühende Welt immer weiter hinein
Den Grenzstein ich dennoch nicht fände!

Verlassen.

1.

Lehne ruhig auf meiner Haid',
Ohne Wunsch und Verlangen . . .
Alles, Alles ward anders, als er
Kam, und sein Arm mich umfangen!

Habe nur immer und immerfort
Ihm in das Auge geschauet,
Und seinen Worten, schmeichelnd und süß,
Ohne zu fragen, vertrauet.

Habe nur immer an ihn noch gedacht — —
Eilig entschwanden die Tage.
Weshalb kommt er so plötzlich nicht mehr?
Einsam steh' ich und klage . . .

Aus meinem trauernden Auge fällt
Eine Thräne hernieder — —
Thräne, du sagst mir: ich ward getäuscht!
Sagst mir: nie kehrt er wieder! — —

2.

Ich folgte deinen Spuren
In ferne Weiten nach,
Ich wähnte dich zu finden . . .
Weh meinem Unterwinden!
Auf fremden, öden Fluren
Mein Herz verlassen brach!

Ich hab' das Ziel verloren,
Du gingst zu schnell voran
In Fernen, unermessen . . .
Mein hast du nun vergessen,
Die einst du auserkoren,
Dir nun nicht folgen kann!

Nun schweift mein suchend Sehnen
Geängstet hin und her,
Mein Muth ist mir genommen . . .
Den Weg, den ich gekommen,
Ihn findet, voll von Thränen
Mein Aug' zurück nicht mehr! . . .

3.

Durchwandre die Welt!
Wirf ab, was dich hält:
Du wirst dennoch nimmer gesunden!
Der heimische Heerd,
Dort draußen entbehrt,
Bei Fremden gesucht, nie gefunden,
Wird dann dir werth!

Durchwandre die Welt!
Wirf ab, was dich hält,
Und suche ein Herz, wie das meine!
Wenn der Rausch verweht,
Zurück er doch geht,
Dein Weg zu mir — doch ich weine,
Und fürchte, du kommst zu spät . . .

Glückliche Fahrt.

Glückliche Fahrt! — Nimm hin meinen Segen,
Wie nur die Mutter ihn geben kann.
Laß mich die Hände auf's Haupt dir legen —
Könnte doch stets ich auf deinen Wegen
Bei dir sein, mein geliebter Sohn!

Ziehe, du fährst nun hinaus auf die Wogen
Eines Lebens mit feurigem Muth,
Viele schon hat es gelockt und betrogen,
Und hinab zu der Tiefe gezogen
Aus der Wenige nur kehrten zurück.

Noch weiß ich nicht, wie — wenn du gegangen
Meine liebende Seele dich mißt.
Wie werde sorgen ich um dich und bangen,
Wenn meine Arme dich nicht mehr umfangen,
Nicht mein Auge in deines mehr schaut!

Doch dich fordert das Leben! — So lerne,
Während du scheidest, zuerst seinen Ernst!
Dich begleiten — wie droben die Sterne —
Heiße Wünsche hinaus in die Ferne —
Lebe wohl denn — und: Glückliche Fahrt!

Fraß.

Die Nacht flog lautlos durch den Weltenraum.
Da starb auf einem Stern, entfernt den andern,
Auf dem seit ungezählten Jahren sich
Ein freudloses Geschlecht, dem unsern gleich,
Emporgerungen aus der Nacht des Nichts,
Das letzte Licht, und mit ihm starb das letzte
Athmende Leben und der letzte Laut.
Doch rollte er im alten Gleise fort,
Von der Gewohnheit Macht durch Nacht getrieben.

Und der Verwesung Dünste stiegen auf
Und füllten rings betäubend alle Luft.
Die witterte auf einem Nachbarstern
Ein scheußliches Geschlecht von wilden Vögeln.
Da flogen sie in dichtgedrängter Schaar,
Die pestdurchtränkte Luft mit Flügeln peitschend,
Hin zu dem Stern durch dämmerstille Nacht,
Nur angelockt von gierig-eklen Trieben.

Doch als dem todten Stern sie krächzend nahten,
Scheuchte das schweigende Entsetzen sie . . .
Nur einer flog von Gier getrieben weiter
Und senkte sich auf den erloschenen Stern.
Sein hungernd Auge trotzte allem Dunkel.
Da sah er nah sich eine dunkle Masse
Blutlosen Fleisches, und sein Schnabel hackte
Sich lautlos in den Leichnam. Doch da zuckte
Ein letzter Funke Lebens durch die Adern,

Und kalte Hände griffen nach dem Unthier
Und würgten ſich in ſeine blutigen Federn.
Da flog der Geier kreiſchend auf, doch hob
Er ſeine Beute mit ſich in die Luft,
Die ſeinen Hals fühllos umklammert hielt.

Er flog durch Weiten, die er hergekommen,
Und tiefer grub ſein Schnabel in das Fleiſch.

Da traf das erſte Licht den Flug der Beiden,
Und der Geſtorbene ſchlug ſein Auge auf
Und ſchauderte und ſtöhnte auf und ſtarb.
Und ſeine Finger ließen jäh ſich los,
Und ſenkrecht fiel der ſeelenloſe Körper . . .

Doch riß das Thier mit ſeinem Schnabel noch
Sich einen Fetzen kalten Fleiſches los.
Den würgte es, als krächzend es voll Wuth
Durch leere Weiten ſpurlos weiter flog.

Mahnung.

Vor dir liegt nun neu erſchloſſen
In des Frühlings Arm die Welt,
Und ihr neu erwachtes Leben
Deinen Blick gefangen hält.

Mag er hierhin — dorthin ſchweifen,
Ueberall ſieht er die Spur
Kräftigen Werdens, und es ruft dich
Liebreich zu ſich die Natur.

Aber nur, wenn deine Seele
Sich ihr ganz und voll erſchließt,
Sie du in dein tiefſtes Weſen
Ihres Zaubers Fülle gießt.

Oeffne auch dein inneres Auge
Solchem friedereichen Schaun.
Und in dir wird unbewußt sich
Eine neue Welt erbaun.

Eine Welt, in die du flüchten
Einst zu jeder Stunde kannst,
— Zwiefach wirst du dann die Stunde
Segnen, wo du sie gewannst.

Da kam die Stunde! —

Dein Leben war an frohen Stunden
So arm, wie's reich an schweren war:
Mit Dornen hat dein Haupt umwunden
Der stetigen Sorgen bleiche Schaar.

Auf deiner hohen Stirne haben
Die Schmerzen, die dich einst durchwühlt,
Ihr scharfes Zeichen eingegraben, —
Dein Auge zeigt, was du gefühlt.

Wenn du in Nächten, einsam-stillen,
Mit heißer Stirne grübelnd sannst,
Und dann durch deinen starken Willen
Den Frieden dir zurückgewannst.

Daher dein ruhiges Gebahren,
So einfach und so würdig doch,
Dein Lächeln, wenn du mußt gewahren,
Wie weit vom Ziel die Menschen noch.

Ich fühlte hin zu dir gezogen
Mein Sein, doch war es Liebe nicht,
Auch du warst freundlich mir gewogen,
Wie mit dem Kind der Vater spricht.

Da kam die Stunde . . . Für das Rechte
Voll einzutreten da es galt.
Wie bog im Staub ſich da das Schlechte
Vor deines Auges Zorngewalt!

Berauſchend floß von deinem Munde
Der Rede Strom und bahnte ſich
Den Weg zum Recht. — Seit dieſer Stunde,
Seit dieſer Stunde — lieb' ich dich!

Abendlicht.

Am Waldesrande ging ein armes Weib.
Das jüngſte Kind lag an der matten Bruſt,
Und an der rechten Hand hielt ſie das andre.
Das jauchzte auf in kindlich heller Luſt,
Als durch die Baumeskronen golden glänzte
Das Abendlicht der Sonne und den Pfad
Mit einem lichten, letzten Strahl beſchien,
In den der Fuß des armen Kindes trat.
Da ließ es ſchnell die Hand der Mutter los
Und beugte nieder ſich, den hellen Schein
Mit ſeinen Händchen zu erfaſſen. Doch
Die Mutter ſprach: „Komm' weiter! Laß das ſein!
Das da — iſt nicht für uns!“ und zog es auf.
Und weiter ſchritten ſie, indeß zur Küſte
Die Sonne ging, aufflammend heiß und fahl.
Des Weibes abgehärmte Züge küßte,
Die todten Augen lind ein letzter Strahl.

Moderne Jugend.

Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Strome fort.
Schiller.

I.

Wie viel vergißt der Mensch doch! — — Eine Grenze
Ist scharf gezogen zwischen erstem Lenze
Der Jugend-Jahre und dem ersten Tage,
An dem das Leben uns mit ernster Frage
Begegnet: Bist du auf mich vorbereitet?
Bis hierher ward dein junger Fuß geleitet
Von Anderen, jetzt muß er selber gehn,
Auf fremdem Boden soll allein er stehn!

Wie viel vergißt der Mensch doch! — Er vergißt,
Wenn er die Bahn, die damals er betrat
Und die bis heute er gegangen, mißt,
Und sich erinnert, wie ein neuer Pfad
Sich aufthat, — daß ein starkes Etwas ihn
Zwang diesen Weg zu gehn, auf dem er ziehn
Die Meisten sah; — vergißt, was da es war,
Das ihn hineinzog in die große Schaar,
Und ihn nicht ließ sich frei die Pfade wählen,
Auf denen fern dem Schwarme Jene schreiten,
Die ihre Kraft im Widerstande stählen! —

Ein Schatten will sich vor sein Auge breiten.
Doch er vergißt, daß dieser düstre Schatten
Schon seiner Jugend Glück sich durfte gatten,
Den Jüngling durfte in das Leben leiten!

Doch Mancher, welcher weiter geht und denkt:
Woher der Schatten? — wird doch hingelenkt
Auf seine frühe Jugend — und mit Grauen
Muß er schon dort des Schattens Dunkel schauen,
Von dort sich hin über sein Leben recken
Und noch nach ihm die grauen Arme strecken.
Wem aber einer solchen Stunde Klarheit
Je kam, der künde ihre herbe Wahrheit!

II.

Vor deinem Blicke steigt die Jugend auf.
Du greifst aus ihrer Jahre ödem Lauf
Dir einen Tag heraus. Ein Sommertag
Hebt deinem Blick sich. Draußen Sonnenlicht,
Das lebensfreudig warme Strahlen bricht
Auf alles Leben; heller Vogelschlag
Und Blüthenduft — und hier ein großer Saal,
Kahl seine Wände, und auf Bänken, schmal
Und eng, du eingepfercht mit einer Knabenschaar,
Die ungeduldig, unwirsch und zerstreut
Den trocknen Worten eines Mannes lauscht,
Der jeder Lust zu seinem Amte baar,
Von dessen Lippen aber wichtig rauscht
Der Rede Strom, die ewig wiederkäut,
Was weder ihn noch Andere erfreut . . .
Und immer tiefer sinkt die Oede nieder.
Vor den getrübten Scheiben blüht der Flieder,
Und während er ans Fenster winkend nickt,
Wird drinnen deine Freudigkeit erstickt
In eklem Staub, wird drinnen unverhohlen
Von fremden Händen deiner Jugend Glück
Mit jedem Stundenschlage dir gestohlen!

Du reißt dir eine Stunde nur zurück!

III.

Nur eine Stunde! Und ſchon bebt dein Herz
In jäh erwachtem, ungeſtümem Schmerz,
Um dieſe eine Stunde, wo den Schein
Der Sonne man dir raubte und dich ein
In kalte Mauern ſperrte . . . aber weiter!
Das war nur eine von den tauſend Stunden,
Von denen nie du kannſt — und nie — geſunden.
Wie ſchön dir auch das Leben und wie heiter
Es jetzt dir lachen mag — des Staubes Schicht,
Die ſich erſtickend auf dein Herz gelegt,
Die nie ein freierer Lufthauch fortgefegt
In all den Jahren, ſie iſt allzu dicht! . . .
Weißt du, was Alles unter ihr begraben
Für immer liegt? — Es iſt des Lebens Mai,
Es iſt der Jugend erſte, frohe Kraft,
Es ſind die ſtarken, eingeborenen Gaben,
Die ſo beengt, ſich nimmer voll und frei
Im ernſten Lebenskampf entwickelt haben.
Was einſt ſo hoffenswerth und groß geweſen,
Es iſt geknickt im Keime, und erſchlafft
Iſt unter dieſem Staub dein beſtes Weſen,
Dein eigenſtes — und fühlſt du je es kranken,
So wiſſe: deiner Jugend mußt du's danken!

IV.

Du kannſt ja nichts dafür! — Ach nein, es wäre
Dein Fuß wohl lieber froh dahingeſprungen,
Statt daß dein junger Geiſt ſich matt gerungen
Schon früh und mit unſinnigen Wiſſens Schwere
Belaſten mußte, die dich jetzt noch hemmt,
Noch deinem Können ſich entgegenſtemmt.
Dafür haſt du, du Armer, nichts gekonnt . . .

Sie haben früh zur Schule dich gesandt,
Dich früh an thöricht strenge Pflicht gebannt,
Mit Bücherstößen früh dich schon beladen
So kam dein frischer, junger Geist zu Schaden,
Und selten hat er sich beglückt gesonnt
Am Licht der Weisheit, jenem echten Licht,
Wie nie durch unsrer Schulen Nacht es bricht!
Da saßest du, über die Bank gebückt,
Die zarte Brust gekrümmt und eingedrückt,
Mit heißem Auge, wirrem Sinn: auf Wegen
Geleitet, deren Ziel dir unbekannt —
Und allzu früh gereift war dein Verstand
Vorausgeeilet deines Herzens Schlägen,
Die noch den kindlich-frohen Spielen schlugen
Und noch mit kleinen Wünschen gern sich trugen,
Noch hoffend, noch vertrauend. Aber schon
Klang durch dein Denken hin der schrille Ton
Des Mißklangs unsres Daseins. Früh genug
Ahntest du alles Lebens grausen Fluch — —
Warum war ihm vergönnt, auf grüne Matten
Der Jugend schon zu werfen seinen Schatten?!

V.

Was hast du Alles nicht gelernt — doch sag:
Was hast von alledem du denn behalten?
— Wie war so heiß einst deines Herzens Schlag,
In todtem Wissen mußte er erkalten,
Denn selbst die glühendste Begeisterung,
Die Jugend leih'n mag, muß allmählich weichen,
Wenn jahrelang ihr harte Steine reichen
Statt Brot die Hände, die den hohen Schwung
Hin auf die rechten Pfade lenken sollten.
Wer hat gezählt, wie viele Perlen rollten

Hin in den Sand, die in der Menschheit Krone
Als edelste zu glänzen würdig waren,
Und die nun in den thatenlosen Schaaren
Der großen Menge spurlos untergingen? —
Du birgst dein Haupt, und willst, daß ich dich schone
Doch nein, ich will dir herbste Wahrheit bringen.
Du sollst der Jugend Jahre wieder gehn,
Und dann mir sagen, ob ich recht gesehn.

VI.

Du warst ein Kind noch, als der Mutterhand
Man dich entzog und an die erste Pflicht
Den heitern, leichten Sinn des Knaben band.
So lähmten sie den ersten Flug der Schwingen.
Und nun begann das freudelose Ringen,
Das Stufe dich für Stufe — aufwärts nicht,
Nein, abwärts führte: das gequälte Klimmen
Von Klasse auf zu Klasse; Jahr für Jahr
Das öde, feige Mit-dem-Strome-Schwimmen,
Das ohne Zweck und ohne Ziele war.
Wie oft hat dein gesundes Fühlen sich
Dem aufgezwängten Joche heiß empört,
Wie oft gefragt, im Innersten verstört,
Wenn du es sahst, wie eine Stunde wich
Der anderen in zwecklos-starrem Quälen:
Wer hat das Recht, die Jugend mir zu stehlen?
Und doch bist mit den Andern du gegangen,
Denn die Gewohnheit trieb auch dich zu ihnen
Und zwang dich, ihrem hohlen Schein zu dienen,
Und so bist du mit Hangen und mit Bangen
Geschoben halb so langsam aufgerückt,
Zum Ende auch gelangt. Da standst du nun:
Von nutzlos-dumpfem Wissen schwer bedrückt;

Erlahmt die allzu hochgespannte Kraft;
Dein Geist zu eigenem Denken schon erschlafft;
Und ohne Lust zu fernerem, frohen Thun;
Noch jung dem Jugendboden schon entrissen
Doch aufgebläht von dünkelvollem Wissen.
Voll Hochmuth nieder auf die Andern schauend
Und doch der eig'nen Thatkraft nicht vertrauend,
Ein Zerrbild deutscher Jugend! . . . Schon vergangen
Der Glanz der Augen, und das Roth der Wangen,
Und übersättigt mit der trockenen Kost
Nutzlosen Wissens — — doch dir blieb der Trost,
Daß du in deinen Händen hieltst das Pfand,
Das dir mit Ziffern deines Wissens Größe
Bezeugte, mächtig groß — nicht groß genug,
Um deines Geistes tiefgeheime Blöße
Zu decken . . . So beladen mit dem Fluch
Der Selbsttäuschung nahmst Abschied von dem Land
Der Jugend du — und dich empfing das Leben.
Du konntest ihm dein Bestes — nicht mehr geben.

VII.

Wenn kaum die Nacht vorbei, schon hin zur Schule,
Und noch der Tag in halbem Schlummer lag,
Und in der Luft, die wie aus einem Pfuhle
Erstickend dir entgegenschlug, den Tag
Verbracht! . . . Und wenn er endlich dich erlöste,
Daheim noch über Büchern stundenlang! . . .
Und wenn der Schlaf dich übermannte, flößte
Er Angst dir vor dem nächsten Tag noch ein! . . .
Und diese grausam nieerlahmte Pein
Schob sich in deine Träume, wirr und bang! . . .
Dazwischen wohl ein fahler Sonnenschein,
Wie er im Herbst durch kahle Zweige zittert,
Doch selten eine ungetrübte Stunde,

Die nicht vom nächsten Tag voraus verbittert!
Und das so Jahre lang! Und diese Wunde,
Hier offen, hier verhüllt, sie frißt an Allen!
Wohl lachst du heute . . . Doch gesetzt, du wärst
Mit deinem Denken frei herausgetreten
Und hättest es gesagt: „Das, was du lehrst,
Ist für mich nutzlos; „heuchlerisch dein Beten“ —
Wie wären sie nicht Alle hergefallen
Ueber den Frechen mit ergrimmtem Eifern:
„Er wagt es, seine Lehrer zu begeifern!“
Und damals fehlte dir der Scharfblick noch
Das Ganze zu durchschau'n: die Kraft, das Joch
Mit einem Rucke von dir abzuwerfen.
Und als die Jahre kamen, wo sich schärfen
Dein Auge mußte, wolltest vor dem Ziele,
Das dir den Weg in's Leben bahnen sollte,
Du nicht im Rückstand bleiben gegen Viele.
Du sahst die Zeit, die stetig abwärts rollte,
Und schwiegst und unterdrücktest deinen Groll,
Und als das Maß zum Ueberlaufen voll,
Hat dir der Muth, der lang gebändigte,
Gefehlt; dein dumpfer Sinn verständigte
Sich mit dem Tage, den er hassen mußte.
Und so bist du ins Leben eingetreten,
Das erst nichts mit dir zu beginnen wußte,
Und nahmst die Lüge mit von jenem Ort.
Die wucherte nun munter fort und fort —
Du wurdest nicht so stark, sie auszujäten!

VIII.

Und immer wieder kehrt der starre Blick
Zu längst Vergessenem mit Scheu zurück,
Und immer klarer wird er: was schon lang
Im Strom der Jahre spurlos untersank,

Taucht wieder auf, und ſeine Wurzeln legen
Sich deinem Spüren bloß, du ſiehſt, daß eng
Verknüpft ſie ſind mit deines Lebens Wegen.
Der Wahrheit Blick iſt unerbittlich ſtreng!
Du ſchlägſt die Hände vor die heiße Stirn,
Und bitterer Groll zuckt durch dein fiebernd Hirn
Ich rief ſie dir! und all' die Stunden ſteigen
Dir wieder auf, verbracht in ſtetem Bangen,
Du ſiehſt, wie ſie nach dir die Hände langen . . .
So elend waren ſie — nun hilft kein Schweigen!
Siehſt ihr Gefolge: all' die kleinen Lügen,
Nicht zu umgeh'n: das häßliche Betrügen,
Von Noth gefordert: der gehäſſige Streit
Mit den Genoſſen und der ſchlimme Neid
Auf dieſe; frühen Ehrgeiz, hingelenkt
Auf falſche Ziele: und das feige Bücken
Um Gunſt: das Hinten-um-ſich-Drücken
Und Alles in den Schulſtaub eingezwängt,
Mit ſtetem Schweiß und ſteter Angſt vermeingt!
Und früh ſahſt du, wie nur dem Streberthum
Die Krone des Erfolges winkte: Ruhm.
So war der Kreis, in dem man feſt dich hielt,
In dem ſich deine Jugend abgeſpielt
Frag' dich: was du verlorſt, was du erzielt!

❦

IX.

Für Schönheit ſchlug dein Herz. Du hätteſt gern
In vollem Zug am Borne der Hellenen
Sie eingeſogen. Doch du ſahſt den Stern
In Staub verſinken, dem dein junges Sehnen
In heißer, ungeſtümer Liebe ſchlug.
Denn wenn dich die Begeiſterung aufwärts trug,
Zwang man ſie nieder in der Sprache Bann.
Doch ſtatt, daß ihren Sinn verſtehn du lerneſt,

Um sich zu freun an ihrer Schönheit, sann
Man nur darauf, daß du dich mehr und mehr
Im Schwulst sinnloser Regeln ihr entfernteſt.
Man gab dir die Gesänge des Homer . . .
Du laseſt sie und konnteſt dich nicht laben
An ihren schlichten, zaubervollen Gaben,
Und nahmſt du sie zur Hand in spätern Jahren,
Dann mußteſt du mit bittrem Zorn erfahren,
Daß dir derselbe Staub entgegenflog,
Den damals deine Seele in sich sog . . .

X.

Du haſt nach Wahrheit und nach Licht verlangt,
Doch statt den Blick dir für das Falsch' und Echte
Zu öffnen, lehrten dich die feilen Knechte,
Daß Ruhe sei die erſte Bürgerpflicht.
Da war kein Einziger, der dir frei gesagt:
An ungezählten Vorurtheilen krankt
Die Menschheit, nur wer voller Muth es wagt
Und ihre Ketten Glied für Glied zerbricht
Mit eig'nen Handelns Kraft, der liebt die Welt
Mit wahrer Liebe als ein echter Held!
Und da war Keiner, der dir diesen Muth
Zur Wahrheit eingeflößt — auf dich gestellt
Und zwischen Wahn und Irrthum hingetrieben,
Ward kühler mählich dein begeiſtert Lieben,
Und was an eig'ner Kraft in dir geruht,
Ging langsam unter in dem großen Schwarm . . .
Von Haß und Liebe iſt dir — nichts geblieben!
Du schwiegſt — und schwiegſt — so blieb es kläglich-arm,
Dein Leben, das so reiche Keime barg,
Und fragſt du jemals dich nach ihrem Sarg —
— Frag' deine Jugend! — — — — — —

XI.

Man lehrte dich, es sei ein Gott da droben,
Man müsse seine weise Allmacht loben.
Sie ließen für sein Dasein Zeugniß legen
Am Altar dich. Doch du wardst nie gefragt,
Ob deiner Seele tiefstes, bestes Regen
Dir je es unumstößlich klar gesagt:
Es ist ein Gott! — Du aber sprachest nach,
Was sie dir sagten. Kaum ein Zweifel brach
Hin durch die Nacht, mit der sie dich umdüstert.
Und ob die Wahrheit oft in dir auch sprach,
Ob Reue auch dich oftmals wach geflüstert:
Du sahst, die Andern thaten das Verlangte,
Und du — gehorchtest, ob dir heimlich bangte . . .
O Schmach und Schande! War denn Keiner da,
Kein Einz'ger, der dich warnte: Hast du auch
Zuvor geprüft dich, ob des Mundes Hauch,
Der schwörende, aus deinem Innern weht?
War Keiner dir in dieser Stunde nah? — —
Du schwurst — und logst! Denn Lüge das Gebet,
Das nicht dem tiefsten Glaubenssinn ersteht!
Du logst! Und wußtest nicht, wie sehr du logst,
Daß du mit dieser Lüge dich betrogst
Um deines Wesens bestes, wahrstes Heil! . . .
Und doch — du hattest nur geringes Theil
An diesem Trug. Die Schuld fiel Jenen zu,
Die ihre hehrste Pflicht mit Füßen traten,
Und in gewissenlos gewohnter Ruh'
Dich zwangen, eine Formel zu erfüllen,
Statt deinem Blick die Wahrheit zu enthüllen.
— Und was für Früchte keimten solchen Saaten?

XII.

Ein Jeder hat der Ketten Druck gefühlt,
Die jahrelang die Seele wund gerieben.
Und hat das Leben mählich abgespült
Die Last auch, Etwas ist dennoch geblieben.
Schamlose Heuchelei und Unverstand
Träger Gewohnheit Feigheit, die noch schlimmer
Als jene beiden, haben sich noch immer
Verbunden. Fester weben sie das Band
Noch jetzt von Tag zu Tag. Dasselbe Joch,
Das einst auf unsern Stirnen ehern lag,
Es liegt auf unsrer Kinder Nacken noch,
Und keine Hand kam, die es muthig brach.
O Schmach der Zeit! Wohin wir heute sehen,
Schweift durch die Lande freieren Windes Wehen,
Doch an die Wurzel alles Uebels legen
Die Axt wir nicht, die Fäule auszuroden.
Die wuchert munter fort auf altem Boden,
Erstickend schon im Keim der Zukunft Segen.
Wohl hie und da ein schwächlich-kleines Klagen,
Doch nirgend ein befruchtend-freies Wagen . . .
Und Keiner unter uns ist frei von Schuld,
Der weitergeht in schmählicher Geduld!

XIII.

Erinnerung hat vor ihres Thrones Stufen
Dir deine Jugend nun zurückgerufen,
Doch hat sie dir ein trostlos Bild gezeigt.
Dein Mund will reden, doch er zuckt — und schweigt.
Es ist zu spät, zu klagen, anzuklagen! —
Doch er muß immer wieder bitter fragen:
Wo waren Die, die mit erhabener Liebe
Bewachten deiner Kindheit erste Triebe,

Daß ſie die Keime dann zertreten ließen,
Die ſie gepflegt?! Sahſt du denn, Mutter, nicht,
Wie ſich dein Knabe mühſam jahrelang
Hinquälte in ſo grauſam hartem Zwang,
Daß er verlernte, was es heißt: genießen?
Du ſahſt es und du brachteſt ihm kein Licht?
Und liebteſt ihn ſo zärtlich – aber ſtärker
War die Gewohnheit, die es mit ſich bringt,
Daß man die Jugend einſperrt in den Kerker,
Wo ſie verlernt, wie ſchön die weite Erde,
Wie hold die Blume blüht, der Vogel ſingt,
Wo ſie vergißt, daß in der eig'nen Bruſt
Ein junges Herz ihr klopft voll heißer Luſt,
Das nichts verſchuldet, daß es elend werde . . .

XIV.

Die Jugend ſei für uns die Mutter Erde,
Aus der, Antäus gleich, wir neue Kraft
Uns ziehen dürfen immer, immer wieder,
Daß unſer Können immer ſtärker werde,
Wenn unſer Muth dem Strebensziel erſchlafft
Und uns das harte Leben beugt darnieder.
Zu ihrem reichen, ungetrübten Glück
Soll jeder Arme wiederkehren dürfen,
Wenn ihm das Leid kein andres ließ zurück.
Aus ihrer Quelle ſoll er Labung ſchlürfen,
Wenn ringsum waſſerloſe Wüſte ſtarrt.
Du ſchweigſt und ſinnſt . . . ja dir, du Aermſter, ward
Die Jugend nicht gegönnt, doch deinen Kindern
Vermagſt du gleiches Schickſal zu verhindern.
Laß ihre Jugend ungetrübter ſein
Als deine war: laß vollen, klaren Schein
Der Wahrheit über ihnen ſich entfalten,
Dann werden ſie einſt kommen und dir danken,

Daß du ihr Bestes ließest nicht erkalten,
Zu freien Menschen sie gemacht, statt kranken.
Du fluchst der Hand, die aus dem Paradies
Der goldnen Jugend schuldlos dich verstieß —
Du legst die Hände müßig in den Schooß,
Und deine Kinder trifft dasselbe Loos!
Zu schwach, gewohnte Ketten zu zersprengen,
Laß dich nicht in die alten Gleise zwängen,
Laß nur auf ihnen die Beschränktheit schreiten —
Für deine Knaben suche freiere Weiten!

XV.

Und unsere Zeit bedarf der Mannesthaten,
Der freien Stirnen und der warmen Herzen,
Um rücksichtslos die Lüge auszumerzen.
Dann wird der großen Schaar sie gern entraten,
Die auf das Alte unverständig schwört,
Dem Ruf der neuen Zeit ihr Ohr verschließt,
Weil ihr verhaßt, was ihre Ruhe stört.
Doch muß der Quell zuvor gereinigt werden,
Aus dem das Ewig-Neue sich ergießt,
Dann wird ein neuer Frühlings-Tag auf Erden
Uns künden, daß schon wieder eine Nacht
Des Irrwahns an dem Licht der Wahrheit starb.
Und wie mein Wort, von tiefem Zorn entfacht,
Hier für das ewige Recht der Jugend warb,
Das täglich, stündlich sie mit Füßen treten,
So weiß ich, wird die Fluth der großen Zeit
Auch dieses Uebel mit der Wurzel jäten.
Dann wird, von Unnatur und Zwang befreit,
Uns eine starke Jugend schön erstehen,
Von der erfüllt wir unser Streben sehen,

Und wo wir selbst in Wolken Staubs gegangen,
Wird heitres Sonnenlicht die Nachgeborenen
Mit warmen, vollen Strahlen mild umfangen . . .
Und mußten wir die Jugend auch dahin
Dem Wahne geben — zieh'n doch Spätgewinn
Wir so noch aus der schmerzlich uns verlorenen' . . .

Martha.

Ein Gedicht eines Anderen.

Ich ſah ſie zweimal nur — ſie war der Traum,
Der einzige, meiner freudenarmen Jugend.
Ich ſah ſie zweimal nur — die kurzen Stunden,
Sie wurden mir zum Inhalt meines Daſeins.
Und doch! — es gab auf dieſer ganzen Erde
Wohl keinen Menſchen, dem ſo wenig Antheil
An ihrer Liebe ward, wie mir — —
Der Bettler, der an ihrem Wege kauernd
Um eine Gabe flehte, dem ein Blick
Des Mitleids zu ſich wandte, ihm ward mehr,
Als jemals mir — und dennoch, dennoch! — —
Ich weiß es wohl, ich wußte es auch immer,
Wie arm ich war — ſo hab' ich nie gehofft.
Oder iſt jahrelange, wilde Qual,
Iſt fiebernd, nie geſtilltes Sehnen Hoffnung?
Ja, dann — hab' ich gehofft! — doch jeder Hoffnung
Folgt Täuſchung, oder folgt Erfüllung.
Mir reifte keins von beiden, keins! — und doch! —
Lacht nicht! — Sie war der Traum mir meiner Jugend!
Ihr wißt nicht, was das heißt: dem ſcheuen Jüngling
Die erſte Blüthe auf dem ſteinigen Pfade
Des Lebens, und dem ernſten, reifen Manne
Das Urbild jenes ewigen Räthſels "„Weib!"
Des Räthſels, deſſen Löſung nie er fand
Und die er dennoch tief erſchauernd ahnte,

Indem in jedem eigenen Pulsschlag er
Den ihren fühlte — Martha! — Martha! — — Martha! — —

Wann ich zuerst sie sah, zum ersten Male? —
Ich weiß es noch, als wär' es heut' gewesen.
Den hohen Saal durchfluthete ein Meer
Von jenem Licht, das Feind dem Licht des Tages
Vergoldet und verhüllt mit leichtem Schleier,
Den jenes oft mit rauher Hand zerreißt.
Nur widerwillig war ich hingegangen
Und lehnte nun, ein schlechter Tänzer, müßig
An einem Pfeiler, und mein Auge schweifte
Hin über den mich bunt umwogenden Schwarm.
Das glitzerte und rauschte, lärmte, schwebte
An mir vorbei in nimmer müdem Spiel:
Entblößte Nacken, blendendweiße Arme,
Knisternde Seide, silberhelles Lachen,
Und eine Fluth von Duft und Glanz und Leben,
Das Alles eine Welt für sich, so glänzend,
So märchenhaft, doch leider nur ein Märchen,
Dem Eines nur und Alles fehlte: Wahrheit!
Da sah ich sie — da sah ich sie zuerst! —
Und alle Sinne stockten mir, ich bebte!
Gehüllt in seidenweiche Flitter flog sie
Von Arm zu Arm, ein leichtbeschwingter Falter,
Aus Duft und Licht gewoben, um die Menschen,
Die thörichten, zu blenden, zu berücken.
Und meine Augen hingen heiß an ihr
Und folgten ihr von jenem Augenblick . . .
Jetzt lachte sie — und wieder rann es wild
Durch meine Adern und es regte sich
In mir wie Furcht vor etwas Namenlosem —
Dann wieder zog's wie leiser Frühlingsathem,
Wenn er die jungen Knospen innig wachküßt,
Durch meine ahnungsfrohe Seele hin . . .

Und dann — wo nahm den Muth ich dazu her?
Dann ging ich auf sie zu, verneigte mich,
Und dann — dann schlang ich meinen Arm um sie,
Und von dem Takte der Musik getragen
Flogen wir hin — o selig-süßes Wiegen!
Als dann die Klänge stockten, sprachen wir.
Nein, sie sprach nicht, sie hörte theilnahmlos
Den Worten zu, die ich gedankenlos
— Denn all' mein Denken war von ihr gefesselt —
Ihr sagte — und indessen flog ihr Auge,
Ihr dunkles, großes, hin über die Menge.
Weit, weit hinaus — wohin? — o wohin flog
In jenen Augenblicken wohl ihr Blick,
Aus dessen Abgrundstiefe schimmernd-feucht
Der Thau der unberührten Unschuld glänzte? . . .
Dann sprach auch sie mit seltsam kalter Stimme,
Ich hatte sie gefragt — leer wie die Frage,
War auch die Antwort —, und dann kam ein Andrer,
Und ich verneigte mich, und noch ein Blick,
Der kaum von ihr gesehn, erwidert wurde, —
Dann trat zurück ich zu dem Pfeiler wieder,
Und wieder folgten meine Augen ihr.
Und Tanz um Tanz zerflog — ich stand und schaute,
Trotzdem das Herz mir schmerzte, als ob ihm
Mein warmes Blut entsauge eine Schlange,
Tropfen um Tropfen in die Ader flößend
Mir ein verderblich-süßes Gift dafür,
Das alle meine Sinne mir umspann.
Da schrak ich plötzlich auf, denn vor mir stand
Des Nachbars Tochter, an die Brust mir heftend
Lächelnd des Ordenzeichens Flittergold
Ja so, es war ja „Damentour" — wir tanzten.
Und während ich der Jugend Spielgenossin
Im Arme hielt, glaubte ich *sie* zu halten,
Und als für uns der Tanz beendet war,
Stieg jäh der Wunsch in meinem Herzen auf:

Wenn sie nun zu mir käme, mich zu schmücken! –
So thöricht klammerte mein heißer Sinn
Sich an ein eitel Spielwerk, daß des Herzens
Erregten Schlag ich deutlich klopfen hörte.
Wie stolz die Andern auf die Orden waren!
Als wären's wirkliche — nun schließlich, war
Der Unterschied so groß denn? — Doch wohl kaum! —
Sie flog von einem zu dem andern lachend,
Ich aber stand — und hoffte immer noch.
Und sie kam nicht — und mit dem letzten, schrillen
Aufklang der Töne ging ich still hinaus,
Und draußen lacht' ich hell und bitter auf.
Ich lachte über mich — mit vollem Rechte!
Nein, ich will wahr sein: darum lacht' ich auf,
Den wilden Aufschrei meines wehen Herzens
Zu übertönen, daß ihn Niemand höre! –
Ich trat hinaus und ging den Weg hinab,
Nur fort, nur fort — wohin, das war ja gleich!
Und es war mir, als zöge vor mir her
Ein leuchtend Sternbild, dessen hellem Schein
Ich willenlos gezwungen war, zu folgen.
Da ging ich in die stumme Nacht hinein,
Und immer, immer sah ich's vor mir leuchten,
Daß ich die Hände nach ihm strecken mußte:
Doch wenn ich glaubte, endlich es zu fassen,
Schwand es mir wieder, fern und ferner sah
Ich flammen es, so rein, so glückverheißend —
Und ruhlos ging ich weiter — weiter — weiter —,
Bis über'n Berg der Morgen dämmernd stieg,
Und es verschwand — — da wußte ich,
Daß ich es nie besessen,
Daß ich es nie besitzen würde . . .
Und um mich webte sich ein Jugendtraum,
Der „Martha" hieß und der mir Alles wurde:
Der Jugend Leid, der Jugend selig Glück!

Sie sah ich nicht mehr — bald von jener Stadt
Trug mich die Woge auf des Lebens Meer.

Jedoch zurück warf mich der Wellenschlag
Zu jener Stadt, nachdem am Rad der Zeit
Der Speichen zehn sich langsam umgedreht:
Zehn lange — kurze Jahre, die die Jugend
Mit eherner Macht mir Schritt für Schritt entführten.
Da sah ich sie zum zweiten, — letzten Mal.
Und wieder war's im lichterfüllten Saale,
Und wieder lärmte es und wogte um mich:
Dasselbe Lachen und dieselbe Leere,
Der gleiche Tand, die gleichen Menschen fast.
Ich wußte, daß sie heute kommen würde,
Und an der Thüre hing mein heißes Auge.
Was ich nicht wußte, sollte da ich sehen:
Sie kam — am Arme ihres Gatten kam sie!
Ich sah es — seltsam! und nicht schneller schlug
Mein Herz, — warum? weil niemals ich gehofft,
Und auch das Kleinste nie von ihr begehrt.
Ein Blick auf ihn — er sagte Alles mir:
Daß sie sich selbst freiwillig hingeopfert
Dem Ersten, Besten, was sie that nicht wissend!
Und ich sah sie! — Das war das Kind nicht mehr
Mit feuchtem, sehnsuchtsvollem Unschuldsblick —,
Das war ein kaltes, unnahbares Weib,
Groß, hoheitsvoll, mit ausgestorbenem Herzen,
Das nie geliebt und das in einer Stunde,
Die ihr zerrissen jäh der Täuschung Vorhang,
Zu Stein geworden war, mit leerem Blick,
Der nichts mehr sah, als ihres fernern Lebens
Verfehlte, grauenvolle Pflicht — nichts weiter!
Und dennoch war sie wunderbar erstarkt
Ihr hoffnungsleeres Leben stumm zu tragen:
So war sie groß, so war sie reich geworden,

Und abgestreift von ihr war alles Hohle, —
Doch nicht die Schönheit, welche anders zwar,
Doch ganz wie vordem alle Sinne packte.
So sah ich sie — nicht mehr der leichte Falter,
Der Griechen hehrer Gottgestalten eine,
Ein Marmorbild, der Schönheit Ideal!
Dann trat ich ernst und ruhig auf sie zu,
Sie kannte mich nicht mehr, nicht meinen Namen.
Wir sprachen ernst fast, wie zwei reife Menschen,
Da kam es über mich — ich hob die Hand,
Und rührte leise ihre kalte an,
Und jäh zerreißend des Gespräches Faden,
That ich an sie die Frage: „Sind Sie glücklich?“
Da sah sie mich mit stierem Blicke an — —
So furchtbar angstvoll ward noch niemals ich
Von einem Menschenauge angeschaut! —
Und sie und ich erbebten vor einander!
Dann wich sie jäh zurück — als ob die Menge
Ihr Schutz vor mir — vor mir! — gewähren solle,
Enteilte sie — und war wortlos verschwunden.
Und ich — ich stand wie festgebannt und starrte
Keines Gedankens mächtig auf den Platz,
Den eben erst ihr leichter Fuß berührt . . .
Dann ging ich langsam zu dem Saal hinaus,
Wie damals mit ersticktem Weh im Innern,
Und wieder in die stille Nacht hinein — —
Doch diesmal wußte ich, daß ich sie liebte,
Mit allen Fasern meiner Seele liebte —
Kein Traumbild mehr, nein schmerzensvolle Wahrheit,
Die nichts, als ewiges Entsagen kannte.
Da stand ich unter frühlingslindem Himmel
Und hob die Arme flehend hoch empor
Und bat das Schicksal, Kraft mir, Kraft zu geben.
Mein Flehen ward erhört: mir wurde Kraft!

Was war sie mir? — Sie war mir Eins und Alles:
Der Jugend Traum, des Manns entsagend Glück —
Und glücklicher vielleicht, als durch Erfüllung
Ich jemals hätte werden können, war ich . . .
Auch sie ist elend nicht — wer seine Pflicht,
Wie schwer sie sei, erfüllt, ist nie ganz elend! —
Martha! — o daß ich nie dir danken durfte
Für das, was du mir warst — — doch nein, es war
Wohl besser so — — und doch! — o Martha! — —
Martha! — —

Härten.

— Weß' Auge nie im Zorn geflammt —:
Der iſt im tiefſten Herzensgrunde,
Der iſt in tiefſter Seele ſchlecht,
Der iſt bis in die letzte Stunde,
Bis in den Tod der Selbſtſucht Knecht!

Emil Rittershaus.

Dichterwort.

Dein Wort ſei wie der lohende Blitz,
Der aus grollender Wolke ſchlägt,
Und der Lüge Haus und der Hohlheit Sitz
In rauchende Trümmer legt.
Der der Zeit, die in Nacht verſunken iſt
Den Weg des Heiles erhellt,
Daß der Fuß, der ehrgeiz trunken iſt
Nicht am Steine ſtrauchelnd zerſchellt!

Dein Wort ſoll ſein wie des Hammers Wucht,
Der das Eiſen ſchmiedet und dehnt,
Daß das weiche Herz zu ſtählen er ſucht,
Sonſt fällt es im Kampfe entſehnt.
Im Kampfe, der allwärts entſponnen iſt,
Der entfeſſelt nun nimmer ruht —
Wer da zu ſiegen geſonnen iſt,
Der trinke aus ihm ſich Muth!

Nicht ſei dem Wort wie des Frühlings Wehn
— Uns keinen Frieden es bringt.
Uns ziemt es nur, raſtlos im Kampfe zu ſtehn
Um das ewige Ziel, das uns winkt!

So sei deiner Zeit Prophete du,
Steh mit eherner Stirne im Streit,
Wo am stärksten er wogt, dahin trete du,
Gegen Haß und Verkennung gefeit!

Eile, eile! neues Jahrhundert!

(1883.)

Eile, eile, neues Jahrhundert! — Steige segenbringend herauf,
Eine Menschheit harrt dir entgegen, darum beflügele deinen Lauf!
Rette uns aus den ehernen Banden, die um uns alle der Zeitgeist schlingt,
Müde sind wir und jauchzen entgegen dir, das uns Licht und Befreiung bringt!
Licht statt knechtender Vorurtheile: Licht, das stürzet von seinem Thron
Einen Glauben, dem wir gehuldigt: das eine neue Religion
Ueber die Zeiten führet und Lande, welche heute ein Wahnbild zwingt,
Daß statt finst'rer Gesetze die Liebe ihr allmächtiges Scepter schwingt! — —
Eile, eile, neues Jahrhundert! — Nimm zum Genossen den brausenden Wind,
Rüttle uns auf aus dem bleiernen Schlafe, in dem befangen noch immer wir sind,
Scheuche die Wolke, die über dem Haupte uns Vernichtung drohet und Tod,
Senke in unsre erschlafften Gemüther einen Funken, der himmelwärts loht! —
Siehe, schon suchet im Grabe das alte für enttäuschte Hoffnungen Ruh,
Eile, eile, neues Jahrhundert! — eine Menschheit jauchzet dir zu! — — —

Jugend-Phantasie.

Ich hör' es gerne, wenn die Jugend plappert,
Das Neue klingt, das Alte klappert.

Goethe.

Einst sang ich von Liebe und Jugend, da habt ihr mich spottend verhöhnt,
Noch lange hat mir im Ohre Euer Lachen gellend getönt.
Ihr hattet gut mich getroffen in meines Herzens Grund,
Und für lange Zeit verstummet war mein einst so froher Mund.

Dann habe ich Euch gesungen von meinem Ideal,
Ich hoffte Euch aufzurütteln, doch Euer Treiben so schal,
Es hielt Euch eisern umklammert, Ihr waret zu fest gebannt,
Und Ihr sahet ihn nicht, der Euch winkte, der Heimath geliebten Strand.

Ich habe Euch meine Hände in tiefem Erbarmen gereicht,
Und habe den Weg zu den Höhen Euch klar und sicher gezeigt,
Ich suchte zu lenken die Blicke auf ein hohes und herrliches Ziel,
– Den alltäglichen Weg zu schreiten Euch aber besser gefiel.

Und ich glaubte, es müßte gelingen, und ich sang von der heiligen Kunst,
Und zeigte, daß Ihr zu dienen des Lebens beglückendste Gunst,
Doch Ihr schaltet mich einen Träumer, und meine Hoffnung entschwand,
Und ich zog meinen Fuß zurücke von dem Abgrund, an dem ich stand.

Nun nehme die Leyer noch einmal ich in meine erlahmende Faust,
Und singen will ich so zornig, wie der Sturm durch die Bäume braust,
Und singen will ich so donnernd, daß Jeder erzitternd senkt
Die schamerglühte Stirne, wenn an mein Lied er denkt.

— „Wißt Ihr, daß zwischen dem Thiere und dem Gotte inmitten Ihr schwebt,
Und daß ein fluchenswerthes, erbärmliches Dasein Ihr lebt?
Daß, Eure eigenen Sklaven, Ihr eiserne Ketten tragt,
Und daß ein Dämon beständig an Eurem Leben nagt?

Wißt Ihr, daß Ihr am Abgrund des ewigen Todes steht,
Aus dessen schwindelnder Tiefe der Verwesung Moder weht?
Ihr sehet ihn mit den Augen und wißt es dennoch nicht,
Und deshalb" — welche Stimme mir plötzlich im Herzen spricht?

„Halt ein, du Unglückſeliger, halt ein, was willſt du thun?
Halt ein, laß ſie unwiſſend, und deshalb — glücklich ruhn!
Weil ſelbſt du namenlos elend, zerriſſen und ruhlos biſt,
Willſt du ihr Glück zerſtören, ein frevelnd Beginnen das iſt!““

— Die Stimme ſchweigt. Aus dem Auge ein Strom von Thränen mir bricht,
Und klar wird mir meine hohe, im Zorn vergeſſene Pflicht:
Von weltverſöhnender Liebe muß ich ſingen, von Frieden und Ruh,
Dann ſchließt ſich auch meines Herzens blutende Wunde zu!

So will denn verſöhnend ich ſingen, bis Saite nach Saite ſpring:
Und leis im unendlichen Raume das letzte Lied verklingt,
Wenn ferne ſich ſtrahlend erhebet der Wahrheit goldenes Licht,
Dann mit der letzten Saite mein krankes Herz zerbricht . . .

Ihr und ich.

Dient Ihr dem ſchwindenden Tage,
Ich diene der heiligen Kunſt!
Leicht liegen auf Euch ſeine Pflichten,
Schwer auf mir ihre Gunſt.
Jedoch ich möchte nicht tauſchen,
Nicht tauſchen um eine Welt,
Wenn einſt Ihr verzweifelnd verſchmachtet,
Weiß ich, daß ſie mich hält!

Was wißt Ihr von ewiger Schönheit,
Wie mir im Herzen ſie lebt,
Was von der abgründigen Wonne,
Wie durch meine Seele ſie bebt?
Was wißt Ihr von jenem Denken,
Das jauchzend zum Himmel greift,
Die Ihr Eures Daſeins Bürde
Durch den Staub des Tages ſchleift?

Die Ihr mit zufriedenen Mienen
Von „erfüllten“ Pflichten prahlt
Und den thatlosen Träumer belehret:
Nur Arbeit sei, was sich bezahlt?
Was wißt Ihr, Ihr glücklichen Menschen,
Von niemals erfüllter Pflicht,
Wie mir im Innern sie thronet,
— Ein täglich waltend Gericht?

Was wißt Ihr von meinen Aengsten,
Von Verkennung und schwankendem Wahn,
Von rastlos fieberndem Streben,
Das nie sich genug gethan?
Doch was auch von jenem Stolze
Dem Künstler durch machtvolle Kraft
Ureigensten Könnens verliehen,
Die zum Gott ihn macht, wenn er schafft?

So tragt denn mit kritischen Mienen
Eures Wissens Stückwerk dahin,
Ich gehe auf einsamen Pfaden,
Der ein Priester der Schönheit ich bin.
Fragt Ihr nach eigenem Glücke,
Ihr spielt ein gewagtes Spiel —
Mich hält, dem ganz ich mich weihte,
Meines Lebens leuchtendes Ziel!

Härten.

1.

Ich hasse diese wohlgenährten,
Zufrieden lächelnden Gesichter,
Das jeden seiner matten Schritte
Aengstlich abwägende Gelichter!

Und jene zimperlichen Herzen,
Die immer nur nach Andern fragen
Und kein Gefühl des eig'nen Werthes
In ihrem leeren Innern tragen!

Und jene gleißend-falschen Mienen,
Die immerdar im Staube kriechen,
Die niemals Zornesgluth verschönert,
Die fromm dem Tod entgegensiechen!

Und dann im Alter, höchst beschaulich,
Behaglich-schmunzelnd, ruhig-fröhlich,
Auf ein zufriedenes Leben schauen
Und sprechen: „Wir — wir werden selig!"

Armselig seid Ihr! — Ob auch nimmer
Ich einen Euresgleichen fasse,
Ob weit sich unsre Wege scheiden,
So fühl' ich doch, daß ich Euch hasse!

❦

2.

Und wenn wir nun einmal gestellt sind
Auf ewig in dies dunkle Thal
Und nun einmal auf dieser Welt sind,
Rings eingeengt in Angst und Qual,
Und glauben sollen, daß ein Haupt sei,
Dem dieser Jammer unterthan,
Dann fordre Eins ich: daß erlaubt sei
Zu rütteln an dem frechen Wahn!

❦

3.

Es ist ein allzu langes Sinken,
Ein allzu qualvoll-herber Tod!
Wer gab es einst denn, das Gebot,
Den Kelch so Zug um Zug zu trinken?

Und wenn nun mit der letzten Stärke
Der Menſch zum Widerſtand ſich hebt,
Wer muß, der mit auf Erden lebt,
Nicht Beifall ſpenden ſolchem Werke?

Nicht Jeder iſt zum Joch geſchaffen,
Ein Laſtthier, das geduldig trägt,
Nicht Jeder ſchweigt dem, der ihn ſchlägt,
Und glaubt dem Lügenwort der Pfaffen!

Es giebt auch Solche, die, zu Erben
Geſetzt, verſchmähen ihren Theil,
Verachten alles Seelenheil
Und ihrem Schickſal fluchend ſterben! —

Ein Zukunftstraum.

Einen Vorhang ſeh' ich wallen,
Der das „Heut" von „Morgen" trennt —
Jenes „Morgen", das uns allen
Sehnſuchtsvoll im Herzen brennt.
Leis ſinkt er zu Boden nieder,
Und es ſieht der frohe Blick,
Wie die nachgeborenen Brüder
Lenkt ein ſanfteres Geſchick.

Sieht, wie ſie der Menſchheit Grenzen
Kraftvoll weiten mehr und mehr,
Ob ſie auch nicht zitternd kränzen
Ein Gebild, das hoch und hehr,
Noch in unſerm Denken lebte
Und der Kleinen Geiſt umſpann —
Nur dem Geiſt, der weiter ſtrebte,
In das leere Nichts zerrann.

Sinnend ich mein Auge wandte;
Doch als ich es wieder hob
Und den Blick zur Zukunft sandte,
Sie in Nacht mir jäh zerstob.
Wieder, wie vordem, das „Morgen"
Schied der Vorhang schleiergleich,
Doch in mir lag wohlgeborgen,
Was geschaut ich, klar und reich.

Licht ward's in mir . . . Weit und weiter
Spann der Traum der Zukunft sich;
Durch die Nacht brach Sonnenlicht heiter,
Und vom Haupt die Sorge wich:
Einst, wenn über alle Lande
Brausend ein Sturmwind Freiheit trug,
Der der Knechtschaft grause Bande
An dem Fels des Rechts zerschlug —

Wird von seinem Throne steigen
Jeder Fürst, des Schmuckes baar,
Und sich voller Demuth neigen
Vor dem Niedrigsten der Schaar,
Und dann werden Seit' an Seite
Treu die Brüder zusammenstehn
Und zur Arbeit, nicht zum Streite,
Frei und stark als Menschen gehn.

Dann trägt Jeder seines Werthes
Voll Bewußtsein in sich fort,
Schätzend so den Werth des Andern, —
Und das freigegebene Wort
Wird auf Morgenschwingen tragen
Wahrheitslicht zum fernsten Raum! . . .

— — — — — — — —

Schweige! nie in Erdentagen
Winkt Erfüllung diesem Traum!

Ein Lied der Zeit.

Es ist des Posthorns Klingen nicht mehr, dem der ruhlose Wanderer lauscht,
Der von gebändigter Kraft durch weiteste Fernen getragen
Auf stöhnender Eisenschiene an dir vorüberrauscht,
Bevor du recht noch mit ihm dir Frage und Antwort getauscht,
Bevor du noch recht es vermocht, ein Wort ihm der Liebe zu sagen.

Vorbei ist die Zeit der zarten Gefühle, die zärtlich in Worte gebannt,
Wo Freundin und Freund in Liebe der Seelen tiefsinnig verbunden.
Jetzt wird ein flüchtiges Wort, vergessen so schnell, wie's entstand,
Mit Sturmeseile hinaus über Meere und Lande gesandt:
Die Zeit hat den klingenden Draht deinem maßlosen Wünschen erfunden.

Sie sitzen nicht mehr, wenn Abends die Stunde der Ruhe schlägt,
Vor ihren eigenen Thüren und lassen die Rede nicht wandern
Von Mund mehr zu Mund, daß Jeder sein Wort zu den übrigen legt.
Sie lesen die Zeitung mit hastigem Blick und finden, was Jeden bewegt,
Sie giebt ihnen Kunde tagtäglich — wer fragt da nach Andern?

Sie haben gelernt, sich zu nutzen die Zeit; denn die Zeit ist Geld.
Sie pressen die Seele zu stündlichem Frohn und häufen ihr Wissen.
Sie kennen es wohl und treiben es alle, das Triebrad der Welt,
Was schadet es da, wenn der Frieden des Glücks an dem rasenden
Schwunge zerschellt?
Sie fühlen es kaum — sie sind alle hinein in den Strudel gerissen.

Da dampft er hinaus, der Beherrscher der See, es bäumt sich sein Bug.
Er führt uns die Brüder hinweg von der Heimath zufriedenen Borden.
Da gellt uns im Ohre ein Pfiff: auf der rasselnden Schiene der Zug
Rast dröhnend daher — o Dämon der Zeit, der alle uns schlug,
Wo ist die menschliche Kraft, die dir nicht dienstbar geworden?

Wohl haben bei deinem gewaltigen Flug das Glück wir entbehren gelernt,
Im duftenden Moose zu träumen, zum blauenden Himmel zu schauen.
Doch haben ein schwächlich Gelüsten im Kampf wir uns Dasein entfernt,
Und haben die köstliche Frucht mit stählernen Händen entkernt,
Und haben es endlich verstanden, der eigenen Kraft zu vertrauen.

Wir lenken den Blitz und dünken uns Herrscher im Weltenraum.
Wir heben nicht mehr zum Himmel die müßig-betenden Hände.
Wir schlürfen ihn nicht, wir blasen ihn fort, den nichtigen Schaum
Und suchen die leuchtende Wahrheit in jedem dämmernden Traum —
So ringen wir fort und empor uns — und fragen uns nicht nach dem Ende.

Es ist eine mächtige Zeit, durchpulst von gesteigertster Kraft.
Wer das erschauernd gefühlt, der wird sich bewundernd ihr neigen,
Und ist er einmal hinein in den brausenden Strudel gerafft,
Und hat er gefühlt, daß er Kind seiner Zeit — dann, bis sie erschlafft,
Legt er mit Hand an das Werk des Jahrhunderts in staunendem Schweigen!

Pantheismus.

In Zweifelsqualen habe den Weltraum ich durchforscht,
Die Frage auf den Lippen: „Sag' mir, bist du der Gott?"

Am Tage sprach des Lichtes urewig-reiner Strahl,
Bei Nacht das düstre Dunkel geheimnißvoll: „Ich bin's!"

Mir flüsterten die Bäume, der Vögel Sang es zu,
Mir duftete die Rose berauschend-hold: „Ich bin's!"

Mir dröhnte es der Donner gewaltig in das Ohr,
Aus dem Gesang der Wogen vernahm ich es: „Ich bin's!"

Die Kunst hat mir verkündet in Marmor, Erz und Bild,
Der Genius der Dichtung, er sprach zu mir: „Ich bin's!"

Aus der Geschichte Blättern, aus hoher Meister Wort,
Vernahm ich immer wieder, mich beugend, es: „Ich bin's!"

In deiner Augen Tiefe stand es, ich las es klar,
Aus meiner eigenen Seele sprach es zu mir: „Ich bin's!"

Ich habe auf das Weltall den freien Blick gelenkt,
Und sieh, das ganze Weltall sprach Eines nur: „Ich bin's!"

Ja, Gott, du bist das Weltall! Der Weltenall ist Gott!
Und was im All nur webet darf sprechen: „Ich bin Gott!"

Erlöſung.

Preßte der ganzen Menſchheit jahrtauſendlanger Schmerz
In einen Schrei ſich zuſammen und ſtiege er himmelwärts,
Es würde den Weltraum durchfliegen ſein erſchütternder Klang,
Erbeben würde das Weltall, verſinken der Stern, zu dem er drang.

Erlöſchen würde des Lichtes hehre, leuchtende Pracht,
Und über das All ſich breiten die eine, ewige Nacht,
Verſinken würde im Abgrund des Nichts der ſtrahlende Mond,
Zerberſten die Erde, vernichtend alles Leben, das auf ihr athmend wohnt.

So mächtig wäre der ſehnenden Menſchheit Verzweiflungsſchrei,
Mit ſeinem Ausbruch wäre das Elend auf ewig vorbei,
Aber leiſe verhallend tönt hier und da nur ein Ton
Einer geängſteten Seele, lautlos trägt ihn der Wind davon — — —

Der Wandel der Zeit.

Ein Idyll.

Inmitten der Gärten steht einsam ein Haus,
An der Grenze der Großstadt, fern ihrem Gebraus.
Du weißt wohl: dort draußen, da brandet ein Meer,
Doch die Woge des Lebens, sie schäumt nicht hierher.
Das Rauschen der Bäume — und Vogelgesang —
Und zuweilen ein irrer, verlorener Klang,
Herübergeweht und verzitternd hier —
So redet die einsame Stille zu dir.

Inmitten der Gärten, in Bäumen versteckt,
Steht einsam ein Haus, mit Schiefer gedeckt,
Vier Fenster nach vorn, zwei Stockwerke hoch,
Die Zeit den Giebel vornüber bog —
So steht es jetzt da, baufällig und schief,
Als ob es den Schlaf der Jahrhunderte schlief.

Horch: über die Erde der Frühling geht!
Der Birnbaum im Garten in Blüthen steht,
Er streckt seine Zweige weit über das Haus
Und schüttet ein Blüthenmeer über ihm aus.
Das ist die Zeit, wo das Leben quillt
In berauschender Fülle, — wo Jeder gewillt
Zu großem Beginnen, doch wo schnell auch erschlafft
Der ahnenden Seele wild-pulsende Kraft.
Das sind die Tage, wo das Leben ein Traum . . .
Wie der Tag dir entschwindet, du spürest es kaum.

In jähem Wechsel zerrinnt dir die Zeit:
In unsagbarem Glück, in unsagbarem Leid!
Zwischen Wollen und Können, so schwankst du dahin,
Aus dem Zwiespalt entwächst dir der reichste Gewinn!

Wohl lebst du und weißt nicht, daß du gelebt,
Du fühlst nur die Sehnsucht, die im Herzen dir bebt.
Die Sehnsucht, das Erbtheil des Menschen von je,
Sie steigt, wie die Göttin, aus brandender See,
Sie neiget sich zu uns, sie weitet die Brust
Und füllt sie mit Schauern der qualvollsten Lust,
Die Sehnsucht, die lächelnd der Frühling uns schenkt,
Sie eint unser Sein, verirrt und zersprengt, — —
Woran unsere Seele unheilbar krankt,
Das ist die Sehnsucht, die heimverlangt! . . .

Und sie lockt zu den Stätten der Jugend uns hin,
Das Heimweh ist ihre Begleiterin.
Der einsame Mann, dort lehnt er am Zaun,
Ihn trieb es die Stätte wiederzuschaun,
Wo der Jugend glückseligstes Jahr er durchlebt,
Wo sein Herz in der ersten Liebe gebebt. —

— „Da liegt noch das Haus und der Garten in Ruh,
Nichts hat sich geändert — geändert: nur du! —
Als flotter Student zogst einst du hier ein,
Dir lag die Erde im Morgenschein —
Als alternder Mann kommst wieder du her,
Derselbe — und doch derselbe nicht mehr! . . .“

In einsames Sinnen verloren er steht.
Der Zauber der Jugend ihn wieder umweht,
Mit Märchenaugen blickt sie ihn an,
Er ist wieder jung — in ihrem Bann!
Er ist wieder jung — wieder birgt ihn das Haus,
Er geht wieder ein hier und geht wieder aus:
Die Wirthsleut', der Mann und die Frau, — und sie,
Ihr einziges Kind, ihr geliebtes, — Marie!

Er ſchauet ſie wieder, ſo hold wie ſie war,
Ihre großen Augen, ihr braunes Haar,
Ihre leiſe Stimme, die Kindesgeſtalt,
Vom vollſten Liebreiz der Jugend umwallt.

Und er ſpricht mit ihr — und ſie höret ihm zu,
In der Laube im Garten, wenn die Sonne zur Ruh,
Wenn der Vögel Geſang entſchlafen im Baum,
Und die Erde gefangen im erſten Traum —
Wie Bruder und Schweſter ſo innig vertraut,
Da wurde die Stimme der Liebe nicht laut.

Es kam die Zeit — und die Zeit entſchwand,
Und die Roſe im Garten in Knospen ſtand,
Der Sommer war abermals da — und ein Tag,
Der die Knospe urplötzlich zur Blüthe erbrach.
Er ſollte ſcheiden, die Pflicht rief davon,
Er ſollte ſcheiden, und morgen ſchon. —
In der Laube, da ſaßen ſie, Hand in Hand,
Und Keiner ein Wort des Abſchieds fand.

Den Roſen entſtrömte ein ſchwüler Duft,
Schwer lag und bangend auf ihnen die Luft,
Sie fühlten den Athem der lauen Nacht,
Der ihr ſchmerzliches Weh noch heißer entfacht.
Sie regten ſich nicht — da plötzlich ſchlang
Sie die Arme um ihn und ſchluchzte bang
Und küßte ihn wild in verzehrender Gluth
Und wieder und wieder in ſtürmiſchem Muth.
Und er trank der Küſſe berauſchendes Glück
Und gab ſie dem kleinen Munde zurück.
— „Du darfſt nicht fort — du darfſt nicht gehn —
Ich laſſe dich nicht!“ — ſo klang ihr Flehn.
Er hielt in den Armen die zarte Geſtalt
Und hielt ſie umklammert mit Liebesgewalt.
Da riß ſie ſich los. — „O nimm mich mit,
Ich will dir folgen auf Schritt und Tritt.

Nur dich sehen! Du bist mir mehr als das Licht,
Die Nacht ohne dich ertrage ich nicht!"
Er schrak zusammen. Wer senkte die Kraft
In die junge Seele, die Leidenschaft? —
Und er sprach zu ihr mit gütlichem Wort.
Da stieß sie ihn jählings von sich fort:
„Und liebtest du mich, o du trügest mich weit
Auf deinen Armen zur Seligkeit!
Du nahmst mir Alles: nahmst Frieden und Ruh,
Und lässest mich nun, du — Schwächling du!" —
Sie barg in den Händen ihr heißes Gesicht
Und eilte zum Hause -- er folgte ihr nicht!

Am nächsten Morgen verließ er das Haus
Und zog in die Welt, in die weite, hinaus.
Zu ihrem Fenster noch sah er hinauf,
Doch er sah sie nicht mehr, es that sich nicht auf.
So zog er fort, sie sah ihm nicht nach,
Die in Fieberträumen dort oben lag.

Er zog ins Leben, weit, weit hinaus . . .
Und stürzte sich jäh in sein irres Gebraus,
Es packte ihn wild, es warf ihn umher,
Er trieb wie der Schiffer auf trüg'rischem Meer.
Wohl warf es ihn oftmals zum lockenden Strand,
Wo das Glück er suchte, wo nie er es fand.
Ihm lachte die Liebe, berückend und warm,
Ihm öffnete sich gar mancher Arm,
Doch niemals ein Herz — und so kam die Zeit,
Und so schwand sie dahin in nie endendem Streit.
Er hatte vergessen — er wußte noch kaum,
Wie süß er geträumt ihn, den ersten Traum . . .

Und Jahr auf Jahr ihm in Nichts zerrann,
Aus keinem ein volles Glück er gewann.
Mit leeren Händen am Grenzstein er steht,
Wo es bergunter, dem Thale zu, geht.

Da trat die Reue zu ihm, und sie sah
Ihn seltsam an, und ein Wunder geschah:
Die Erinnerung umwob ihn mit goldenem Schein,
In die Brust zog stürmisch die Sehnsucht ein,
Und es trieb zu der Stätte des Glückes ihn hin.
Nun steht er am Zaun mit neufrischem Sinn —
Mildlächelnd schaut ihn die Jugend an,
Er ist wieder jung — in ihrem Bann!

— „Da liegt noch das Haus in seliger Ruh,
Und das Weinlaub hat ganz bedeckt es nun zu.
Wie gegen die Fenster das heute schwankt,
Das früher am Boden kaum hingerankt . . .
Es ist gewachsen — und Trauben es trägt,
Doch du — hast dein Pfund in die Erde gelegt!“ —
Eine einsame Thräne im Auge ihm blinkt,
In reuvolles Sinnen er wieder versinkt —
Da öffnet die Thür sich, er fährt empor,
Ein Weib, ein fremdes, tritt langsam hervor.
Sie geht auf ihn zu und sieht ihn an,
Und ihr Auge fragt ihn: „Wer bist du, Mann?“ —
Und er schaut auf das Weib, und er denkt an das Kind —
Wohin seine Spuren verweht wohl sind? —
„Jetzt wohnen wohl lange schon Fremde hier, —
Marie, erging es dir so wie mir?! —“
Dann fragt er das Weib, und sie lächelt und spricht,
Und ihr klares Auge läßt seines nicht:
— „Marie, das Kind, o ich weiß es genau,
Ist heute auf Erden die glücklichste Frau,
Hat Kinder, hat einen kreuzbraven Mann,
Und Glück, so viel sie ertragen kann! —“
Er hört es und sinnt. — Du blinder Thor,
Wallt noch kein Erkennen in dir empor?! —
— „Und wo ist sie?“ — Und wieder ruhig sie spricht,
Aus ihrem Auge ein Lächeln bricht:
„Das Kind, das du einstens verließest hier,

Das längst dir verziehen — es steht vor dir! —"
Da schreit er empor — und sein Auge späht
In ihrem — — und bebend er vor ihr steht —
— „Du bist Marie? — ja, dein Mund es spricht, —
Du hast dich geändert — dein Auge nicht!" —
Und er sucht in den Zügen nach einstiger Spur
Und vergißt die Zeit, die über sie fuhr. —
Das ist kein Kind mehr — nicht seine Gestalt:
Der Liebreiz nicht mehr, die stille Gewalt:
Von stetiger Arbeit gehärtet die Hand,
Auf die Stirne der Stempel der Sorge gebrannt:
— Nicht mehr das volle, lichtbraune Haar,
Nur das Auge dasselbe, so tief und so klar . . .

Da steigt in ihm auf sie, süßschmerzlich und wild,
Die Sehnsucht, die niemals Erfüllung gestillt,
Und was hinter ihm liegt, versinkt und verweht:
Doch vor ihm in Flammenschrift auersteht:
„An dem einzigen Glück, das dir zugedacht,
Gingst du vorüber — und hast es verlacht —
Du hast es verloren durch eigenste Schuld,
Und niemals wieder winkt seine Huld! —"
Dann fährt er empor mit irrem Blick
Und schreitet den Weg, den er kam zurück,
Das müde Haupt zu Boden gesenkt,
So schwankt er fort, und kein Blick mehr lenkt
Zurück zu dem Weib sich, zurück zu ihr,
Die immer noch steht an des Hauses Thür
Und still ihm nachblickt — er aber geht
Zurück in das Leben — wie bald, und verweht
Ist die Spur seiner Schritte auf immerdar:
Ein Leben mehr, das hier nutzlos war . . .

Ein Frühling wird kommen und dieser gehn,
Der Birnbaum wird wieder in Blüthen stehn,
In der Laube wieder sich küssen Zwei,
Und die alte Zeit wieder werden neu

Es iſt immer daſſelbe: ein Wandeln im Kreis,
Das nimmer ein Ende zu finden weiß,
Und lenkſt du zum Grabe den müden Schritt,
Dein Sohn in deine Spuren tritt . . .

Und wieder liegt nun in Frieden das Haus,
An der Grenze der Großſtadt, fern ihrem Gebraus.
Dort draußen, da ſchäumet und brandet das Meer
Des ruhloſen Lebens, leiſ' dringt nur hierher
Ein dumpfes Grollen, trüb-gährender Streit —
Und es klingt wie das Rauſchen der wandelnden Zeit!

Stimmungen.

— nur der Schmerz erzeugt
Die großen, die versöhnenden Gedanken!
Drammor.

Wer oft
Gehofft hat, lernet — fürchten!
Grabbe.

I.

Mir iſt's, als könnt' ich's wiederfinden,
Mein Heimathhaus, das ich verlor . .
Beſchattet von den alten Linden
Steigt es vor meinem Blick empor!

Es iſt ein Wahn nur — — und vergebens
Im Herzen wilde Sehnſucht brennt.
Ich kann zurück nicht: meines Lebens
Erſtrebtes Ziel mich von ihm trennt!

II.

Weiter, weiter in's ruhloſe Leben!
Nur kein müßiges Stilleſtehn,
Trauern dürfen wir nur, wenn entſchweben
Nicht genoſſene Jahre wir ſehn!

Weiter, weiter! Ruhen und ſchlafen
Können im Grab wir noch lange genug,
Eines launiſchen Schickſals Sklaven
Tragen durch's Leben wir unſern Fluch!

Weiter, weiter! Nur das Vergessen,
Nur die Täuschung bringt Glück uns allein —
Laß es wild in die Arme uns pressen,
Stürmend in's ruhlose Leben hinein!

❦

III.

Dürfte meine Seele hauchen
Ich in einem Liede aus,
Dürften dies die Winde tragen
Weit in alle Welt hinaus,

Dürfte dann mein brechend' Auge
Einen einzigen Menschen sehn,
Dem dies Lied Erlösung brächte,
Würde selig ich vergehn!

❦

IV.

Selten, daß ein Hauch der Schöne
Durch den weiten Weltraum geht,
Immer fast ist im Entstehen
Schon sein leiser Flug verweht.

Aber einmal naht er Jedem.
Doch die Menge spürt ihn nicht.
Nur in wenige, reine Seelen
Wirft er einen Strahl von Licht.

❦

V.

Ich fuhr die Nacht durch auf der Schienenbahn,
Die lange Nacht . . . die Andern schliefen alle.
Ich aber wachte; keine Müdigkeit
Schlug Geist und Leib in Fesseln süßen Schlafes.

Ich horchte fieberhaft-gespannten Sinnes
Auf das eintönige Stampfen, und vorbei
Zog jüngst vergangene Zeit . . . da mußte auch
So mancher Nacht ich denken, welche so
Ich durchgewacht in nimmersattem Grübeln,
Und sah: wem so oft Tag in Nacht, wie mir,
Schlaflos zerrann, hat Schlaf entbehren lernen.

VI.

Vergönnt mir, zu versinken
Im Meer des ewigen Nichts,
Vergessenheit zu trinken
Aus einem Strahl des Lichts!

Laßt aus der Welt mich fliehen,
Dem lügenhaften Schein,
Den Sorgen mich entziehen
Und endlich glücklich sein!

In früherer Zeit mir träumte
Von einem seligen Land,
Zu lange schon ich säumte
Zu brechen, was mich band

— — O unbedacht' Vermessen,
Wie war mein Wunsch so feig,
Ein ewiges Vergessen
Dem Tode wäre gleich!

Vom Schicksal ward in's Leben,
In's schwere ich gestellt,
Drum sei mein erstes Streben,
Daß dort mein Fuß sich hält.

Daß ich die Pflicht erfülle,
Die mir das Leben gab,
Sie endet, wenn die Hülle
Sinkt in's ersehnte Grab!

VII.

Dämmerung . . . Um die Stirn weht
Abendliche Luft,
Meine Lippe trinket
Sommerlichen Duft.

Ein Tag nach dem andern
Neigt zum Untergang,
Vordem meine Seele
Wild mit Jedem rang.

Aber jetzt — — wie traumhaft
Schwindet Tag auf Tag,
Und das frohe Auge
Blickt nicht Einem nach.

Blickt nur froh entgegen
Dem, der nahen will,
— Seele, meine Seele,
Warum jetzt so still? . . .

„Dies ist wahrhaft Leben,
Dem's an Nichts gebricht,
Diese schönen Tage
Lebe! — Frage nicht!"

VIII.

Nun ist es Abend,
Nun darf ich ruhn,
Die Hände brauchen
Nichts mehr zu thun . . .

Ich sitze sinnend
Vor meinem Haus,
Das müde Auge
Fliegt weit hinaus.

Doch der Gedanke
Fliegt weiter noch,
Leicht von sich streifend
Des Tages Joch.

Er sucht da draußen
Sich neue Gluth,
Flößt heimwärts kehrend
In's Herz mir Muth.

Auf daß ich morgen
Am Platze steh',
Und in den Mühen
Nicht untergeh' . . .

Bis einst ein Abend,
Ein letzter, naht, —
Der schenkt Vollenden
Der Lebensthat! . . .

Wohin, Gedanke,
Verlierst du dich?
Noch treibt das Leben,
Das strenge, mich!

Doch jetzt ist's Abend,
Jetzt darf ich ruhn,
Die Hände brauchen
Nichts mehr zu thun . .

IX.

Wie mir so ruhlos jetzt die Tage schwinden,
Und mir der Sammlung stille Stunden fehlen! —
Ich jage hin — doch fühl' ich, wie im Traume
Sich oft die Reue in mein Leben stehlen.

Da legt es sich auf meine Brust, so dräuend!
Ich weiß nicht, was es ist, doch ich erbebe
Vor etwas Ungeahntem, und mir ist,
Als ob ich bodenlos in Lüften schwebe! — —

Und doch ist eins noch mein! Die Leidenschaften,
Die heißer in der Brust wie jemals brennen,
Sie sind nicht stark genug, es zu verzehren —
Es webt in mir: ein eingeborenes Können!

X.

Armes Herz, umhergetrieben
Auf des Lebens dunkler Fluth,
Was ist übrig dir geblieben,
Wenn verlodert deine Gluth?

Wenn der Wind die kalte Asche
In die Ferne spielend trägt,
Und der Puls, der feurig-rasche,
Nicht mehr lebensfreudig schlägt?

Was ist dann dir noch geblieben? —
Selig, wenn zur letzten Rast,
Armes Herz, ein letztes Lieben
Du dir noch gerettet hast!

XI.

Du hattest die Zeit vergessen —
Dein Gedanke trug dich fort,
Und du hattest die Kraft und die Gabe,
Ihn fest zu ketten im Wort.

Da war die Ohnmacht geschwunden,
Die lange schon auf dir lag,
Und die Macht, die in nächster Stunde
Schon wieder dich zwang: der Tag!

XII.

Dies köſtlich-lachende Verwildern,
In das ich mich mit Wonne ſtürze,
Wenn matt ich von dem trock'nen Schildern
Den Geiſt mit neuem Schauen würze,
Wie lieb' ich es! — Die zähen Qualen,
Die Tag für Tag in's Joch mich preſſen,
Die mir des Lebens Beſtes ſtahlen,
Darf ich — auf Stunden doch vergeſſen!

XIII.

Das Klimmen von den Tiefen
Zu ſonnighellen Höhn,
Den Stimmen nach, die riefen:
Der Weg war ſteil, doch ſchön!

Geſtoßen von den Höhen
Hinab zum Nebelthal:
Der Weg iſt leicht zu gehen —
Wer ging ihn ohne Qual? — —

XIV.

Wenn die Nacht, die ſchmerzenloſe,
Ihren Weg hernieder nimmt,
Und des Tages wirr Getoſe
Zu verklärtem Frieden ſtimmt,

Dann ſind wir dem Schlaf verfallen,
Wo das Glück ſich zu uns neigt —
Dunkler Zwieſpalt, der uns allen
Erſt im Traum gelöſt ſich zeigt!

XV.

O ruhevolle Tage,
Wo Alles ringsum schweigt,
Und seliges Vergessen
Still das Gemüth beschleicht . .

Wo eine neue Traumwelt
Sich um die Seele spinnt,
In der die durch ein Leben
Getragene Qual zerrinnt . . .

Wo wieder jener Friede
Der Kindertage kehrt,
Und wo den müden Augen
Zu schlafen Niemand wehrt . .

XVI.

Das stille Mondlicht fällt
Auf wirre Trümmer.
Mehr düstert, als erhellt
Sein fahler Schimmer.

Zur kalten Erde bin
Ich hingesunken,
Mit fieberheißem Sinn,
Von Sehnsucht trunken! . . .

O deckte mich der Stein,
Den ich umklammere,
Daß nicht der Sonne Schein
Mich mehr bejammere!

Wenn nicht ihr heißer Schein
Mehr auf mich fiele,
Ich würde ruhig sein
In dieser Kühle — —

XVII.

Dies fieberhafte Denken,
Das nimmer, nimmer ſtockt,
Das immer wieder zu ſich
Den Geiſt, den müden, lockt —

Das an dem erliegenden Körper
Mit Dämonskräften zehrt,
Deſſ' raſtlos flackerndes Feuer
Nimmer zu ruhen begehrt —

Dies fieberhafte Denken! . . .
Ich ringe mit ihm, doch der Streit
Geht nie zu Ende, wie wild auch
Die verzweifelnde Seele ſchreit! — —

XVIII.

Von Zeit zu Zeit, in nächtlich-dunklen Stunden,
Erklingt ein Schrei in mir, unheimlich-gellend,
Ein Ton, ſo ſcharf, wie wenn auf Marmorfliesen
Ein Glas zerſpringt, in Trümmer hin zerſchellend.

— Es ſchmerzt mich, daß die Hand ich angſtvoll preſſe
Feſt auf die Bruſt — — und wenn der Ton verklungen,
Dann weiß ich, daß von meiner Seele Saiten
Schon wieder eine, die zu ſtraff geſpannt, zerſprungen . . .

XIX.

Meiner Jugend Spuren
Sind mit Staub bedeckt,
Aus den reinen Fluren
Ward ich aufgeſchreckt.

Es trieb mich des Lebens
Stimme jäh empor,
Und im Sturm des Strebens
Ich mich selbst verlor! . . .

XX.

Auch ich hab' einst in fernen Tagen
– Wie fern! wie fern das Alles heut! —
Mit großen Wünschen mich getragen
Und doch an Kleinem mich gefreut.

— Wie fern! wie fern das Alles heute!
Der Hoffnung Born ist längst versiecht —
Und doch durch Scherben, wild-zerstreute,
Mein Fuß noch immer weiter kriecht . . .

XXI.

Erkenne dich selbst! — Ja, versuche es nur
Und setze die Jugend daran,
Zu ergründen des eigenen Lebens Spur,
Zu entfliehen dem eigenen Bann!

Versuche es nur! — die Stunde gar bald
Verfluchst du, die dich geboren,
Und wenn du erkannt dich, ist's in dir so kalt,
Und die Jugend — du hast sie verloren!

Ein einſames Sterben . . .

Der Mittagsſonne Strahlen brennen glühend
Hernieder auf der Weltſtadt Häuſermeer,
Peſtſchwang're Hitze überallhin ſendend . . .
In ihrem Bann liegt rings jedweedes Leben,
Jedweder Pulsſchlag ſtockt und jeder Athem,
Und dumpfes Bangen liegt auf allen Menſchen.

Und immer drückender und ſchwüler brütet
Der Stille ſtumme, unheilvolle Angſt – –
— — — — — — — — — — —

Im vierten Stockwerk unter'm Dach ein Zimmer,
Und auf dem Bett einſam ein Sterbender . . .
Rings keine Menſchenſeele. Alles lautlos.
Nur Fliegen ſummen an den blinden Scheiben,
Durch die die Sonne qualvoll glühend brennt.

Des Mannes irre, tiefe Augen ſchweifen
Hin an den kahlen Wänden, auf der Stirn
Perlt kalter Schweiß, von Todesſchauern wild
Geſchüttelt wälzt der ſieche Leib im Stroh
Des Lagers hin und her ſich, krampfhaft greifen
Die mageren Hände in die leere Luft,
Der ſchwachen Bruſt entfährt ein mattes Stöhnen,
Das, furchtbar flehend, ungehört verhallt . . .

Jetzt richtet er sich auf, und wilde Worte,
Sinnlos und angstvoll, murmeln seine Lippen.
Dann wieder packt ihn namenlose Angst:
Ihm naht der Tod, doch er will noch nicht sterben.
— Noch nicht! — Noch nicht!! — Nur eine Stunde gieb mir —
Nur eine Stunde noch — und dann — — dann komm'! —
Erschöpft sinkt nun auf's Lager er zurück
Und athmet schwer und bang . . . Nun Alles
Still wie vorher — nur an den Fensterscheiben
In hellster Sonnengluth der Fliegen Summen,
Und fern am Kirchthurm schlägt die Mittagstunde . . .

— — — — — — — — —

Wer ist der Mann, der hier vereinsamt stirbt?
Einst lachten goldene Tage ihm. Ein froher,
Geliebter Knabe in der Eltern Armen,
Floß ihm die Jugend hin in heller Lust.
Doch mit dem ersten Schritt, den auf dem Boden,
Dem trügerischen, er des Lebens that,
Erfaßte ihn das Schicksal mitleidslos,
Wie neidisch, daß bisher es ferngehalten
Ihm war von seiner Jugend reinem Glück.
In die erwachende Seele legte es
Ein heißes Wollen, doch kein starkes Können,
Und dieses ward zum grausen Fluche ihm
Vom ersten Tag bis heute, der der letzte!
Nicht plötzlich, langsam nur erwachte in ihm,
Jedoch von Stund' zu Stunde brennender,
Die Ruhmessehnsucht, nach Unsterblichkeit
Der glühendheiße, niemals ruhende Wunsch,
Und keine Stunde schenkte ganz und voll
Ihm mehr Zufriedenheit und Seelenfrieden.
Er wollte — übermächtig trieb es ihn,
Da fühlte Kraft er in sich, doch die Stunde
Zerrann in Traumgebilden oder floß
In halbem Können ungenützt hinab . . .

Er wollte — und er fühlte Kraft in sich!
Da zuckte wohl ein Funken aus dem Feuer
Des Inneren, doch nie gelang es ihm,
In eine Schöpfung alle Gluth zu bannen — —
Und wenn die Stunde dann hinabgeschwunden,
Dann kam sein ganzes Elend über ihn,
Da fühlte er der eigenen Schwachheit Qual,
Dann packte wild ihn die Verzweiflung an,
Und in der nächsten Stunden tollem Rausch
Suchte Vergessenheit er, von der nichts
Die Seele wußte — — — immer, immer folgte
Ein grausiges Erwachen, und dann rang
In dumpfer Pein er mit der dunklen Macht,
Bis er ermattete . . . . . und er ward ruhig.
Dann sagte er zu sich: Du bist noch jung,
Du kannst noch warten, kannst Erfahrung sammeln,
Um dann auf einmal in ein einziges Lied
Des ganzen Daseins Tiefe auszuströmen!

In falscher Ruhe schwand so Stund' auf Stunde,
Schwand Woch' auf Woche, Jahr auf Jahr dahin:
Das Lied, das ihm Unsterblichkeit und Ruhm
Verleihen sollte, war noch nicht geschrieben.

Die Jugend war dahin, sie war verloren,
Unwiederbringlich hin, in wildem Irren!
Nun war er Mann, jedoch in Allem halb,
Und in nichts ganz: nicht ganz in seinem Wissen,
Nicht ganz in seinem Können, und da drang
Von seinen Lippen ein gequälter Fluch:
— „Schicksal, wozu? — wozu? — du zeigtest mir
In meiner Jugend einst ein gold'nes, reines,
Ein Paradies von unschuldsvollen Freuden —
Warum vertriebst du mich daraus und senktest
Tief in die Seele diese wilde Sehnsucht?
Du bist mein Schuldner nun, und jetzt, jetzt zahle

Mit Zinsen mir, was du mir nahmst, zurück:
Laß mich aus den verlorenen Jugendjahren
Erkenntniß ziehen für die nächste Frist —
Gieb mir mein Lied — und ich will dir verzeihen!"
In dumpfes Grübeln sank er nun. Sich selbst
Wollt' er erkennen, um aus seines Innern
Bisherigem Zwiespalt Schöpferkraft zu saugen.
Er grübelte — und grübelte — und wußte nicht,
Daß es dieselbe irre Sehnsucht war,
Die seines Lebens Fluch von je gewesen . . .
Wohl überkam es ihn wie dunkle Ahnung,
Daß dieser Fluch ihm immer folgen würde,
Daß vor sich selbst er nie sich retten könne,
Und doch zugleich der alte, dunkle Wahn,
Der immer tiefer seine Wurzeln schlug
In seiner Seele wild zerrüttetem Grund:
Ein Lied, ein einzig Lied — und dir wird Alles,
Befreiung — Friede — und Unsterblichkeit!
So schwand des Lebens Mittag langsam hin,
Zum Niedergange neigte sich die Sonne . . .
Was war er nun? Die Einen sagten spöttisch:
„Ein Narr, der nach Phantomen rennt!" — „Ein
Schwächling."
Die Anderen: „Ihm fehlt der Arbeit Segen."
Jedoch Verständniß fand er nie und nirgends.
Die Eltern waren lange todt — gestorben
In Trauer um den ungerathenen Sohn.
Die Liebe war an ihm vorbeigegangen,
Die Freundschaft hatte still sich losgesagt . . .
Nun kam die Noth herbei und sah ihn an.
Jedoch er fühlte kaum den stieren Blick —
Er dachte nur an Eines — — immer noch!

Und Tag auf Tag entschwand, und Jahr auf Jahr,
Sein Lied — noch immer war es nicht begonnen.
Wohl kamen ruhevollere Stunden ihm,

Da füllte seine Seele leise Wehmuth,
Da küßte wohl sein heißes Aug' die Thräne,
Da wünschte er das Ende nur herbei.
Jedoch die Stunden gingen auch vorüber,
Und aus der Asche flogen immer wieder
Noch Funken, die wie Wahnsinnsblitze zuckten
Durch seines Daseins grauenvolle Nacht,
Und die sein Wahnbild grell beleuchteten,
Daß er die welken Hände strecken mußte
Nach ihm in letzter, todesbanger Angst! –

— — — —

Nun nahet ihm der Tod! Nach kurzem Schlummer
Erwacht er nun zum letzten wilden Kampf . . .
Er setzt im Bett sich auf. Die großen Augen
Durchfliegen starr den trostlos öden Raum,
Sie fliegen durch die flimmernden Sonnenstäubchen,
Und durch die Scheiben, weit und weit hinaus . . .
Ein seliges Lächeln liegt auf seinen Zügen,
Er schaut im Geist ein Paradies des Friedens,
Die Jugend — und sie lockt — und winkt ihm: „Komm'!"
Er öffnet sehnsuchtsvoll die matten Arme —
„Ach, endlich — endlich Frieden . . . ja, ich komme!"
— Da wird er plötzlich jäh emporgerissen,
Wild springt er auf vom Lager, gellend dringt
Ein fürchterlicher Angstruf durch den Raum:
„Nein, nein, ich darf nicht kommen! nein, ich darf nicht!
Ich darf nicht sterben — nein, ich will nicht, nein
Mein Lied erst muß ich dichten — erst mein Lied,
Es ist mein Leben, mein verlorenes Leben —
Noch ist es Zeit, noch kann ich mir zurück
Alles gewinnen ja, noch ist es Zeit!"
Er eilt zum Tisch und schreibt mit bebender Hand
Irrsinndurchzuckte Worte nieder, die die Lippen
In jähem Wirbelsturze formlos murmeln.

— „Nicht so! — nicht so —“ und er zerreißt das Blatt,
Und er beginnt von Neuem, bis die Kraft
Ihm mehr und mehr erlahmt und ihm der Tod
Die Feder aus der Hand reißt — da mit letzter,
Gewaltiger Stärke ringt aus seiner Brust
Ein Schrei sich los, vor dem der Tod erbebt:
„Ich kann nicht! — Fluch mir, ich hab' nie gekonnt!“
Und wimmernd stürzt er auf das Lager nieder
Und krallt die Hände in das Stroh und stirbt. —

— — — — — — — — — — —

Die Sonnenhitze brütet schweigend weiter,
Rings Alles todt und still, nur Fliegen-Summen,
Und fern am Kirchthurm schlägt es zitternd Zwei . . .

Winter- und Frühlings-Tage am Ostseestrand.

Ostswine bei Swinemünde, Anfang 1886.

I.

Und wieder nun am Meer! — Die Lippen dürfen
Den salzigen Hauch der Fluthen wieder schlürfen!
— Hinaus zum Strand! Vorbei den stillen Hafen,
Der eisbedeckt, gebändigt und verschlafen
Zur unerwünschten Ruh' die Schiffe zwingt,
Weil noch den Lenz der Winter niederringt.
— Vorbei! Ich will die Wasser wiedersehen,
Zu denen mich die Sehnsucht hingetrieben.
Was schadet es, daß noch kein Frühlingswehen
Mit ihnen kost — mich trieb ein altes Lieben
Durch Winterkälte her . . .

— — — — —

Ich bin am Strand.
Da stehe ich, von Staunen festgebannt —
Wohin ich schaue: bis in fernste Weite,
Deckt Eis das Meer! — Kein Wasser rings zu sehn!
Nur eine weiße Fläche. Wie sie spähn,
Die Blicke, wie ich sie auch suchend breite,
Ich sehe Eis und Schnee nur. Langsam steige
Ich von der Düne nieder durch den Schnee.
Fast wallt es in mir auf wie leises Weh,
Daß ich mein Meer nicht schau'n soll, und ich neige
Die Stirn, indeß der Fuß auf Eisesplatten,
Auf starren Blöcken, wildzerrissenen, glatten,

Dahingeht . . . und da dringt zu mir empor
Ein dumpfes Murren an mein lauschend Ohr!
Das ist das Meer! So will es mich begrüßen
Mit seinen alten, wilden, vollen, süßen,
Geliebten Lauten! — und ich lausche wieder
Und horche zu den dumpfen Tönen nieder.
Das braust verhalten — gurgelt — murrt — und grollt
Und wühlt eintönig an der Eisesdecke . . .
Ha, Fluth, die unter mir da ruhlos rollt,
So recht! — Und wenn du willst, so dehne, recke
Die Arme und zersprenge diese Ketten
Und schlinge sie in deinen Schlund hinab,
Und wenn du magst, auch mich — wo kann ich betten
Mich besser als bei dir?! — Bei dir ein Grab!
Wie groß und herrlich, wenn die ew'gen Wogen
Hin über den verstummten Schläfer ziehn! —

Weit hat der Winter seine Hand gespannt!
Grau hängt hoch über mir der Himmelsbogen,
Und kalte Winde um die Stirn mir fliehn . . .
Kein Vogelflug, kein Meer, kein Strauch, kein Land,
— Nur Schnee und Eis! doch ich — war froh!
Mich grüßte
Das Meer auf meinem Gang durch diese Wüste.
Wie weit ich schritt, die dumpfen Laute drangen
Herauf zu mir durch das erhabene Schweigen,
Das alles Leben rings in Banden hielt.
Ich aber mußte mich ihm schauernd neigen,
Und wie der Wogen Stimmen mich umklangen,
Die sichtlos doch die alten Lieder sangen,
Hab' ich Unendliches in mir gefühlt!

II.

Am andern Morgen unverweilt
Bin ich zum Strand hinausgeeilt.
Was schaut mein Auge da betroffen?
Das weite Meer liegt frei und offen!
Und jauchzend strecke ich die Hände
Nach seiner dunklen stillen Fluth,
Die ohne Anfang, ohne Ende
Unter erstarrtem Himmel ruht.
So hast du jählings über Nacht
Das lang getragene Joch gebrochen
Wann lernte jemals deine Macht
Von fremder Macht sich unterjochen?
Du trugst in wenig kurzen Stunden
Auf deinem starken Nacken fort,
Was mondelang sich unterwunden
Zu knechten dich. — Doch schweige, Wort:
Nur meine Blicke will ich senden
Zum dunklen Horizonte hin,
Bis sie in fernster Ferne enden,
Und ich vergesse, daß ich bin! — — —

III.

Frei lag nun neben mir des Meeres Küste,
Auf meiner Wandrung durch die Eiswüste.
Wohl war der Weg beschwerlich! Doch ich drang
Mit frischen Kräften vor. Knietief versinkend
In halbgefrorenen Schnee — doch oftmals trinkend
Den Hauch der Fluthen, der die Kräfte stählte —
Dann über Eisesplatten stundenlang —
Das war ein Wandern! — Und das Meer erzählte
Mir Alles, was ich von ihm wissen wollte . . .
In tausend kleinen, dunklen Wellen rollte

Es vor mir, doch ein Wall von Eisesschollen,
Hoch aufgethürmt von ihm in einer tollen,
Gewaltigen Stunde barg es meinen Blicken.
Da lag gar manche armesdicke Platte
Von grünem Eis, durchsichtig klar, die hatte
Es hingeschleudert und wie Glas zersplittert,
Aufbäumend seinen riesenhaften Rücken,
Und regellos zu hohem Wall gethürmt . . .
Doch jetzt ist all' sein Wüthen ausgestürmt,
Und über seine dunkle Fläche zittert
Der ewige Friede. . . . Friedlich lag es da,
Und Nebel zogen über seine Fluthen.
Und weiter schritt ich stetig und verbluten
Fühlte ich in mir alles kleine Zagen,
Das mich in dieser großen Einsamkeit
Beschleichen wollte. Denn von fern und nah
Drang nicht ein Laut zu mir — und weit und breit
Sah keiner Hütte trautes Dach ich ragen,
Und keinem Menschenfuß bin ich begegnet.
Doch habe ich die Stille still gesegnet,
Denn wieder durfte ich dem leisen Regen
Der Mutter-Erde lauschen, an die Brust
Der Allnatur all' meine Sorgen legen.
Des Augenblickes Kind: die Lebenslust,
Ein tief gesättigtes Gefühl des Glücks
Durchdrang auf Stunden mich. Und des Geschicks
Durfte ich lachen, durfte auch vergessen,
Daß schwer sich rächen würde solch' Vermessen,
Denn nur auf Stunden läßt von seiner Spur
Es los uns — — glücklich, wer da weiß, daß nur
Der die Natur versteht, der fern den Andern
In Einsamkeiten einsam weiß zu wandern!

IV.

Es reißen die letzten Schollen sich los vom Land
Und treiben hinaus in das Weite. Frei liegt der Strand.
Es ist ein Morgen voll Sonne . . . sie schmilzt den letzten Schnee
Und küßt die tiefblaue Stirne der schimmernden See.
Scharf scheiden sich Himmel und Wasser. Am Himmel fliehn
Weiße Wolkenstreifen, und die Fluth durchziehn
Hellere Streifen, gefurcht von eines Schiffes Kiel,
Das zur Ferne segelt . . . Nun treibt die Sonne ihr Spiel
Und flimmert darüber mit hellstem, strahlendstem Glanz.
Aber Alles beherrschet die friedliche Stille ganz.
— — Die Schollen treiben und knistern. Wer auf einer von ihnen doch
Hinaus ins Unendliche steuern könnte, des Lebens Joch
Von sich werfen . . . Und hindert dich Einer daran?
Ja — zu schön ist das Leben und zu wonnig des Frühlings Bann.
Da wandre ich lieber am Strande, träumend, sinnend — es schleicht
Um mich das Glück, und Stunde auf Stunde ebbend entweicht . . .

V.

Da liegen die blauen, schimmernden Fluthen,
Die Sonne flimmert darüber her,
Und küßt mit den lange entbehrten Gluthen
Den Wandrer am Strand und das blauende Meer.

Es ist nun Frühling. Befreit vom Eise
Zeigt nun die Fluth ihr schönstes Gewand
Und spielt nach alter, liebkosender Weise
Mit dem feinen, schimmernden Dünensand.

Meerluft — Meerstille — und Meeresrauschen,
Und tiefster Friede — und Einsamkeit
Umlachen den Wandrer. Der will nur lauschen
Und rechtet nicht mehr mit der eilenden Zeit.

VI.

Die Sonne will ſterben. Es trübt ſich mein Blick.
Die Seele ahnt ſehnend ihr künftig Geſchick.
Es taucht hinter Wolken die ſtrahlende Gluth
Des ſterbenden Lichtes in ſchlummernde Fluth.

Wie ſchön iſt des Gluthballs ſiegender Tod!
Die Ränder der Wolken er röthlich umloht,
Die dämmernden Höhen in Purpur er taucht,
Die ſchimmernden Wellen ſein Kuß überhaucht . . .

Da ſtirbt in den Waſſern die ſchweigende Pracht,
Der Himmel erliſcht und bedeckt ſich mit Nacht.

Mein Herz iſt von bebender Wehmuth geſchwellt:
Ich ſah dort verſinken — die Heimath der Welt!

VII.

Nun iſt das Meer vom Eiſe befreit. Es plätſchert am Strand
Und wirft wieder Muſcheln und Algen auf den weißen Sand.
Ich ſchreite zum letzten Male in des ſterbenden Abends Gluth
Am Strande. Und ſchaue hinaus auf die ſtille, klare Fluth,
Auf die grünen Waſſer und zum dunklen Horizont.
Und in dem Frieden des Abends mein Herz ſich ſonnt.
Ein Windhauch weht kühl herüber. Der Gluthball der Sonne verſinkt
Hinter ſchlafenden Wäldern. Mein Auge trinkt
Jenen Hauch, der die Hügel am ferneren Strande umwebt,
Der auf den ſtillen Waſſern wie der Athem des Friedens ſchwebt.
Vom Dorfe her klingt eines Hundes heiſeres Gebell
Und vom Meer einer Möwe Schreien, ſcharf und hell.
Sonſt iſt Alles lautlos. Auch das Lied verklang,
Das auf der Düne ein Schiffer zum Feierabend ſich ſang.
Mein Auge ruht auf den Fluthen. Die Feier der Stunde nichts ſtört.
Selbſt das Schlagen des Herzens verſtummte, von Glück beſchwert.
Zur Heimkehr mahnt mich die Stunde. Doch der Fuß nicht weichen will.
Er zaudert. Doch es nachtet. Da ſchreitet er landwärts ſtill.

Im Thüringer Wald

Eine Wanderfahrt in Liedern

— 1885 —

Seiner Mutter

widmet diese Lieder

der Verfasser.

Erste Ausgabe: Dresden 1885.

Thüringen — deinen hohen stolzen Eichen,
Ja, ihnen müssen deine Söhne gleichen!
Der Boden, welcher solche Stämme nährt,
Muß Männer zeugen, gegen Sturm bewehrt.

In deinen Thälern, welche Blüthenpracht! —
Und doch hegst du noch größerer Schönheit Macht:
Holdselige Mädchenblüthen, frei und zart —
Thüringen, halte fest dir diese Art!

Einleitung.

Mir vor Augen die herrliche Fülle
Einer Lebensluſt athmenden Welt,
Und die Bruſt von dem Hoffen des Glückes,
— Eines noch kommenden Glückes geſchwellt, —

In den Gliedern die Kräfte der Jugend,
Auf den Lippen ein Goethiſch' Gedicht,
Frei, wie der Vogel in blauenden Lüften:
— Wandertage voll Sonnenlicht! . . .

Bad Kösen.

Sieh, du kommſt — und alle Höhen
Bieten froh Willkommen dir,
Reinerer Lüfte freieres Wehen
Kühlt um deine Schläfe hier.
Und du weilſt — und all' dein Weſen
Ruht in dieſer Stille aus,
Fühlſt dich mehr und mehr geneſen
Und begehrſt nicht mehr nach Haus.

Doch du gehſt — und morgenfriſchen
Jugendmuth nimmſt mit du fort,
Scheidend von dem zauberiſchen,
Doppelt liebgewonnenen Ort —
Und auf dieſes Thals Bezirke
Weilt zum letzten Mal dein Blick;
In dir ſpricht es: „Geh und wirke!
Und dann kehre froh zurück!“ —

Jena.

Da liegt die alte Muſenſtadt vor mir
Im Abendſonnenglanz zu meinen Füßen,
Herab in's Thal weht von der Höhe hier
Aus doppelt freudiger Bruſt mein ſtilles Grüßen.

Klaſſiſchen Hauch, der nie verwehen wird,
So lang' noch Herzen für das Edle leben,
Der täglich neue Lebenskraft gebiert,
Seh' ich um deine alten Giebel weben.

Daher dies Schweigen, das mich ſtaunen macht? —
O nein — ich, ſelber ein Student, kann's faſſen:
Bei Tage ſtill, tobt doch in dunkler Nacht
Jena's ſtudent'ſche Jugend durch die Gaſſen!

Leuchtenburg.

Wie weit! wie ſtill! — zum fernſten Rande,
Wo Duft die Hügelhöh'n umzieht,
Schweift hin mein Blick frei durch die Lande,
Schweift hierhin — dorthin — weilt — und flieht.

Wie wechſelvoll iſt dieſe Weite!
Hier Tannengrund, dort frohbelebt
Ein Dorf, hier grüner Wieſen Breite:
Um Alles Liebreiz zauberiſch webt.

Wie weit! wie ſtill! — in mich verſunken
Steh' ich und ſchau' und ſchaue nur
Wer war's, der einſt, ſelbſt ſchönheitstrunken,
Segnend durch dieſe Lande fuhr? . . .

Schwarzathal-Wanderung.

Thalwanderung! — Sonnig und ſtill die Luft,
Am Himmel nur ein herbſtlich-leiſer Duft:
So brach vom Chryſopras ich freudig auf,
Und an der dunklen Schwarza ſtillem Lauf
Nahm ich den Weg und ſchritt durch all' den Frieden
Wie träumend hin . . . Mir war's, als wenn geſchieden

Von allem lauten Lärm hinfort ich sei,
Als ob in Harmonie gelöst der Schrei
Sich habe, der so oft mich sonst durchgellt!
Mein war der Friede — und mein war die Welt!

So schritt ich hin, umrauscht vom Lied der Tannen,
Da fragte Keiner: Wer? — Wohin? — Von wannen? —
Ein freier Mensch — ich durft' es einmal sein.
Das waren Stunden! War der Sonnenschein
Nicht doppelt schöner, als er sonst mir schien?
Ich grüßte froher, als gewöhnlich, ihn.

Zur Linken mir der Schwarza murmelnd Rauschen . . .
Wie oft wohl stand ich still, dem Klang zu lauschen?
Dann hob sich auch mein Auge zu den Wänden,
Die hoch zur Rechten ragten, um zu enden
Im wolkenlosen Blau — und wieder sank
Zum Tannenwald der Blick, und durstig trank
Er all' die Schönheit, die sich dar ihm bot,
Und die nur Leben kannte, keinen Tod. —

Und weiter schritt ich — durch die Stämme brach
Ein sonnig Strahlen, auf dem Moos es lag
Wie leichtes Zittern, rein und golden-klar . . .
Ich ging und weilte wieder — und mir war,
Als müßt' ich einem großen Glück begegnen,
Als müßte mich's mit lindem Kusse segnen,
Ein Glück, das ich im Leben nie mehr fände! —

Doch auch die Stunden gingen sacht zu Ende,
Und als des kühlen Abends erste Schatten
Die Sonnenstrahlen scheuchten von den Matten,
Lag vor mir, auf des Weges halbem Lauf,
Ein Schweizerhaus — das nahm mich gastlich auf! —

Schloß Schwarzburg am Abend.

Im Thal verschlafenes Rauschen,
Der Himmel nachterfüllt,
Die dunklen Hügelmassen
Von keinem Licht enthüllt.

Nur fern am Bergesabhang
Des Schlosses Lichterglanz —
Doch füllt dies stille Leuchten
Die träumende Seele ganz . . .

Im Borkenhäuschen.

Ein Borkenhäuschen im Walde steht,
Wo über die Höhe der Wind hinweht,
Wo zum Dome gewölbt die Buchen stehn,
Und die Schritte spurlos im Laube vergehn . . .
Wer weiß noch, wessen fleißige Hand
Die Stämme hier einst zusammenband?
Vielleicht schon lange in's Grab sie sank,
Doch Tausende wissen ihr heute noch Dank,
Denen die Hütte bei Sturmesnoth
Freundlich ein schützendes Obdach bot.
— — Wo zum Dome gewölbt die Buchen stehn,
Und die Schritte spurlos im Laube verwehn,
Und über die Höhe der Wind hingeht,
Ein Borkenhäuschen im Walde steht . . .

Tripstein.

Du stehst auf hoher Felsenplatte
Und glaubst dem Himmel nah zu sein,
Tief unter dir das farbensatte,
Stille Gemälde — es ist dein!

Du wirst es nimmermehr vergessen,
Thüringens glanzumwobenes Bild,
Wenn seine Schönheit, unermessen,
Dein Herz nur einmal ganz erfüllt!

Paulinzella.

Das Mondlicht fluthet in silbernen Wogen
Frei durch die edel geschwungenen Bogen
Und taucht sie in feenhaft-erhabene Pracht!
Hoch stehen die stolzen, verödeten Mauern,
Die schweigend um einstige Größe trauern,
Und nimmer vergessen entschwundene Macht.

Stolz-trauriges Schweigen, was soll dein Weben?
Bricht doch das ewig-quellende Leben,
Die Herbheit lindernd, aus dir hervor —
Und wo nur die kleinste Spalte gelassen
Dem Samenkorne, um Fuß zu fassen,
Da grünt und sprießt und rankt es empor!

Der Tod ist machtlos, er mag es bekriegen,
Das pulsende Leben, es wird ihn besiegen!
Auch du, Ruine, predigst es laut. —
Und wenn deine letzten Trümmer vergehen,
Wird wieder in Zukunft ein Bau erstehen,
Von Enkelkindern dem Leben erbaut!

Doch lange Jahre noch wirst du dauern,
Und Tausenden wirst du mit ewigen Schauern
Tief greifen in die verödete Brust:
Stumm werden sie stehen in deinen Hallen,
Das Mondlicht sehn durch die Trümmer wallen,
Und sich des Unendlichen werden bewußt! —

Regenſchauer.

Ein feiner Regen ſprüht hernieder,
Die Erde ſaugt ihn durſtig ein.
Als ſie getrunken, ſchweigt er wieder,
Und heller lacht der Sonne Schein.

Nun flicht die ewig-junge Erde
Thauperlen ſich in's volle Haar,
Auf daß ſie für den Wanderer werde
Noch morgenfriſcher, als ſie war. . . .

„Ueber allen Gipfeln" —

(Ilmenau.)

Sind dies die Wege? Und du darfſt ſie gehen —
Iſt das nicht großes, unnennbares Glück?
Und fühlſt du nicht, wie dieſer Lüfte Wehen
In jene ferne Zeit dich trägt zurück?

Du ſinnſt — und wandelſt ſtill die alten Gleiſe:
Auf deinen Lippen ſchwebt ein Lied — ein Lied!
Du fühlſt die Wehmuth, wie ſie leiſe, leiſe
Ihn einſt umzog — und nun auch dich umzieht . . .

Kikkelhahnthurm.

Im Thale die Nebel zuſammen ſich ballten,
Der Sturmwind trieb ſie zu mir empor,
Und wie ſie wogten und wie ſie wallten,
Ich tief in dem grauen Dunſt mich verlor.

Dann wieder theilte ein Windſtoß die Maſſen,
Und lieblich grüßten die Wieſen herauf,
Bis um die Kronen der Bäume, die naſſen,
Sich wieder die Schleier woben zu Hauf.

Ich aber sah sie sich wiegen und wogen —
Mein Auge folgte dem reizvollen Spiel.
Ein Riß! — und die Nebel waren zerflogen:
Ein Sonnenleuchten herniederfiel! . . .

Im „kühlen Grund“ —

(bei Friedrichsroda).

— Der müde Tag entschlummert . . .
Grün-goldenes Dämmerlicht,
Die Abendschatten scheuchend,
Das Baumgezweig durchbricht.

Nur noch ein letztes Singen
Des Vogels hoch im Baum —
Dann sinkt auf alles Leben
Der Waldnacht süßer Traum . . .

Im weichen Moos vergehen
Die Schritte ohne Spur,
Zu meiner Seite murmelt
Schlaflos die Welle nur.

Eintönig-stilles Rauschen,
Das dennoch nimmer ruht,
Dies ruhlos-hastige Wallen
Ist auch mein Erbtheil, Fluth!

— Wem doch in dieser Kühle,
In dieser seligen Ruh,
Um nie sich mehr zu öffnen
Die Augen fielen zu!

Inſelsberg.

Nun friſch den Bergſtock eingeſtemmt
Und muthig die Höhe erklommen,
Und wo ein Abgrund den Fuß dir hemmt,
Nur feſt den Anlauf genommen!

Bald ſind wir oben — dann werden wir ſehn
Tief unter uns Alles liegen;
Die Städte und Au'n, die Wälder, die Seen —
Nur fröhlich weiter geſtiegen!

Der Regen ſtrömt, und der Nebel ſchwillt,
Nun ſtehen wir auf der Höhe:
Zu Füßen ein halb noch verhülltes Bild,
Doch dem Himmel in ſeliger Nähe.

„O leuchte, Sonne, und ſtrahle herab,
Jetzt wollen wir ſchau'n und genießen,
Was dieſen Landen die Schönheit gab!" —
— „Hab' Dank! Die Nebel zerfließen."

Doch ſchweige nun, Wort, und öffne dich, Herz,
In dir ſoll Alles ſich regen,
Das Leben wird Stunden noch bringen voll Schmerz,
Da muß dieſe dir werden zum Segen!

Ruhla.

Ein Sonntagmorgen war's voll Frieden,
Da zog ich wanderſelig ein: –
Auf deinen Dächern lag ein leiſer,
Ein ſpätherbſtlicher Sonnenſchein. — —

Dir, kleine Stadt, ward viel vor andern:
Eine Name in der Zeiten Buch, —
Thalzauber, der den Wanderer ſtets noch
In ſeine linden Feſſeln ſchlug. —

Wer dich nur einmal ſah, der weilet
Und hält dem ſüßen Frieden ſtill,
Es geht ihm wie dem Sonnenſtrahle,
Der auch von dir nicht ſcheiden will . . .

Wartburgblick.

So zum erſten Male ſah ich dich:
Als der Tag der Nacht gehorſam wich,
Goß der Abend ſcheidend goldenes Licht
Durch die Fenſter dir. Mich regend nicht
Stand ich da, die Hand auf's Herz gepreßt,
Und das trunkene Auge voll und feſt
Hingelenkt nur auf das hehre Bild . . .
Und ein langes Sehnen ward geſtillt!
Ringsum ward es ſtill, der Tag entſchlief,
Nur ein Vogel noch im Traume rief . . .
Und das Abenddunkel wob und zog
Um die Kronen, die kein Hauch mehr bog . . .

Wartburg! rief ich laut. Der Ruf verklang,
Doch mir war's, als ob zurück es drang,
Wie ein Dank hierher zu mir — von dort.
Doch die Stille nahm dem Ohr ihn fort.
Weiter! Ich will melden, was ich ſah,
Was in mir zur ſelben Stund' geſchah.
Stiller ward's ringsum. Der Tag entſchlief,
Nur ein Vogel noch im Traume rief.

Da ſah ich der Zeiten Vorhang wehn,
Und Vergangenes in Pracht erſtehn,
Sah, wie auf ein Wort die Burg entſtand,
Mächtig ſchauend über's weite Land;
Welch' ein Zug — wie herrlich! — zieht dort ein!
Saiten glitzern in des Mondes Schein.

Laut erhebt ein Sang ſich. Iſt das Krieg?
Iſt es Spiel? — Sie rufen jubelnd Sieg!
Doch ich ſah noch mehr. Denn während ſie
Einen ſchmückten, ſah die Poeſie
Seitwärts ſtehn ich: aus den Augen brach
Aller Segen, der in ihnen lag . . .
Noch mehr ſah ich: wie im Zeitengang
Ein Jahrhundert mit dem andern rang.
Sah Eliſabeth am Brunnen ſtehn
Und ſich neigen zu der Kranken Flehn.
Neben ihr ſtand Luthers Kerngeſtalt,
Und wie Sturm klang ſeines Worts Gewalt!
Doch auch das verſank. Ich ſah empor:
Hinter Wolken trat der Mond hervor.
Lichtumfloſſen lag der Bau nun da,
Wie Erfüllung meinem Sehnen, nah.

Und die Nacht den müden Fittich hob,
Vor den Mond ſich Wolkendunkel ſchob,
Tief in Nacht verſank das hehre Bild —
Doch ich ging, mein Wünſchen war geſtillt.

Wartburg! So wie ich dich damals ſah,
Biſt und bleibſt du meinem Sehnen nah!

Weimar.

Welche Fülle, welches Leben
Dringt hier machtvoll auf mich ein,
Meine Pulſe fühl' ich beben —
Selig, ſo Euch nah zu ſein!
Wo ich weile, was ich ſehe,
Ueberall weht Euer Hauch,
Dieſe Straße, die ich gehe,
Gingt, Unſterbliche, Ihr auch.

Tiefe Enge — welche Weite!
Welche Stille im Gebraus!
Breite nun, mein Geiſt, o breite
Deine ſtärkſten Schwingen aus,
Daß du nicht vor ihrem Geiſte
Schauernd hier zuſammenſinkſt,
Und dein Flug ſich ſo erdreiſte,
Daß von ihrem Licht du trinkſt.

Ja, ich fühl' es in mir fluthen!
Dieſer Tag, er paart in mir
Wehmuthsſchmerz und Freudengluthen
An dem heiligen Orte hier.
Auf den Lippen, ſcheu betroffen,
Stirbt dahin das arme Wort,
Doch ich trage, voll von Hoffen,
Eine Welt in mir mit fort!

Schlußwort.

Nun ſind ſie vorüber, die Tage des Wanderns,
Doch ſpreche ich freudig das Abſchiedswort —
Was ich geſehen, muß mein ja bleiben,
Und Waldluftfriſche nehm' ich mit fort.

Und will mich's wie leiſe Wehmuth beſchleichen,
Die Keinem erſpart iſt beim Weitergehn,
So rufe herauf ich die Wandertage
Und ſage voll Hoffnung: „Auf Wiederſehn!“ —

Arma parata fero!

Ein sociales Gedicht

— 1886 —

Nur Der liebt die Wahrheit, welcher die Lüge bekämpft.

Erste Ausgabe: Zürich 1887.

Zu viel des Hohns, zu viel der Schmach wird täglich euch geboten:
Doch muß der Grimm geblieben sein — o, glaubt es uns, den Todten!
Er blieb euch! ja, und er erwacht! er wird und muß erwachen!
Die halbe Revolution zur ganzen wird er machen!
Er wartet nur des Augenblicks: dann springt er auf allmächtig;
Erhobnen Armes, weh'nden Haars, dasteht er wild und prächtig!
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Indessen bis die Stunde schlägt, hat dieses unser Grollen
Euch, die ihr Vieles schon versäumt, das Herz ergreifen wollen!
O, steht gerüstet, seid bereit! — — — — — — — — —

Ferdinand Freiligrath, 1848.

Die Stadt verließ ich, das engende Haus,
Und ſchritt in die dunkelnden Fluren hinaus,
Wo die Weltſtadt ihr letztes Elend gebiert,
Und der Pfad ſich in freiere Weiten verliert . . .
Seit langen Monden zum erſten Mal
Entronnen der wirren, betäubenden Qual,
Entronnen dem knechtenden, eiſernen Bann —
Wie muthet die Stille ſo ſeltſam mich an!
Da hinter mir lagen zerſplitterte Jahre,
Verloren dem Leben, gewonnen der Bahre,
Gewandelt im drückenden Alltagsgleis,
Das von befreienden Zielen nichts weiß.
Denn verloren der Tag, der in Nacht uns zerſtob,
Bevor er zu lichteren Höhen uns hob!
Wie Viele leben ein Leben lang,
Das niemals ein Strahl der Erkenntniß durchdrang,
Das niemals gemeſſen mit ewigen Maßen
Des eigenen Daſeins gewandelte Straßen! . . .

— — — — —

Ein Herbſttag war es. Mit nebliger Kühle
Kämpfte der Sonne ermattende Schwüle.
Ich ſchritt gradeaus durch die dunkelnde Flur,
In Furchen verlor ſich des Weges Spur.
Ein Hügel thürmte ſich vor mir auf,
Ich eilte ihn klimmenden Fußes hinauf.
Geſträuche deckten den Boden. Ein Baum,
Ein einſamer, krönte der Höhe Saum.
— Und ſchwüler ward es . . . Ein Wetter zog
Von ferne herauf, und zitternd bog

Der Baum die Krone. Der Nebel verwehte,
Scharf in die Ferne mein Auge spähte.
Doch die lag mit dämmernden Schleiern verhängt,
Lichtlos in Abendschatten versenkt.
Zum Himmel sah ich empor. Dort zogen
Die Wolken herauf in düsternden Wogen.
— Ein Bangen ergriff mich, doch nicht vor dem Wetter . . .
Ich liebe den Sturm, den großen Erretter
Vom Staube des Tages!

— — — — —

Es that vor mir auf
Sich meines Lebens beengter Lauf,
Und ich schrie empor nach dem blendenden Licht,
Das die Ketten des menschlichen Könnens zerbricht!
— Da strömte der erste Regen hernieder,
Und wieder schrie ich empor! — und wieder! —
Die Donner grollten. In meine Qual
Zuckte hernieder der erste Strahl!
Da jauchzte ich auf in stürmischer Wonne:
Das ist mein Licht! Das ist meine Sonne! — —
Und Blitz auf Blitz nun, und Schlag auf Schlag —
Und jeder ein Glied der Kette zerbrach,
Mir war, als tobe in diesem Gebraus
Mein langgenährtes Zürnen sich aus,
Und von den Lippen floh mir ein Lied,
Wie in mächtigen Stunden es Herzen durchzieht:

O käme die Stunde, o käme sie bald,
Wo in Staub zerfällt, was morsch und was alt,
Und wo auf den Trümmern ein Bau sich erhebt
Geeinigter Ordnung, die einzig nur strebt,
Das Recht der großen, der elenden Schaaren
Mit sicheren Händen gerecht zu bewahren!
Dich rufe ich, dich, mein geliebtes Jahrhundert,
So viel geschmäht und so viel bewundert,
Das so Unendliches schon erreicht —
Bevor dein Fuß von uns scheidend weicht,

Schenke Gerechtigkeit allen den Seelen,
Die sich im Staube für Andere quälen!
Du hast Thaten gethan, wie keines vor dir,
Genießen doch alle der Segnungen wir —
Ich muß dich lieben! — ich muß! ich muß!
Und fühle, ich sterbe an deinem Kuß!
Du hast den Geist und das Herz nicht beachtet,
Und nun, wo dein Abend uns schattend umnachtet,
Stehen wir da — und streben und fasten
Und haben nach Tages Mühen und Lasten
Verlernt unsere Herzen und Sinne zu laben
An Dem, was das Herrlichste: geistigen Gaben!
O mein Jahrhundert, du mein Jahrhundert,
So viel geschmäht und so viel bewundert,
Du hast Thaten gethan, wie keines vorher:
Die Erde beherrschst du, die Luft und das Meer,
Und hast doch im wilden Taumel vermessen
Der großen Wahrheit des Lebens vergessen!
— Ueber der That steht der freie Geist,
Der ihr erst die Pfade zum Ziele weist!
Das Herz verhärtet, erkaltet den Sinn,
So schleifst deine Kinder durch's Leben du hin,
In fieberndem Rasen dem Abgrund zu —
Wann schenkst du uns wieder beglückende Ruh?

— – — — —

Und flehend sank ich zur Erde nieder:
O Kindheit der Menschheit, kommst nimmer du wieder?!
In wehem Schmerze barg ich die Stirn
In den kalten Händen, mein fieberndes Hirn
Wollte zum Lichte den Ausweg nicht finden,
Aus Weh und Verzweiflung, aus Angst und aus Sünden
— Die Donner grollten. Ein neuer Blitz
Zuckte hernieder auf meinen Sitz.
Ein Grabstein war es, und bei dem Schein
Las Züge von Menschenhand ich auf dem Stein . . .

Wild riß da die wuchernden Ranken ich fort,
Mich dürstete nach lebendigem Wort.
Blitz sprühte auf Blitz weißleuchtend herab,
Und Ranke auf Ranke riß fort ich vom Grab.
Gegraben mit wenig geübter Hand
Ein Wort ich — ein zweites — ein drittes ich fand!
Und bei des Blitzes hellzuckendem Strahl
Las leuchtenden Blicks ich zum andern Mal:
„Arma — parata — fero!“ — „Bereit
Trag' ich die Waffen — zum siegenden Streit!“
Da löste der Bann sich von meiner Brust,
Und ich rief die Worte in jubelnder Lust
In den Sturm hinaus, und die Wetterschlacht —
Das Wort war gefunden, das frei mich macht!

— — —

Wer ruht hier? Wer ruht hier nach freudigem Streit?
Wer war noch im Tode zum Kämpfen bereit?
War er ein Krieger? Mit schneidigem Schwert
Und blitzender Rüstung zum Nahkampf bewehrt?
War er ein Denker, deß strahlendes Wort
Die Lüge scheuchte, die Falschheit fort?
— Wer dieses Wort sich zur Leuchte ersann —
Wer er auch war — er war ein Mann!
Und ist sein Name in Nacht auch getaucht,
Sein Wort lebendigen Odem haucht — — —
— Ich raffte mich auf und sprang empor,
Da grollte der Donner mir wild in das Ohr:
Auf, stelle dich in der Kämpfenden Reih'n,
Eines Todten Wort laß Richtschnur dir sein,
Nimm selber die schärfsten Waffen zur Hand,
Wirf selbst in die Herzen den lodernden Brand
Und glaube mir: Jeder ist Kind seiner Zeit,
Mit ihr dem Verderben unrettbar geweiht!
Den Nachgeborenen erkämpfe den Frieden,
Der dir nicht und deinen Genossen beschieden

Du darfst nur von ferne das Morgenroth
Schaun, wie die Gipfel der Zeit es umloht,
Doch nimmer frohwandeln im Sonnenlicht,
Wie hell über spät're Geschlechter es bricht.
Siehst du die Wolken am Himmelsrand?
Sturmkündend fliehen sie über das Land.
Grau ist und düster der Himmel verhängt —
Ihr wandelt dahin, in Ketten gezwängt!
Verjagt den sonnehemmenden Flor
Und rafft euch zum freien Lichte empor!
Siehst du der Blitze goldsprühenden Brand?
Sie hellen ein elendes, schmachtendes Land —
„Wann kommt das Licht?“ — Du fragst nach dem Wann?
So lange ihr zaudert zu brechen den Bann,
Den lange Jahre um euch gezogen,
Die euch um das Glück eures Lebens betrogen:
So lange ein Mensch noch am Wege verhungert,
Und ein Anderer am brechenden Tische lungert:
So lange der Eine sich Herrscher dünkt
Und den Fuß auf den Nacken des Andern zwingt:
So lange ihr diese Bande nicht sprengt,
Ist Fluch über euch und Elend verhängt!
„Wann kommt das Licht?“ — So höre mich an:
Wenn muthig gebrochen der knechtende Bann,
Wenn vom Haupte der Herrscher die Krone fällt,
Auf den Trümmern des Thrones ihr Scepter zerschellt,
Der Schranzen verächtliche Brut zerstiebt,
Die immer sich selbst nur, nie Andre geliebt,
Wenn die Menge nicht zitternd am Altar mehr kniet
Und im Priester kein höheres Wesen mehr sieht,
Um das sie sich zagend und hoffend drängt,
Daß in neue Fesseln des Wahns er sie zwängt,
Wenn frei einem Jeden der Weg durch das Leben
Zur Entfaltung der eigensten Kräfte gegeben,
Und das Recht zum Leben das gleiche — erst dann
Bricht leuchtend der Tag der Freiheit an!

Mit Rosen bekränzt durch der Zukunft Thor
Wird lächelnd und segnend er treten hervor,
Kein Stillstand in müßigem Glücke wird sein,
Denn ewig ist, Menschheit, ein Göttliches dein,
Die große Treiberin: äußere Noth.
Und mehr noch: ein zwingendes, inn're Gebot,
Das von Stufe zu Stufe dich höher hebt,
Zum Sieger weihend, wer kämpfend strebt!
Es giebt nur ein Vorwärts, es giebt kein Zurück,
In der Zukunft liegt das befreiende Glück!
Drum vorwärts zum Kampfe! . . Schon gährt es im Innern,
Doch schreckt uns noch immer ein halbes Erinnern,
Das läßt uns im alten Gleise wandeln
Und scheucht uns zurück von dem blutigen Handeln! —
Schon gluthet dumpf-wühlend der wachsende Groll,
Die Armuth heischt wild von den Glücklichen Zoll,
Und tausendzüngig zum Himmel schreit
Der Jammer der Noth, die der Knechtschaft geweiht!

— — — — —

Sturmvögel seid! — — Auf brausendem Meer
Dem nahenden Sturme fliegt jauchzend her,
Eurer Flügel Schlag verkünde sein Nah'n,
Zufriedene schreckend aus ihrem Wahn!

So brauste es um mich! Der Sturmwind bog
Die Gipfel des Baumes — mir aber zog
Ein gluthendes Wünschen durch Herz und Sinn,
Zum leuchtenden Kampfe und Siege hin!
O daß ich jene Zeit noch erlebte,
Erfüllt noch sähe, was ich erstrebte —
Doch sollte sie nimmer mein Auge erschauen,
Die Hand soll am Tempel der Zukunft bauen!
Was können mir jetzt die Menschen noch schaden,
Die „Höhergestellten" von „Gottes Gnaden"?
Dein freies Wort — du hast es gesagt,
Und nun geht es vorwärts, und nicht mehr verzagt!

Zwar habe noch Keinen bisher ich gefunden,
Dem ich mich im Treuen zum Kampfe verbunden . . .
So kam es, daß dies mich erlösende Wort
So lange gebändigt im Herzen gedorrt,
Doch heute fliegt es jubelnd hinaus
Und mischt sich des Sturmes wildem Gebraus:
— Möge zum Tempel der Freiheit ein Stein,
Zum Glücke der Menschheit ein Sandkorn sein
Jedes Einzelnen That, der selbstlos da kämpft,
Anstatt daß die Stimme des Zornes er dämpft!
Die Zeit ist groß. Aus dem gährenden Streben
Wird bald sich die That erschreckend erheben,
Die That, die nicht jammert mit Worten und klagt,
Die nach einzelnem Glücke nicht lange mehr fragt,
Und die an den Pfeilern des Unrechts erbittert
So lange rüttelt, bis krachend zersplittert
Der letzte Stein! — — und dann erst, dann ruht
Die rächende Hand, geröthet von Blut,
Dem Blut, das vergangene Schulden gestrichen,
Für kommende Zeiten die grausen geglichen!
Denn nur getrieben von blutigen Streichen
Wird von dem bequemen Sitze es weichen,
Das Unrecht, das frech sich eingenistet
Und mit fremdem Marke sein Leben gefristet,
Und nimmer wird Menschenliebe es zwingen
Sich selbst als Opfer des Ganzen zu bringen!
Ihr habt es gewollt! drum beklaget Euch nicht,
Es sterbe, wer Feind ist dem rettenden Licht! . . .

— — —

Die Donner vergrollten. Die Wolken wallten
Am Himmel in drohend-dunklen Gestalten.
Nun zuckte noch einmal ein letzter Schein . . .
— Arma parata foro! Und so soll es sein!

Helene

1886—1888

Erste Ausgabe: Zürich 1888.

Einleitung.

Ich kannte ihn: nur flüchtig . . . Nicht genügend,
Ihn ganz zu kennen . . . Aber doch genug,
Ihn ganz zu lieben. —
Wie es oft geschieht:
Ein Wanderer geht an unserm Stand vorbei.
Wir sehen Züge, die uns magisch fesseln,
Wir hören Worte, die wir schwer vergessen,
Und während der Gedanke bei ihm weilt,
Ist er vorbei — es ruht noch auf der Stelle,
Da, wo er stand, das Auge — — so mit ihm.
So sah ich ihn. So ging er mir vorüber . . .

Weshalb mir heute sein vergessenes Bild
So greifbar wieder aus der Nacht der Zeit,
— Aus einer todten, kalten, trüben — stieg? —

Als ich nach Hause gestern Abend kam
Lag auf dem Tisch ein Stoß beschriebener Blätter,
Von ihm an mich gesandt; ein Brief dabei.
Und in dem Briefe las ich diese Worte:
— „Weißt du noch, wer ich bin? — Es waren Tage
„Vor diesen, die uns oft zusammensahen . . .

„Ich bin nicht reich an Freunden; war es nie.
„So lege ich in dieser letzten Stunde,
„Wo ich ein Leben hinter mir vernichte,
„Um einzutreten in ein neues Leben,
„In deine Hände diese Blätter nieder — — —

„Du wirst mich nie im Leben wiedersehen,
„Wie Keiner je mich wiedersieht von Denen,
„Die früher mich gekannt. Mich trägt die Woge
„Der nächsten Stunde fernab diesem Strande,
„Und keine, keine trägt mich je zurück.

„Ich bin gestorben, doch ich werde leben.

„Beginne mit den Blättern, was du willst:
„Gieb sie den Flammen — sende sie hinaus
„In eine Welt, in der ich nicht mehr lebe,
„Mir ist es gleich . . . und ich vertraue dir.

„Mein Name aber werde nie genannt!
„Und nun leb' wohl! Ich bitte um kein Mitleid,
„Weil in mir selbst das Mitleid längst erstarb . . ."

— So lautete der Brief.

Die Nacht begann.
Ich nahm die Blätter, und beim Schein des Feuers,
Das röthlich sich aus dem Kamin ergoß,
Begann ich, was er mir gesandt, zu lesen.
Alles war still um mich. Die Stunde rann,
Und Blatt auf Blatt sank leise knisternd nieder:
Ich las das erste Buch. Und Frühlingshauch
Zog wie ein Duft durch's Zimmer. Und ich las.
Und Stunde schwand auf Stunde mir vorüber,
Und Blatt auf Blatt sank leise knisternd nieder:
Ich las das zweite Buch. Wie schwüler Athem
Zog hin ein Bangen über meine Stirn,
Maßlose Leidenschaft und wilder Schmerz,
Und meine Sinne fingen an zu irren.
Jedoch ich las und las. Und Blatt auf Blatt
Sank leise knisternd nieder. Alles still.
Längst war das Feuer im Kamin erloschen:
Ich las das dritte Buch. Da zog Entsetzen
Hin über mich in kalten Fieberschauern.

Die Nacht zerrann. Es ſah der bleiche Morgen
Zum Fenſter in das öde, kalte Zimmer.
Da ſank das letzte Blatt leis kniſternd nieder,
Und ich erhob mich und ich trat an's Fenſter
Und ſah hinüber in den hellen Morgen.
Und lange, lange kämpfte ich mit mir
Und dachte nur an ihn und ſeine Liebe . . .
Und vor mir ſtand er, wie er damals war,
Als ich ihn kannte — — dann griff meine Hand
Nach ſeinen Blättern, um ſie zu verbrennen.
Da aber klang es dringend in mein Ohr,
War's ſeine Stimme, war es meine eigene? —:
„Vielleicht ſind dieſe ſchmerzdurchtoſten Blätter
„Nur einem Herzen, das gleich dir gelitten,
„Und das gleich dir an ſeiner Liebe ſtarb,
„Ein Troſt ſind, wie er nie ihm wieder wird.
„Die andern aber ſehn, was Liebe iſt!"

Und meine Hand ſank nieder.
Als die Sonne
Ihr ſtrahlend Antlitz gänzlich mir enthüllt,
Da wußte ich: ich ſende ſeine Blätter
In eine Welt, in der er nicht mehr lebt.

So ging es mir. Wie wird es dir ergehen,
Deſſ' Auge einſt auf dieſen Blättern weilt?
Du weißt nicht, wer ſie ſchrieb. Und ſeinen Namen,
— Er iſt vergeſſen — wirſt du nie erfahren!

Kein Wort ſei zugefügt und keines fehle
An dieſem Buche. So, wie er es ſchrieb
In ſchwerſten Lebensſtunden, ſoll es bleiben.
So wirr, ſo ungefügt, ſo ungeordnet,

Sei es das Bild der wahrſten Leidenſchaft.
Und weiter nichts! Erwartet nicht ein Kunſtwerk,
Erwartet nur ein grauſam-wahres Buch.

In weſſen Hände wird dein Buch gelangen?
Vielleicht in einer Jungfrau reine Hand,
Die es erröthend wieder abſeits legt . . .
Vielleicht in einer Mutter fleißige Hand,
Die, ſchaudernd vor dem bodenloſen Abgrund,
Der Leidenſchaft fremd gegenüberſteht . . .
Vielleicht in eines Buben freche Hände,
Der witzelnd es mit rohem Spott zerreißt . . .
Vielleicht in eines Wüſtlings ſchmutzige Finger,
Der cyniſch mit Behagen es durcheilt . . .
Vielleicht in eines Denkers feſte Hand,
Der lächelnd urtheilt: das iſt Wahnſinn nur . . .
Vielleicht in eines Dichters liebe Hand,
Der ſtill nach andern beſſern Büchern greift . . .
Vielleicht — in eines freien Menſchen Hand,
Der dich verſteht, und der es lieben lernt . . .
Vielleicht in deine — und vielleicht in ihre —
Der Zufall treibt oft wunderſames Spiel —
Und ihr erkennt euch beide weinend wieder — —

Es wird zerſchellen in dem Strom der Zeit,
Wie tauſend andere vor ihm zerſchellten,
Doch Freunde, Freunde wird es wenig finden!
Und doch — ich ſende es hinaus. — So ſei es!
Und nenne dieſes Buch nach ihr:

Helene.

Erſtes Buch.

Ein Traum, in Jugendtagen
Geträumt — und dann zerweht . . .
Es kann dir Keiner ſagen,
Ob wieder er erſteht! —

I.

Ich habe einſtens einen Traum geträumt.
Wer träumt ihn nicht einmal in Jugendtagen?

Doch mein Traum war ſo ſchön, ein rechter Traum . . .

— Ein Traum? — Er iſt die Morgendämmerung
Der jungen Hoffnung; iſt der zarte Keim,
Der unerſchloſſen noch die Blüthe birgt . . .

Ein Traum? — Der ſchönere Schein der Wirklichkeit,
Gemalt mit Zwielichtfarben an die Wand,
Die nüchterne, alltäglich-grauen Lebens . . .

Ein Traum? — er iſt der Steg, der dies- und jenſeits,
Leben und Tod, mit leiſer Hand verbindet . . .
Wie alle Wirklichkeit nur herbes Streiten,
So iſt der Traum der Friede holden Truges . . .

So iſt der Traum ein Hauch von jenem Glück,
Das wir erſehnen, lebend nie erlangen.

Er bebt durch unſern Schlaf — wir fühlen ihn,
Wenn wir erwachen, durch die Seele noch
Mit halb gebrochenen Schwingen leiſe zittern . . .

Doch unser höchstes Glück: ewigen Tod,
Ahnen wir nur . . . und wenn es unser wird,
Stirbt es mit uns im Augenblick, da wir
Besitzendes voll zu besitzen wähnen . . .
Und traumlos ist der große, ewige Schlaf . . .

Ich habe einstens einen Traum geträumt,
Er war ein flüchtiger Trug – doch er war schön.
Hört nur, wie schön — wie grausam schön er war.

II.

Der Winter neigte sich dem Ende zu.
Es kam ein Tag, da fiel ein Sonnenstrahl
Durch trübe Scheiben dicht vor meine Füße.
Ich schaute auf das fremde warme Licht . . .
Ein Sonnenstrahl nach langen Wintertagen,
Nach sternenlosen und beeisten Nächten,
Er rafft den Geist zu neuen Thaten auf,
Der Seele lacht er neues Hoffen zu,
Er lockt das Menschenkind hinaus in's Freie,
Und treibt das Herz zu neuem Lieben an.

— Da lag er vor mir, dieser warme Schein . . .
Ich sah auf ihn. In breiten Streifen bahnte
Das Licht sich Weg durch Schichten grauen Staubes,
Die winterlang um mein Gemüth gelagert
Den Geist in zweiflerisches Grübeln zwängten.
Hinaus! Hinaus! In meine junge Seele
Will ich die langentbehrte Sonne saugen! —

Es weitet vor dem Thore sich ein Park,
Wohl eine Stunde weit, und viele Pfade
Durchkreuzen seiner Stämme grünes Reich.
Dort die Natur, die wahre, friedlich-stille . . .

Hier die Natur in dumpfen Häusermassen,
Der Weltstadt wirrem Dunst und Lärm erstickt.
— Wie anders war es heute wohl da draußen,
Wie anders, wenn durch keimend Blattwerk dort
Der erste Lichtstrahl bricht, als hier, wo er,
Mit Wolken feinen Staubes mühsam kämpfend,
Durch halbverhängte Fenster scheu sich stiehlt . . .
— Ich schritt hinaus. — Es liegt im Wald versteckt
Ein See, dahin nur wenig Pfade führen.
Ich hatte einst — im vorigen Herbste war es —
Als ich den Wald durchschweifte, ihn entdeckt.
Dahin zog es mich heute. Mondenlang
In starre Häuserreihen eingezwängt,
Hatte mein Fuß mich dorthin nicht getragen . . .

Frühling! — o wie die Brust sich weitend hob,
Ihn aufzunehmen in der ganzen Fülle!
Ich eilte bald — schritt langsam dann — und weilte,
Das Auge an dem frischen Grün zu laben —
Bog seitwärts von den menschenvollen Pfaden
In's Dickicht — über helle Wiesen schritt ich,
Auf übergrünten Pfaden, einsam-stillen . . .
Und da, wie ein umschleiert-dunkles Auge,
Sah auch der stille See durch grüne Zweige.
Ich hielt den Fuß; — das große Schweigen rings! . . .
Nur ein neugieriger Lichtstrahl auf dem Moose . . .
O dies unendlich-tiefe Waldes-Schweigen —
Wie lang entbehrt, und doch wie wohlbekannt!
O Seligkeit, trunkene Seligkeit! . . .
Ich hielt den Athem an, mich vorwärts beugend.
Da lag der See. Zur Hälfte sonnbeglänzt,
Zur andern Hälfte in ein dämmernd Düster
Gehüllt . . . Mein Fuß trat jäh auf einen Ast,
Und knisternd brach das Holz, das winterlang
Auf überschneitem Boden hier gefault.

Und regte sich's nicht dort wie athmend Leben?
Da stand am Ende des umhüllten Wassers — —
War es ein Mensch? — – ja! — und er neigte sich
Ueber den Spiegel — — tief — er mußte straucheln
Und in die todten Fluthen sinken — — da
Sprang jäh ich vor — und riß sie stark zurück —
Und bebend lag in meinen Armen sie! . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Dann schauten mich lebloſe Augen an,
In denen alle Angst des Todes lag.
Und ich erschauerte — — der eine Blick
Enthüllte ihres Lebens Tiefen mir! —

— — — — — — — — — — — — — —

Was dann geschah — ich weiß es heute nicht mehr . . .
Doch schritten zögernd wir vom Teiche fort
Durch Waldesschweigen, beide wie betäubt. —
Verheerend flutheten durch meine Stirn
In jähem Sturze die Gedanken — doch
Ich konnte ihnen keine Worte leihen.
Wir hielten immer noch uns bei der Hand,
Und schweigend sah sie auf den Boden nieder.
Es lastete auf ihr — und mir. Wir sprachen
Kein Wort, bis wir die große Stadt erreichten . . .

Da legte ihren Arm sie leis in meinen
Und schaute mich mit stummem Blicke an,
So seltsam forschend, als ob ganz sie mich
Ergründen wolle mit dem einen Blick -
Und unsre Seelen flossen ineinander,
Unsere jungen, unschuldsreinen Seelen . . .
Wir fanden Sprache, und die Worte flossen
Von Mund zu Mund in stockend-leisem Wechsel
Doch des Geschehn'nen dachte keiner von uns!
Ich fragte nicht. Ich sah die stumme Angst,

Die auf ihr lag, und sie dankte es mir.
Und ich sog mich an ihrer Schönheit fest,
An ihrer jungen, unberührten Schönheit,
An ihrem schmalen, lieblichen Gesicht,
An ihren dunklen, schwermuthvollen Augen,
An ihren Zügen, wie ich nie sie sah,
So rein, so zaub'risch, so berückend-schön,
An ihrer leichten, herrlichen Gestalt! . . .
Es lag ein Hauch von Jugend noch auf ihr,
Der drang berauschend in die offenen Sinne —
Und erste Liebe schlich sich in mein Herz . . .

Wir schritten durch die überstaubten Straßen,
Doch sahen wir die Menschenmassen kaum,
Die um uns wogten. Und der Abend sank,
Er sandte seine ersten Schatten nieder.
Da an der Straßenecke stand sie still,
Im Schatten eines hochgewölbten Thores.
„Nun muß ich gehn —" sprach sie mit leiser Stimme.
Da schrak ich jäh zusammen. — „Sollen nie
Wir uns denn wiedersehn?" — Sie hob ihr bleiches
Gesicht zu mir empor und schien zu zaudern.
Da drang ich in sie — und sie sagte: „Morgen . . ."
— „Am Teich?" — „Nein — nicht am Teich — dort,
wo die Wege
Sich vorher kreuzen, da erwarte mich . . ."
Und dann sah sie mich an, so seltsam traurig,
Und ihre Lippen boten sich den meinen . . .
Ich neigte nieder mich und küßte sie
In langem Kuß — — und dann riß sie sich los,
Und war in dem Gewühl plötzlich verschwunden!

Ich stand allein . . . auf meinen Lippen brannten
Die ihren noch — die Menschen wogten um mich . . .
War Alles das ein Traum? — — o nein, kein Traum.

Das war beglückend-überreiche Wahrheit:
Ich ſollte morgen ſchon ſie wiederſehn!

Und dann verſank die laute Welt um mich . . .
Ich ſchritt dahin — berauſcht — und träumend, lebend
So ſelige Stunden, wie ich nie ſie lebte . . .

Ich bin nach Hauſe wie im Traum gegangen,
Und das Erlebte zog an mir vorbei . . .
War es denn Wahrheit? — Ja, im Herzen trug
Ich ein ſo volles, namenloſes Glück,
Das mußte ſelige Gewißheit ſein!
— Und was noch kommen würde? — Alle Sehnſucht
Hinfort in dieſer Frühlingszeit geſtillt!
Geliebt! — nicht mehr allein in leerer Welt!
Ein Weſen, dem ich ferner leben darf!
— Noch fühlte ich auf meinem Mund den ihren,
Die warmen Kinderlippen — noch den Druck
Der ſchmalen Hand in meiner — noch den Blick,
Den ſcheuen, den halb trauernden — und noch
In meinem Arm die liebliche Geſtalt!

Ich war berauſcht von ſo viel fremdem Glück!

Und morgen ſchon ein frohes Wiederſehn —
Ein Kennenlernen — warme Worte — Küſſe —
Und Liebe, die ſich nie mehr trennen würde;
So ſpann ſich Traum auf Traum um meine Seele,
Und jeder reicher, glückverheißender,
Und jeder ſprach von künftigen, ſeligen Tagen,
Von Dem, was mir das Glück noch bringen würde . . .

III.

O du Gefühl des namenlosen Glückes,
Das zitternd über meinem Haupte schwebte —
Wie nenne ich dich? — doch warum dich nennen?
Genügt dir nicht, in einer flüchtigen Stunde,
Im Herzen schauernd es geahnt zu haben?
— Erfüllung ist auch Ende. Alles Glück
Ist Ahnung einer unbekannten Ferne . . .
Das naht im Glanz der Jugend einmal sich
Dem bangen Herzen — sieht dich schweigend an,
Und eh' dein flimmernd Auge recht erkannt,
Was es gewesen, das dich angeschaut,
Ist es verschwunden, und du stehst allein!
Und glaubst — der Hauch, er müsse wieder kommen,
Und hoffst und warteſt — doch er naht nicht wieder.
Du aber trägst den Keim der Sehnsucht in dir
Von jenem Hauch in deiner Jugend Tagen
Befruchtet . . . doch er ist in Nichts zerstoben.
Wohin? Wer sagt dir das? — um andre Lippen
Mit trügerischem Kusse zu berühren . . .
Und schenkt das späte Leben gütig dir
Erfüllung — glaube nicht: das ist das Glück.
Dein Glück war jenes süße, tiefe Ahnen,
Das lächelnd einst dein junges Herz betrog . . .

IV.

— — Und dann kam eine Nacht, da spannen Träume
Sich um die Seele, die nicht träumen — nein,
Die leben wollte, da sie heute erst
Gefühlt, was leben, erst was lieben hieß! —
Doch söhnte sie sich mit den milden Träumen,
Die nur von kommenden, von schönen Tagen,
Von Tagen voller Frühlingsduft erzählten —

V.

Wie anders grüßte heute ich den Frühling.
Als sei ein Schleier meinem Blick gefallen,
So sah ich trunken in die Welt hinein!
Was gut und edel in mir war, erwachte.
Was kindlich war, kam wieder mir zurück!
Lag hinter mir denn eine trübe Jugend?
Ich wollte es nicht glauben! — War die Sonne
So warm und schön nicht immerdar gewesen?
— — Und diese Fülle einer unberührten Hoffnung!
Schon heute wieder um dieselbe Stunde
An ihren Lippen hangen — ihren Worten
Wie gestern wieder glücklich lauschen dürfen!
— Ich war so glücklich! — so unendlich glücklich!
Und freudebangend zählte ich die Stunden,
Von denen jede meinem Glück mich näher
Und näher brachte — — Lange vor der Zeit
Stand ich am Wege, den sie mir bestimmt . . .

Ich stand und wartete. Die Stunde kam,
Sie aber kam nicht. Und die Stunde ging.
Sie kam nicht . . . Und die andere Stunde kam
Und ging. Ich stand am Kreuzweg, ihrer wartend.
Tausend Gedanken zuckten durch die Stirn,
Tausend Gefühle wallten durch das Herz.
So zwischen Hoffen und Entsagung hin
Getrieben, kam des Tages müder Abend.
Die Wege wurden stiller. Hoch am Himmel
Erstrahlte jetzt ein Stern, ein erster, auf.
Da ging ich leise von dem Ort des Grams.
„Vielleicht, daß morgen" — — Letzte irre Hoffnung.
Ich ging mit müdem Schritt durch helle Straßen,
Und ich verlor mich langsam in dem Strom . . .

VI.

— — — — — — — — — — — — —

Ich hätte dich unendlich lieb gehabt! . . .
Mein ganzes Sehnen flog dir stürmisch zu.
Ich hab' gewartet, daß du kommen würdest.
An jedem Tag war ich an jenem Ort,
An jedem Tag, der diesem ersten folgte.
Und immer wieder bin ich hingegangen,
Im Herzen ein beseligendes Hoffen,
Und immer wieder ging ich von dort fort,
Im Inneren die kalte, todte Hoffnung . . .

Ich hab' auf dich gewartet, so geduldig,
Wie erste Liebe nur vermag zu warten . . .

Du aber kamst nicht wieder . . . Tag für Tag
Ist hingegangen, und der Frühling starb,
Von dem ich meines Lebens Glück erhoffte.

Der Sommer kam — ich wartete auf dich . . .
Die Sonne brannte auf das stille Wasser —
Ich stand und wartete — der Sommer ging —
Ich wartete — — doch ohne Hoffnung jetzt . . .

Nun trieb mich die Gewohnheit täglich hin.
Und immer müder wurde ich . . . Du kamst nicht . . .

Es naht der Herbst — — — — — — —
— — — — — —

O wärest du gekommen,
Nur einmal wieder! — nur um mir zu sagen,
Warum du nicht mehr kommen würdest — doch
Du brachst den Zweifel nicht . . . Wenn ich bedenke,
Wie ich dich damals liebte — mit der ersten,
Noch unberührten Kraft der vollen Jugend,
Wie glücklich wären beide wir geworden —
O glaube mir — ich wäre treu gewesen,
Und hätte dich unendlich lieb gehabt! . . .

VII.

Nur einmal noch die Wonne jenes Tages!
Nur einmal noch den irren Traum des Glücks!
Nur einmal noch das unberührte Fühlen,
Wie damals leise es in mir gebebt! . . .
— — Nein! nichts von Allem mehr: nur müde Tage,
Und doch im Innern noch ein letztes Glimmen
Ein nebelhaftes Sehnen — starrer Trotz —
Verhaltene Wünsche — tiefgeheime Wehmuth —
Und in der Nacht die wilden, wirren Träume,
Die beim Erwachen mir nicht Antwort stehn! —

VIII.

O Schwärmerei sentimentaler Liebe —
Wir Alle lachen spöttisch über dich!
Und doch — wie stark und wahr bist du! — Denn ist
Begeisterung der jungen Jahre, welche
So ohne allen Zweifel hofft und glaubt,
Nicht stärker als der Wahn der späten Jahre,
Der unsrer Seele Fasern schon zergliedert,
Daß sie nicht mehr vermag, so straff gespannt,
Den nagenden Gedanken Stand zu halten?

Und mögen Alle lachend dich verhöhnen,
Mitleidig blickend auf verliebte Thoren,
Mit kaltem Herzen, dessen Gluth schon längst
In Asche schmolz — du, erste Liebe, bist
Die Weihe jeden Herzens — wehe jedem,
Der dich nicht kennt! — das, da es Frühling war,
In dumpfer Nacht des Winters hinverkümmert!
Das nie der jungen Liebe sich erschloß —
Beglückt beglückend — ohne Hoffnung hoffend!

IX.

Nun ſind ſie da, des Sommers ſchwüle Nächte,
Und mit den Gluthen wächſt mein angſtvoll Sehnen . . .
Wenn ſchon die Sonne längſt zur Ruh' gegangen
Und in dem Baum vor meinem Fenſter längſt
Das letzte Vogellied verklungen iſt,
Liegt doch die Erde noch in ihrem Bann
Und wagt es kaum, nur leiſe aufzuathmen.
Die Sommernächte! — — Unter ihren Küſſen
Der Luſt erwacht die Liebe — und ihr Weh — —

Still! — Lauſche, wie auf weichen, linden Sohlen
Die Nacht des Sommers hergeſchritten kommt . . .
Wie zu dem Lager der Geliebten ſich
Der Liebende behutſam ſchleicht — ſo naht
Die Nacht der Erde, die erwartungsvoll
In Wolluſtſchauern ihr entgegenbebt.

Schlafloſe Nächte für die Erdenkinder,
Schlaflos für mich auch, der ich auf dem Lager
Mich ruhlos wälze und den Schlaf erflehe,
Den Schlaf, den, wenn er eben mir genaht,
Die Sehnſucht ſcheucht. An meines Bettes Rand
Seh' ich ſie ſtehn — großäugig — unbewegt . . .
Dann quält er heißer mich — der Durſt nach Glück,
Der wilde, ungeſtillte Durſt nach Glück!

Und immer du — nur du! In meinen Träumen,
Ob ſchlafend oder wachend, biſt du da.
Ich fliehe vor mir ſelbſt, du aber folgſt mir
Und ſiehſt mich mit den ſtillen Augen an.
Was hilft es mir, daß ich die Hände ſtrecke
Und zu dir flehe: „Gieb nur eine Stunde,
Daß ihre Ruhe dieſe Sehnſucht kühle!
Nur eine Stunde — und dann kehre wieder,

Dann wird es ſtiller in mir worden ſein."
— Doch das Erinnern läßt und läßt mich nicht.
Und ich bin doch ſo müde ſchon — nicht deiner,
Nicht deiner körperlichen Nähe — nein, nur das,
Das iſt ſo ſchwer zu tragen: dieſes Hoffen,
Du könnteſt dennoch, dennoch zu mir kommen,
Und dann die bitter-ſchmerzliche Enttäuſchung,
Die dieſem Hoffen immer folgen muß . . .

X.

Die Tage gehn und kommen. Doch kein Tag,
Der wieder dich mir, die Verlorene, bringt.
Ich rufe ſehnſuchtsvoll nicht mehr nach dir,
Die Lippen ſind des Rufens müde worden.
Ich ſtrecke ſehnend nicht mehr aus die Arme,
Sie hängen ſchlaff am todesmatten Leib.
Mein Auge ſpäht hinaus nicht mehr voll Sehnſucht,
Es ſah nur Dunkel rings — und es ward glanzlos.
Die Füße einzig thun noch ihren Dienſt,
Und auch die Hände zu freudloſer Arbeit.
— Des Abends finſtre Schatten fallen früh
Auf meines Lebens Mittag; in mir ſtrahlt
Die Sonne nicht mehr, die die dunklen ſcheucht.
Leicht iſt ein hoffnungsvolles Leben tragen,
Ein hoffnungsloſes ſchwer — und Schwermuth iſt
Mein Erbtheil — und einſames Wandeln will
Zum Ziel mich führen. — Lebensſtröme fluthen
Um mich — weiter! — weiter! — ich bin allein!
Einſt — war es anders wohl! — vorbei! — vorbei! —

XI.

Ach — flüchtig war die Liebe, wie ein Hauch.
Ein duftgeschwängerter, am hellen Tag . . .
— — — — — — — — — — —
Und namenlos ist meine Liebe blieben!
Nicht einmal an ein Wort kann ich mich klammern,
Um ruhelos nach dir umherzufragen,
Ob Keiner denn dich kennt in diesem Meer,
Ob keine Spur von mir — zu dir hin führt . . .
— — — — — — — — — — —

XII.

Vom dunklen Grunde der Erinnerung
Hebt in des Sommers wetterschwülen Tagen
Ihr Bildniß immer wieder klar sich ab.
Wohl kommen Stunden, da ich sie vergesse —
Doch oft — wenn ich in lautem Freundeskreise,
Der Lauteste, den Becher lärmend leere,
Sinkt er aus meiner Hand — — ein Frühlingstag
Taucht vor mir auf — und sie — und Alles wieder,
Was jener eine Tag mir gab — und nahm!
Ein kleines, süßes Kinderangesicht
Mit großen, todten, schmerzerfüllten Augen,
Steht vor mir — und in toller Lustigkeit
Es wegzuscheuchen, stürze Glas auf Glas
Hinunter ich und rede hastiger
Und lache lauter, wilder wie zuvor — —
Doch wenn die Andern dann hinweggegangen,
Dann schleiche ich mich still nach Haus, und einsam
Verrinnt in stillem Grübeln mir die Nacht.
Der Schlaf naht sich erst meiner heißen Stirn,
Wenn ich zu Tode müde . . . O wie oft
Sah ich in diesen letzten Wochen nicht

Die Nacht ſich nahn und wieder von mir gehn,
Die Nacht, die nichts mir brachte als die Sehnſucht . . .
Kein Schlaf — doch ich muß neidend ſehen, wie
Der Tag die Nacht küßt und die Nacht den Morgen.

XIII.

Bald iſt es Herbſt . . . das Laub fällt von den Zweigen,
Ein mattes Sinken ohne Freudigkeit,
Als wüßte es, daß es zum Sterben geht . . .
Auch meine Kraft will ſinken — doch ein Hauch
Von Hoffnung ſtirbt nicht — und ſo flattert ſie
In banger Ungewißheit hin und her . . .

Und Andres drängt ſich mächtig in mein Leben,
Und Anderes verlangt ſein Recht von mir.
Ich gehe nicht mehr in den dunklen Wald.
Ich fürchte mich vor ſeinem ſtummen Schweigen
Und vor dem Schmerz, der täglich dort erwachte,
Den täglich neu ich dann bekämpfen mußte —
Ich will vergeſſen, will dem reichen Leben
Mein Auge nicht verſchließen — langſam nur,
— Ach, allzu langſam für mein heißes Streben! —
Kehrt mir die Kraft zurück zu ſtarkem Handeln.

Noch immer weht ein Hauch von jener Stunde
Um meine Stirn — noch immer ſehe ich
Im Traume oft vor mir ein liebes Antlitz,
Noch immer packt zuweilen mich die Sehnſucht
So mächtig, daß ich machtlos ihr erliege!

XIV.

Ich war im Walde heute . . . Rothe Blätter
Allüberall verſtreut . . . ſie raſchelten,
Als ſie der Fuß betrat. Der Wald, der ſonſt

Von frohen Stimmen widerhallte, ſtand
Verödet unter dem beeiſten Himmel . . .
— — Ich ging auf einem Weg, den lange ſchon
Mein Fuß nicht mehr betreten. Ach, der Sommer
Iſt ſeit dem einen Tage auch geſtorben!

Da lag der Teich. Erſtarrt die dunkle Fluth.
Inmitten der entlaubten Bäume. Traurig
Und ſchön erſchien mir die geweihte Stätte.
Ich ſtand erſchüttert lange, lange Zeit — . . .
Dann wandte ich mich. Ueber mir zog hin
Ein Schwarm von Raben kreiſchend durch die Luft.

Und ich ging heim in meine ſtille Kammer,
Der Schwermuth Bürde auf dem armen Herzen.

— Wo weilt ſie — die noch immer nicht Vergeſſene?!

Der Herbſt wohnt in den blätterarmen Bäumen,
Und in die Seele jagt er kalten Froſt . . .

Wie ſchön war ſchon das Lächeln einer Liebe,
Die nie die halbverdorrte Lippe küßte —
Und da ſich nie die Liebe mir genaht,
Nur im Vorübergehen mir gelächelt,
So lernte ich dies karge Lächeln lieben,
Nicht mehr begehrend, als den feuchten Strahl,
Der alle Gründe meines Seins beſchien!

Der Lenz ging hin. Die Sonne iſt geſtorben.
Und ich — beſcheide mich dem nahen Winter; —
Kaum, daß die müde Lippe zuckend fragt:
O Lenz der Liebe — willſt du nie mehr kehren?!

XV.

Der Herbst naht nun dem Ende, und mir ist,
Als schwinde mit ihm auch mein Traum dahin,
Denn es ist ruhiger in mir geworden,
Die Stirne freier und das Auge klarer . . .
Der Tag zwingt wieder mich zu ernstem Thun,
Und ich gehorche mit der ganzen Kraft.

Wohl gaukelt vor mir oft ein lustig Bild —:
Das ist mein Traum, den ich in Frühlingstagen
Vor langen Monden träumte — doch es flattert
Vor meinem ruhig-ernsten Blick davon . . .

So kommt es denn, daß ich mich oftmals frage,
Ist's wirklich Leben — dieses stete Gehen
Auf sicherem Weg zu klar gestecktem Ziel?
Hat meinem Leben nicht bis jetzt ein Bestes,
Ein Großes stets gefehlt? Und wird es nie
Zu mir denn kommen — dieses Große, Starke? —
Und meines Innern rastlos Sehnen stillen?

Mir fehlt die Antwort, doch die müß'ge Frage,
Sie will nicht schweigen — und auch das ist Qual!

— Und so verrinnt mir Tag auf Tag nun wieder,
Wie in dem weiten Meer die Welle stirbt . . .

Zweites Buch.

Ob meinem Haupte grollten die Wetter,
Die Stürme der Liebe tobten um mich,
Da ſchrieb dieſe lebendurchloderten Blätter
In des Lebens dunkelſten Stunden ich! . . .

XVI.

Der Abend ſank. Ich ſaß auf meinem Zimmer
Vertieft in die Gedanken, die aus Büchern,
Aus vielgeliebten, ich begierig trank.
Es war ſo ſtill . . . nur von der Straße her
Drang Räderrollen und verſchollener Lärm
Und ab und zu auch lautere Wechſelrede . . .
Nie raſtend Leben, das da Tag und Nacht
Sich unter meinem Fenſter ruhlos wälzte!
— Die Lampe brannte trüb. Die Schläfen ſchmerzten,
Ich preßte mit den Händen ſie zuſammen
Und ſuchte wieder den verlorenen Faden.
Doch vor den Augen flimmerten die Lettern,
Ein Gaukelſpiel — ich ſtieß das Buch von mir
Und lehnte mich zurück; was ich geleſen,
Verſchwamm mir in verdämmerndem Entſchlummern . . .
Die Lider ſanken mir — ein Schatten huſchte
An mir vorbei — — — da ſchreckte plötzlich mir
Ein ſchmerzliches Erinnern durch die Stirn — —
Ich ſprang empor! — was war das?! — war das nicht
Ein Antlitz eben, das ich längſt vergeſſen?! — —
Und namenloſe Sehnſucht packte mich!!

— Ich stieß den Stuhl von mir — hinaus! hinaus!
Nur in der dumpfen Schwüle hier nicht länger! —
Die Wände rücken näher, und den Athem
Benimmt ein Bangen mir — hinaus! — hinaus! —
Nur so nicht länger! - Leben will ich! — leben! —

XVII.

Ich stürmte wild hinaus! — War das nicht Leben,
Das hier im Glanz von tausend Lichtern um mich
In farbig-buntem Wechsel rauschend wogte? —
Ja, das war Leben! — — und ich eilte weiter,
Von toller Laune rastlos fortgetrieben . . .
„Die Nacht heut soll fürwahr nicht eher sterben,
Als bis sie eine Tollheit von mir sah!
Wofür bin ich denn jung? Mein ist das Recht,
Sie durchzujubeln in der vollen Kraft!
Was sie bisher mir neidisch vorenthalten,
Ich will es heute doppelt noch verlangen! —
- Ist das dort nicht ein roth und grünes Licht?
Und tönt da nicht Gesang und Lärm herunter?
Das paßt mir just! hinauf! — ich will doch sehen,
Ob Andere allein denn leben können!“

Nun denn — hinauf! Ich stieg die Stufen langsam
— Sie knarrten unter meinem Schritt — empor.
Der Lärm ward wüster. Dann Gesang und schrille,
Gequälte Töne — ach, ein Tingel Tangel! — —
Ich lachte. Doch das paßte just mir heute.
Dann weiter aufwärts. Ich stand vor der Thür.
Da war es mir, als wolle eine Hand
Zurück mich ziehn — ich stockte, und ein Schatten
Huschte an mir vorüber. Doch es war
Nur Täuschung, wie vorhin. Und ich trat ein.

Betäubend dumpfe Lüfte schlugen mir
Entgegen, roher Lärm, Geschrei, Gelächter,
Dazwischen Rufen, Gläserklang und Singen,
Und ich sah auf . . .
Da strömte plötzlich alles Blut zum Herzen
Mir jäh — — denn jene dort — die dort — die hatte
Ich schon einmal gesehn . . . da schrie es in mir
Lautgellend auf: mein Traum! — mein Traum — und
hier! —
Dann aber lachte ich so schneidend auf,
Daß es das Lärmen übertönte — — jene
Sah auf — sah mich — und jäh erbleichte sie
Durch alle Schminke — — starrte wie entsetzt
Und angstvoll auf mich hin — kein Zeichen aber,
Daß sie mich kannte — und ich setzte mich,
Wo eben Platz war in dem wüsten Schwarm! . . .

Und während sich Gedanken in mir jagten,
Sah ich mich um in diesem rohen Treiben.
Da war zunächst der Jugend edle Blüthe,
Die, abgestumpft für andere Genüsse,
Sich hier allabendlich köstlich vergnügte.
Da war der Lebemann, dem nichts mehr fremd,
Dem nichts das Leben mehr gelassen hatte,
Als Geld, für das er einst die reiche Jugend
Und ihre Kräfte achtlos hingegeben,
Und der nun hier dem Tod entgegengähnt.
Da war auch Mancher, der durch Zufall nur,
Vom Schimmer angelockt, sich hierverirrt.
Und auf der Bühne dort im Gauklerkleide,
Inmitten längst verlorener Weiber — Du! —

Und als ich saß und bebend auf sie starrte,
Und alle jene Tage wiederkamen,
Voll Glück, voll Trauer — da riß plötzlich klar

Ein Wahn in mir entzwei, ein Glaube ſtarb,
Der noch bis heute nicht geſtorben war . . .
Der Glaube an dich — die ich wieder ſah
Hier! . . . und dann griff ein jäher Ekel mich
So mächtig an, daß plötzlich ich den Stuhl
Zurückſtieß, aufſprang, vortrat, und verächtlich
Grell lachend einmal noch hin auf ſie ſtarrend,
Es ſah, wie wieder ſie erbleichte, bebte . . .
Dann ging ich. Alles das ein Augenblick.
Als aber ich da draußen ſtand, da ſah
Ich vor mir nur ihr bleiches Antlitz noch,
Und aller Ekel wich von mir. Ganz anders
Erſchien ſie mir — jedoch ich ging — — — ich mußte!

XVIII.

Ich ging nach Haus in dumpfer, träger Ruhe.
Kein Lachen, aber auch kein Weh lag mehr
Auf mir, nur in den Schläfen pochte
Eintönig Schlag auf Schlag, und jeder drang
Wie eines Schwertes Spitze durch die Nerven.
Dann ſuchte Ruhe ich. Das Auge ſchloß ſich,
Kein Glied mehr rührte ſich. Im dunklen Zimmer
So ruhig Alles, dunkel rings die Wände,
Nur durch die Fenſter goß ſich bleiches Mondlicht.
Ich dachte nichts . . . und auch kein Träumen kam mir,
Nur einzig dumpfe, ſtarre, kalte Ruhe,
Und in den Schläfen dieſes ſcharfe Pochen,
Gleichmäßig und eintönig . . . ſo verrann
Die Nacht . . . und endlich kam der Morgen. Ruhig
Erhob ich mich, in meinen Gliedern lag
Bleiſchwere Müdigkeit. Ich trat ans Fenſter
Und ſchaute auf die menſchenleere Straße,
Die nüchtern dalag wie in halbem Schlaf noch.
Da fiel mir jählings der vergang'ne Abend

Und all' sein Inhalt ein — und vor mir stand
Ein Bild . . . Ich schauderte zusammen, und
Mit diesem Schauer fiel die Ruhe nieder
Wie ein Gewand, schon allzulang getragen!
Die Sehnsucht wachte wieder in mir auf.
In ihre Arme sank ich . . . jauchzend klang
Ein Ruf von meinen Lippen: — sie! — ich habe
Sie wieder! — wieder! — — und ich streckte sehnend
Die Hände nach ihr aus! — — Wie langsam mir
Der Tag verrinnt! — ich zähle seine Stunden
In kaum erstickter Ungeduld . . . es sollte
Der Abend ja mir Alles wiederschenken,
Was ich schon längst verloren mir geglaubt! . . .

XIX.

Die Stunde schlug. Ich war als Erster da.
Mein Auge flog dir zu. Du aber — seltsam! —
Sahst fort! Erkanntest du mich nicht? Hast du
Mich gestern Abend wieder nicht erkannt? —
— Und ich trat auf dich zu. Ich fühlte, wie
Das Herz mir klopfte; und ich stand vor dir
Und sah dich wortlos an. Da hobest du
Den Blick empor zu meinem: doch das war
Ein anderer Blick, ein anderer, als der,
Mit dem du mich zum ersten Male damals
An jenem Frühlingstage angeschaut.
Ein anderer, als der auch, der noch gestern
Mir zugeflogen — — ich erschauerte.
In diesem Blicke lag: Weh dir, wenn du
Es wagst, an einer Zeit jemals zu rühren,
Die hinter mir begraben liegt; und ich —
Verstand den Blick — auch meiner sagte das.
Dann wandtest du dich fort. Unhörbar klang
Von deinem Mund ein Wort: „Nachher! — jetzt nicht!"

— Ich trat zu meinem Platz zurück. Der Saal
Begann zu füllen sich. Die Weiber sangen,
Und ich saß da — und schaute nur auf dich! . . .
Und meine Sinne tranken sich an dir,
An deiner Schönheit fest — und immer fester! . . .
Doch du sahst mich mit keinem Blicke an
Und lächeltest den Anderen doch zu,
Wenn sie dir Beifall riefen, Blumen warfen . . .
Das trieb mich auf, ich wollte fort — und sah,
Daß ich nicht konnte, daß ich bleiben mußte! —

Ich schauderte zurück — — erleuchtete
Der Blick mir nicht den Abgrund, dessen Rand
Mein Fuß betrat?! — und dennoch: ihrer Nähe
Berückend-süßer Zauber zwang zugleich
Mich zu ihr hin. Ich legte meinen Arm
Um ihren Nacken — sie ließ es geschehen,
Und eine Nacht voll wilder Lust begann.

— — — — — — — — — — — — — —

Und doch lag es auf diesem schrillen Lachen,
Auf diesem Singen, diesem Trinken, Lärmen
Wie Eiseskälte . . . Ihre Lippen lachten,
Doch ihre Augen waren todt — ob auch
Ihr Mund manch' Scherzwort in die Rede warf.
— — Ob auch sie eines Tages dachte? . . . ich
Vergaß im Taumel dieser Stunden seiner,
Und kein Gedenken warf den Schatten wieder
Auf dieser Stunden hellen Lichterglanz,
An den mein Auge sich gewöhnte, weil
Auch ihr Blick sich an seinem Scheine sonnte.
— Und in der lauten Lust erstarb in mir
Auch ein Gefühl von dumpfer Angst, das mich
In ihrer Nähe überkommen wollte . . .
Ich ahnte doch nur diese erste Nacht —
Der künft'gen Tage namenlose Qualen! . . .

XX.

Und so sieht Abend mich für Abend dort
An dem verruchten Orte, den ich hasse,
So wie die Hölle, — nein noch mehr, weit mehr.
Nichts triebe mich dahin, doch du bist mächtig
Und zwingst mich herrisch hin zu deinen Füßen.
So sitze da ich in der rohen Menge
Und warte Stunden, bis die elfte dich
Von deinem Sklavendienste endlich löst.
Und so hält meine Liebe mich gefangen,
Daß selbst den Ekel ich vergesse, daß
Ich jedes Selbstgefühl in mir ersticke,
Dir nah zu sein — — ich fühle, diese Qual,
Sie zehrt an mir, und doch — ich kann nicht anders!
Du bist die Siegerin — ich der Besiegte! . . .

Und wieder stand ich heute vor dir da:
Aufathmend, wartend — und da schlug die Woge
Der wilden Leidenschaft hochbrandend auf
Und riß mich von dem festen Boden los,
Um mich zu deinen Füßen hinzuschleudern:
Hab' Gnade mit mir, stoß' mich nicht zurück —
In deinen Händen liegt mein Leben nun!
Gieb' mir, wenn du nicht Alles geben willst,
Gieb' denn mir Das, was Anderen du giebst:
Ein freundlich Wort! Ein Lächeln! Einen Blick!
Es wird die Lippe mir genügend netzen,
Daß ich im Staube nicht verschmachten muß.

— Du bist ein Räthsel mir — sieh' diese Kälte,
Dies absichtsvolle, — dieses starre Schweigen
Auf alle meine Worte, — das ist nicht,
Nein, das ist keine Liebe! Ist es mir
Doch oft, als spräche Haß aus deinem Wesen.
Haß — gegen mich! — doch frage ich: warum?
Und kann mir nicht die kleinste Antwort geben!

XXI.

Ah — dieſe dumpfe Luft, dies grelle Lachen,
Das halberſtickte Lachen wilder Luſt,
Das ſo viel ſagt und faſt noch mehr verſchweigt,
Und dieſer Lichter Qualmen an den Wänden,
Und dieſes rohe Schreien, dieſer Flitter,
Der ſchlecht die Fäulniß deckt — dies Alles, Alles
Wie widerlich! wie krank! — und in dem Taumel,
Schon halb ergriffen von dem eklen Treiben,
Du, die ich liebe — ich, der Elende! . . .
Wird nie der Ekel dich ſo ſtark ergreifen,
Daß du dich los von dieſem Boden reißeſt,
Wird nie die Scham dir in die Wangen ſteigen
Und Thränen in die heißen Augen treiben?
Was trieb dich her? — die Noth? des Lebens Jammer? —
Die Eitelkeit? — ich fragte einmal dich,
Da aber lachteſt du ſo ſchneidend auf,
Daß nie ich wieder dich nach deinem Leben,
Nach dem vergangenen, zu fragen wage.

Und biſt du elend — nimm die Hand, die ſich
Dir bietet, und vergiß mit mir, was war!
Und biſt du elend — vor dir ſteht ein Glück,
Du brauchſt es nur zu greifen, es iſt dein!

Jedoch du willſt es nicht — dich hat der Dunſt,
Der trübe, ſo umnebelt, daß dein Auge
Den Schein des Glücks nicht mehr verſtehen kann.
Dich hat die wilde Luſt des Lebens ſo
Dahingetrieben durch dein armes Daſein,
Daß du den Frieden nicht ertragen könnteſt;
Dich hat die Fäulniß ſo weit ſchon ergriffen,
Daß keine Liebe dich mehr retten kann.
So laß uns Beide untergehn, ich will
Dein Schickſal theilen — — auch das willſt du nicht? . . .

XXII.

Wie ſoll ich klar die letzten Tage ſcheiden?
Bin ich aus Allem doch herausgeriſſen.
Der Tag hat keine Stunden mehr für mich
Wie ſonſt, getheilt zu vorbeſtimmten Werken.
Wie ein Gedanke jäh den andern jagt,
Wie ein Weh ſich von meiner Seele löſt,
Um einem andern, ſtärkern, Raum zu geben,
So fließt mir ineinander Morgen — Mittag —
Und Abend! Leuchtend treten nur hervor
Die Stunden, da mein Aug' dich ſehen darf,
Die kargen Stunden, da du bei mir biſt,
Stunden, durch namenloſe Qual erkauft!

Wie ſoll das werden und wie ſoll das enden?
Muß eines Tags der Körper nicht erliegen,
Die Seele ihren letzten Flügelſchlag
Ermattend thun? — und wenn ich dieſe Kette
Von Irrniß, Mißverſtandnem, Täuſchung ſehe
Und vor mir hoffnungslos die Zukunft liegen,
Dann muß ich wünſchen, dieſer Tag — er käme!

Ich liebe dich! — Nicht wie der Sehende
Die Sonne liebt, die Tag für Tag ihm ſcheint —
Nein, wie der Blinde, der in langen Nächten
Sich nach ihr ſehnte — nun, da ſie ihm lacht,
In ihrem Glanz ſein trunkenes Auge badet:
So lieb' ich dich! — ſo fluthet all' mein Fühlen
Zu dir, der Sonne meines Lebens, hin ...

Ich liebe dich! — Mit jener wilden Angſt,
Mit der die Mutter liebt ihr letztes Kind,
Das ſich in Todeskrämpfen vor ihr windet:
So lieb' ich dich! — In ſteter, banger Qual,
Du könnteſt jählings mir entriſſen werden —

Nein, nicht vom Tod — ich würde mit ihm kämpfen,
Jedoch von jenem Mann, dem du einst giebst
Und geben wirst: dein Selbst, dein Sein, das mir du
Versagen mußt, weil — weil du mich nicht liebst! —
Und sieh, so lieb' ich dich, daß dennoch ich,
Die Stimme jeglicher Vernunft betäubend,
Erhoffe, was mir niemals werden wird!
Ich liebe dich — ja, wie? — wie nichts bisher! —
Frag' mich nicht mehr, wahnsinnig lieb' ich dich!! —

XXIII.

Es ist geschehn! — Von jenem Abend an
Zog enger, immer enger ihre Kreise
Sie um mein Denken, Fühlen, Handeln, Wollen.
Und mehr und mehr versank ich in den Abgrund — —

Ich fühlte es, wenn ich dort Abends saß,
Wie jene Dünste lauernd mich umwoben,
Wie jene Fäulniß langsam nach mir griff —
Doch nur der Ekel in mir wuchs und wuchs.
Ich schauderte zurück. Dann aber zwang mich
Die heiße Sehnsucht, wieder dich zu sehen
Nach einem langen Tag, wo ich entbehrte,
Was nur zu schaun mir Glück schon worden war . . .

Und ich ging hin — und saß den Abend dort,
Die heißen Blicke nur auf dich geheftet,
In einer stummen Angst — und wartete —
Und brachte dich nach Haus — und schied von dir.

XXIV.

Wenn ich nach den durchwachten Nächten endlich
Entschlummere, schreckt wieder mich der Morgen
Von meinem Lager auf — und du stehst vor mir:

Irre, erstorbene Augen sehen mich
Aus einem kleinen, schmalen Antlitz an,
Das aller Schönheit süße Reize trägt.
— O wie ich dieses kleine Antlitz liebe!
Ich möchte es mit tausend heißen Küssen
Bedecken — möchte diesen schlanken Leib
In meine starken Arme schließen — möchte
In diese todten Augen Leben gießen!
Wohl lachen diese Lippen — doch es ist
Ein kaltes Lachen — diese Augen leuchten,
Doch nie in warmen Strahlen reiner Liebe,
Und dieser zarte Leib birgt keine Seele,
Und diese kleine Hand ist warm, doch schauert
Ihr Druck wie Eiseskälte durch die Adern!
Was hast du, Kind, erlebt, daß schon so früh
Dein junges Leben mitleidlos versteinte?!

Und nun ist es gekommen, wie ich's ahnte,
Nun ist der Bau in Trümmer hingesunken . . .
Ich fühlte, wie die Pfeiler krachend barsten,
Nun ist die Gluth furchtbar emporgeloht
Aus ihrer Asche — nun sind alle Dämme
Der Seele unterwühlt — und nun, nun bricht
Die Leidenschaft hervor in wildem Wüthen!
Nun habe ich mich selbst verloren, der ich
Mein Leben durch nur nach mir selbst gesucht.
Ja, brich hervor, wahnsinnige Leidenschaft,
Und schüttle mich im Grund, daß alle Spreu
Und alles Hohle, all' der ekle Staub
In klarer Luft zerstiebt . . . nun, fluthe, Feuer,
Durch meine Adern, reiße mich empor
Vom trägen Pfühl des Alltagslebens, Liebe! —
Ich ahnte wohl es in der dumpfen Starrung —
Das nicht, daß es so unerwartet kommen,
Daß ich so allen Halt verlieren würde!

Wie lächerlich erscheint mir all' dies Sorgen,
Wie widerlich um mich dies ganze Treiben!
Dies Reden über das Alltägliche!
Dies Wandeln in dem altgewohnten Gleise! . . .
Ich habe keinen Theil daran mehr — mich
Hebt hoch ein Andres über alles Andre,
Auf andren Pfaden als den ihren geh' ich.
Hoch wölbt sich eine Krone über mir,
Durch meine Adern rinnt ein neues Leben,
Zu ungeahnten Höhn hebt sich mein Geist,
Mein Herz — es ist zu voll, um noch für Nichtiges
Nur den geringsten Raum hinfort zu haben —

— — — — — — — — — — —

So ist im Strom der allgewaltigen Liebe
Das Kleinste, wie das Größte fortgeschwemmt,
Der Leidenschaft, die keine Grenzen kennt,
Spurlos versunken — und nur du — nur du,
Du bliebst — sonst nichts — mein Alles mir zu werden!

In dieser Tage Kette fehlt nicht einer,
Der nicht den Kelch mir an die Lippen drückt
Und hart mich zwingt, ihn bis zum Grund zu leeren.
Der leichte Schaum ist längst hinweggeblasen,
Der erste, lange Zug in Lust gethan —
Was nun noch bleibt, ist herbe Bitterkeit.
Nichts bleibt erspart mir — und ich will auch trinken,
Denn einmal muß die Qual ein Ende nehmen,
Und dann ist es vorbei, und ich gerettet.
Ich sterbe nicht daran, ich will nicht sterben!
Das grelle Morgenlicht nach Dämmerträumen,
Es kann mein Auge blenden, nicht erblinden.
Ich will dem kühlen Tag in's Antlitz sehen,
Der mir des Lebens Ziele zeigen soll,
Und dafür, daß ich kämpfend dies gewinne,
Geb' ich die Jugend hin, die mein bisher . . .

Sind dies nicht herbe Worte? Stunden giebt es
In dieſen Tagen voller trüber Wirrniß,
Da denke ich mit grauenhafter Klarheit.

XXV.

Sechs Tage zogen dumpf und ſtill vorbei.
Am Tage bannte mich die graue Pflicht
Und trieb mir ſcharfe Sporen in die Seele,
Und Abends ſank auf mich ein ſchwerer Schlummer,
Der ſelbſt die armen Träume tödtete . . .

Und heute plötzlich! — plötzlich riß die Angſt
Mir aus der Hand die Arbeit. Alles ſchon
Wähnte ich gut — — da tratſt du vor die Seele,
Ich ſah dich wieder — und beſaß dich nicht!

Und Angſt und Wuth um dich zerriſſen mich.
Geh' von mir, Weib — was quälſt du mich ſo furchtbar!
Ich will dich nicht mehr ſehn! Du biſt geſtorben.
Nun bleibe todt! — o Freiheit, Luſt und Leben,
Nur ſo viel, daß ich ruhig athmen kann!
Nur dieſe Angſt um dich nicht mehr — nicht Wuth,
Der Jammer und das Elend iſt es nur,
Die mich um dich — ewig-Verlorene — foltern!

Ich will nichts ſehn — nichts! nichts! Ich will nichts hören —
Nur Ruhe will ich — Ruhe — laßt ſie mir!!

— — — Die wilde Qual,
Sie ſcheucht aus meiner Stirne den Gedanken,
Aus meinem Herzen jeden Frieden fort
Und legt ſich wie ein Alp auf meine Bruſt!
Der will nicht weichen — wo ich geh' und ſtehe,

Bei Allem, was ich thue, was ich rede,
Packt mich so plötzlich an die wilde Angst
Und treibt mich auf — und läßt mich nimmer weilen!
— — — — — — — — — — — —
O Leidenschaft der Liebe — Wahnsinn! — Wahnsinn!!
Ich fühl', wie du mein fiebernd Hirn durchzuckst,
Die Hand erbebt, die diese Worte schreibt —
— Gieb Ruhe! — Laß mich — oder ich vergehe! —
— — — — — — — — — — — —

XXVI.

So steht sie da, wenn sie der Menge singt:
Die bleiche Stirn zur Erde hingeneigt,
Die Hände ineinander leicht geschlungen,
Beginnt sie mit der leisen, süßen Stimme . . .
Im rohen Lärm verklingt fast jeder Laut.
Und wenn die erste Strophe nun geendet,
Fliegt wohl ein scheuer Blick hin über uns,
Hin über ihre Wangen flieht ein Roth,
Und schneller hebt sich ihre zarte Brust . . .
Dann senkt ihr Blick sich wieder. Wieder nun
Beginnt sie mit der leisen, süßen Stimme . . .
Die Hände falten fester sich — wie bangend,
Kaum merklich, Keiner sieht darauf, — nur ich,
Dem Nichts — kein Laut, kein Hauch, kein Blick entgeht!
Sie endet, und noch einmal schlägt der Mann,
Der sie begleitet, dröhnend auf die Tasten,
Ein schneidend-schriller Mißton — leise neigt
Ihr Haupt sich dankend dem verrohten Beifall,
Zu ihrem Sitz tritt athmend sie zurück,
Nervös bewegen ihre Finger sich,
Das Taschentuch zerknitternd — mit ihr freue
Ich mich, daß wieder diese Qual geendet.

XXVII.

Ich saß am Fenster — und der Abend strich
Mit kühlem Hauche um die müde Stirn.
Ich sah auf das Gewühl der Straße nieder —
Da spielten Kinder noch vor meiner Thür,
Ihr helles Jauchzen klang zu mir empor . . .
Ich dachte deiner — und sah schmerzlich fort . . .
Da aber drang ein fröhlich Händeklatschen
Zu mir herauf . . . dort in der Thüre stand
Die Mutter, und sie klatschte ihrem Jungen:
„Komm her, mein süßer Junge — komm zu mir —
Du mußt zu Bett" — da stand das starke Weib,
Und Freude lag auf ihren reinen Zügen,
Wie sie den Knaben auf die Arme nahm.

Ich aber barg mein Antlitz in den Händen,
Und dachte deiner und der trüben Luft,
Die wir in dieser letzten Zeit geathmet.
War das nicht eine Welt, gesund und schön,
Die wir — wir beide — nicht verstehen können?

War das nicht eine Welt, in die wir nie
Die Füße setzen werden, die uns fremd
Für immer bleiben wird? — Wir kennen nur
Ein graues Leben hinter trüben Scheiben,
Ein Taumeln — hin vom Tag zum nächsten Tag —
Und du — das schöne, reiche Leben nicht —
Und ich — nur wilde Leidenschaft und — Gluth —
Die an mir zehrt und kaum noch athmen läßt!

XXVIII.

Ich muß dir eine Uebelthat bekennen,
Wirst du mir zürnen, daß ich sie beging? —
Als ich nach Haus dich gestern Abend brachte,

Trug ich die Blumen dir, die kurz vorher
Ich zu der Bühne dir hinauf gesandt.
Du hattest sie in meine Hand gedrückt,
Mit kurzem Worte heischend: „Trag' sie mir!"
Denn du warst müde. Wie ein kleiner Vogel,
Der sich nach seinem warmen Neste sehnt,
Hingst du an meinem Arm ... Und als wir uns
An deiner Thür getrennt, und ich zurück
Den weiten Weg schritt, hatte in der Hand
Die Blumen ich behalten — halb verwelkt
Schon waren sie — heut' sind sie ganz vertrocknet.
Ich hatte sie dir nicht zurückgegeben —
Zu süß auf meinen Lippen hatten deine
In langem Kuß geruht — da hatte ich
Die Blumen — und die Welt um mich vergessen ...
Wie lieb mir diese welken Blumen sind:
Sie haben ja an deiner Brust gelegen,
Und deine Lippen haben sie berührt!
Nicht wahr, du zürnst mir nicht? Du hättest sie
Am selben Abend doch noch fortgeworfen.
Ich will dir heute Abend schönere geben,
Doch laß mir diese — ich will sie bewahren:
Sie werden einstens — wenn wir längst geschieden —
An einen seligen Abend mich erinnern,
Da Abschied nehmend du geküßt mich hast ...

XXIX.

Aus deinen Augen leuchtete der Strahl,
Der meiner Seele Abgrund mir erhellte,
Als heute ich vor dir erschauernd stand!
Wie wilde Gluth drang es in meine Stirn,
Mein Wille beugte sich zum ersten Mal
Vor einem andern Willen ... Was war heute?
Ich bat dich, eine Stunde mir zu schenken,

Und wartete auf dich — wie lange wohl!
Und als du kamst, als deinen Arm in meinen
Du lässig legtest, neben mir stillschweigend
Dahingingst, und ich dir erbebend sagte,
Wie du unendlich theuer mir geworden,
Wie ohne dich ich nicht mehr leben könne,
Und doch an jenen Frühlingstag nicht rührte —
Wie ward es da so kalt in mir und um mich,
Als du zu meinen Worten wieder schwiegst
Und fast unmuthig schneller weitergingst —
Wie fühlte da ich, wie sich zwischen uns
So Alles, Alles jetzt geändert hat! . . .
Es liegt ein Abgrund zwischen uns — und niemals
Kannst du zu mir herüber, ich — zu dir!

Du bist verloren! — Wer auf diesen Sumpf,
Den trügerischen, einmal nur den Fuß,
Den schwanken, setzte — der ist unrettbar!
Die letzten wirren Tage sind gestorben,
Und der Gedanke packt mich furchtbar an:
Was soll nun werden?! — Soll ich sehen, wie
Du täglich tiefer in den Abgrund sinkst?
Machtlos, die Fallende zurückzuhalten?
Soll thatenlos ich dastehn, während da s
Was ich mit heißer Lieb' umfasse, stirbt?
Soll ich vielleicht mit dir die Wege gehen
Und mit dir sinken in den eklen Schlamm,
Weil ich von dir nicht lassen kann und will?
Ich frage dich, wie soll das ferner werden?
Ich will dich retten, doch du mußt mir folgen!
Mußt hinter dir das Alles, Alles lassen!
In weiter Ferne Lüfte reineren Lebens
In deine schon befleckte Seele trinken!
Und das Vergang'ne müssen wir vergessen!
Und nimmer daran denken! — Willst du das?

Ich will es dir mit milden Worten bieten.
Vielleicht, daß aus den Worten so ergreifend
Die ewige Liebe zittert, daß du willig
Die schlanke Hand in meine feste legst
Und mit mir gehst — und dann wird Alles gut!

Ich wußte wohl, daß es so kommen würde! . . .
Mir ward umsonst nicht diese wilde Seele,
Die jahrelang gebändigt stets den Schrei
Der Leidenschaft stark in sich selbst erstickt
Und sich vor Menschenaugen stolz verhüllte! . . .
Ich ging umsonst nicht einsam jahrelang,
Vordringend in verzweifeltem Bemühn
Den Weg zu finden, den die Andern gehn,
Um, wenn ich ihm dann nahte, scheu verstummend,
Und fortgestoßen, wieder einsam da,
Verloren in der leeren Welt, zu stehn! . . .
Ich habe heimlich nicht umsonst die Gluth
Des Inneren genährt! . . . und nicht umsonst
Fortstrebend mühsam Stein um Stein geschleppt
Zum Bau des eigenen Lebens! . . . nicht umsonst
Geschwiegen, weil mein Wesen sich empörte,
Mein Sein vor Menschenaugen zu entblößen,
Die klug und kalt darüber lächeln würden! . . .
Ich habe nicht umsonst geirrt, nur immer
Nach innen horchend! . . . ich ward nicht umsonst
Von Allem, was mir nah trat, eingeengt! . . .
Und nicht umsonst schwieg ich zu Allem still! . . .
— Und nicht umsonst — hab' einmal ich — geträumt! . . .

XXX.

Du willst es nicht, daß ich des Tags dich sehe!
Ich weiß die Stätte, wo du weilst, und darf dir
Nicht nahn — da sitze ich einsam zu Hause,

Die Uhr in meinen kalten, zuckenden Händen,
Und ſtarre trock'nen Blickes auf den Zeiger,
Der von Sekunde nur mich zu Sekunde
Der heiß-erſehnten Stunde näher bringt.
Wie ſchrecklich das iſt — wüßteſt du es nur! . . .
Zu warten — keiner Arbeit fähig — ich,
Der ruhlos ſonſt, was Ruhe hieß, gehaßt! . . .
Warten — den ganzen, langen, langen Tag,
Um kurze Abendſtunden dich zu ſehen!
Und aus der Ferne erſt nur — dann dir nah,
Und doch von dir ſo kalt zurückgeſtoßen —
Und Tag für Tag ſo — das iſt nicht mehr Leben,
Nein, das iſt herbes mit dem Tode Ringen!

XXXI.

Nur wenn ich bei dir bin, wird's ſtiller in mir.
Da weht auch wohl ein Hauch von Glück um mich.
Ich fühle mich nicht mehr ſo bettlerarm,
Denn du biſt bei mir! — Welche Seligkeit! —

Wir reden nicht viel, ſind ein ſchweigſam Paar.
Dein Auge blickt gleichgültig vor ſich hin,
So ruhig — und was gäbe ich darum,
Wenn es ſich einmal nur in meines ſenkte!
Und wenn wir dann ſo ſchweigend beide ſitzen,
Und du auf Alles nur ein „Ja" und „Nein"
Als Antwort haſt — und ich auf deine Lippen
Ein Lächeln zaubern will, dann fühl' ich tief,
Wie troſtlos, wie vergebens all' das iſt,
Und frage mich: „Wär's beſſer nicht, zu enden? —"
Ein Blick der Liebe, er wird nie mir werden —
Ich weiß es, und ich ſitze dennoch da
Und warte auf ihn — du blickſt vor dich hin,
Wie unzufrieden mit der Welt und dir.

Dann überkommt mich oft die ganze Qual,
Ich schreie auf und berge wild verzweifelnd
Die heiße Stirn an deiner kalten Brust,
Bedecke deine feine Hand mit Küssen
Und schlinge meinen Arm um deinen Nacken,
Dich an mich pressend — aber unbewegt
Löst meine Hand du los, lehnst dich zurück
Und sagst mit müder Stimme, müdem Lächeln:
„Sei nicht so ungestüm! Wozu das Alles?
So waren nie die Andern, welche mich
Doch auch geliebt — und weniger nicht, wie du!“ —

XXXII.

Als ich nach Haus dich heute wieder brachte,
Nach langen Tagen endlich einmal wieder —
— Nur eine Stunde! — und die lange Straße
Durch laute Menschenmassen still wir gingen,
Da lehntest du dich plötzlich fester an mich,
Wie tief ermüdet — —
Was ging plötzlich da
Durch deine Stirn, wildzuckend, blitzgleich, schmerzhaft?
Vielleicht nur ein Gedanke, welcher scharf
Die straffgespannte Sehne deines Willens
Durchschnitt, daß jählings deine starke Kraft,
Die unerschütterliche, dir gebrach? Vielleicht
Sahst plötzlich du im Strahlenglanz der Weltstadt,
Durch all' die Schminke, all' das Laster, jählings
Das grause Elend, das auch dich besitzt?
Und schrakst zurück und wurdest plötzlich müde?

Ich sprach kein Wort zu dir, nur fester faßte
Ich deinen zarten Arm. Auch du sprachst nicht.
Du gingst nur neben mir mit stillem Schritt,
Das süße Auge leis umflort — wie tief,
Wie tief ermüdet durch dein armes Leben

Und wieder ein Erwachen, schwer und trübe!
Ich stieß das Fenster auf. Der Morgennebel
Drang kalt und träge ein. Sonst spreche ich
Meist jeden Morgen vor mich hin ein Lied,
Das für den Tag mir Stimmung geben soll.
Heut' — schwieg ich. Vor dem Klang der eigenen Stimme
Erbebte ich und ich fand heut' kein Lied. —
Mechanisch ging ich an des Tages Arbeit,
Mechanisch reihte Wort an Wort sich, Alles
That ich wie sonst, nur war ich nicht dabei.
Doch als ich mich erhob, da wankten plötzlich
Die Kniee mir, ein unnennbarer Schmerz
Erwürgte mich, ich griff mit leeren Händen
— Wie um mich fest zu halten — in die Luft
Und stöhnend sank ich nieder — — schmerzhaft schlug
Die Stirne auf des Stuhles Kante auf,
Und vor die Augen legte sich ein Schleier . . .
So lag in dumpfem Weh ich stundenlang.

XXXIII.

O hättest du das Eine nicht gethan —
Das Eine nicht, wonach das Andre kam,
Es wäre anders um uns Beide worden!
Ich hätte meine Liebe dann im Keime
Erstickt — ich hätte wortlos-still entsagt!
— Ich hätte mich in Einsamkeit geflüchtet
Und nicht so Alles bis zur letzten Hefe
In mich gesogen — nicht so alle Qualen
Bis auf die letzte, letzte durchgekostet!
O hättest du das Eine nicht gethan:
Geküßt mich damals, ohne mich zu lieben —
Geküßt mich wieder — ohne Liebe wieder!
Geküßt mich, um mir alle Seligkeit

Des Glückes zu erſchließen — um den Thoren
Hinabzuſchleudern auf die Erde dann!

O hätteſt du das Eine nicht gethan —:
O wäreſt du an mir vorbeigegangen —
Und hätteſt nie den Hoffenden geküßt!

Das Glück hat Grenzen — tauſend — überall.
Das Unglück eine nur, an der es ſtirbt:
Den Tod! — Und doch — vielleicht für mich noch eine:
Gleichgültigkeit! Was ſtirbt an dieſer nicht?!
Doch iſt erſtarrtes Leben denn nicht Tod?
Iſt thränenloſes Weinen denn noch Weinen?
Und hoffnungsloſes Leben — iſt es Leben? . . .

XXXIV.

Von deinen Lippen beben deine Lieder,
Rein, aber ſchwach iſt deiner Stimme Klang.
Nicht viele ſingſt du — doch die wenigen,
Wie ſind ſie mir ſo lieb, ſo lieb geworden!
Doch iſt mir oft, als ſängſt du ſeelenlos? . . .
Wie kannſt du hier denn — hier! — auch anders ſingen!
Der Schlamm muß Alles nach und nach erſticken.
Geh' fort von hier! — Weib, wenn du deine Seele,
Dein beſtes Sein nicht tödten willſt, geh' fort!
Ich flehe zu dir — gehe fort! — Du lachſt:
„Ich kann nicht, ich muß leben!“ und ich ſchweige.
Ich weiß zu gut: wenn ich dich heute bitte,
Thuſt morgen du das grade Gegentheil!

XXXV.

Ich weiß es, an der Wende meines Lebens
Steh' ich — früh wendeſt du dich, Jugend, von mir . . .
Geh' nur! ich ſuche nicht dich feſtzuhalten,
Jedoch verlange keinen Dank von mir.
Ich ſehe ohne Groll dich ziehn. Du haſt
Mir viel verſagt, was Andern du gegeben,
Und karg bemeſſen haſt du mir mein Theil.
— Das Alles hätte ich vergeſſen können,
Wenn ſcheidend du das Eine mir geſchenkt,
Das Glück, keinem vergleichbar: ihre Liebe!
Doch du verſagteſt mir auch das — — nun geh'
Und nimm auch dieſe Thorheit mit dir fort!
Es war ein Wahn, der lange mich umgaukelt:
Das Glück, es müſſe auch zu mir noch kommen.
Ich ſtaunte, wenn ich ſah, wie Jahr auf Jahr
An mir vorbei es ſchritt. Doch felſenfeſt,
Wie nur ein thöricht Kind vertrauen kann,
Sah ich dem Tag entgegen, an dem lächelnd
Das Glück ſich nahen — und mich küſſen würde . . .
Ich wähnte immer, du ſeiſt es mir ſchuldig,
Da du ſo lange mir es vorenthalten, —
Und ſehe nun, wie arg ich mich getäuſcht!

XXXVI.

Ich traf dich heute. Welch' ein ſeltenes Glück!
Es war am Mittag auf der lauten Straße,
Und du ſtandſt überraſcht, als ich erfreut
Schnell auf dich zu trat: beide fanden wir
Im erſten Augenblick kein Wort; ſo nahmſt du
Nur ſchweigend meinen Arm, den ich dir bot.
Du warſt ſo faſſungslos, wie ich dich nie
Vorher geſehen . . . ſtatt des kalten Zuges
Lag leiſe Röthe auf den zarten Wangen.

So gingen wir zusammen leise weiter . . .

Und in mir stieg es seltsam-selig auf,
Und leise sprach ich dir von meiner Liebe.
Da sahst du mich mit trübem Lächeln an
So eigen — so durchdringend, wie ich nie
Dich lächeln sah — ich sah erstaunt auf dich:
Zum ersten Male sah ich, daß dies Lächeln
Ein Lächeln namenloser Wehmuth war!
Und wieder keimte Hoffnung in mir auf.
Das war das wahre Lächeln deines Herzens,
Nicht übertüncht von der gemachten Kälte —
Das war? — das war das süße Lächeln wieder
Aus einer Zeit, die ich vergessen wähnte —

Und wieder stieg berückend vor mir auf
Der eine Tag, an dem wir so wie heute
Dahingeschritten auf derselben Straße!
— Und ich sah nieder in dein süßes Antlitz
Und sagte dir ein Wort: — „Gedenkst du noch —"
Da fuhrst du auf — — und wurdest seltsam bleich
Und sahst mich an mit grausam-kaltem Hohn:
„An was?! —" und zornig blitzte auf dein Auge,
Weil ich vergaß, was wir uns stumm versprochen.
Und du zogst deine Hand aus meinem Arm
Und sagtest gleichgültig: „Ich will dich nicht
Noch länger stören —" und wir trennten uns.
— Ich aber ging in trübem Sinnen weiter . . .
Wie warst du erst so anders doch gewesen!
War's nicht, als hätt'st du erst in eine Rolle,
Die mir genüber du tagtäglich spielst,
Dich finden müssen, als du mich so plötzlich
Und unerwartet sahst? — Und dann dein Lächeln!
Wie anders war es doch, als das gewohnte,
Mit dem du alle meine Liebe von dir

In trotzig-herber Kälte täglich weist!
So lächelst du auch Andern nicht, wie eben
Du mir gelächelt . . .
Und ich sann und sann:
Was war das für ein neues Räthsel wieder?!

XXXVII.

Noch keine von den wenig kargen Stunden,
Die wir zusammen waren, war beglückend.
Nie bist du sorglos, heiter, wie mit Andern —
Mit mir zusammen liegt auf dir ein Alp,
Ein Bann — ich fühlte heut' es deutlich wieder.
Du weichst mir aus, du stehst in Nichts mir Rede,
Gleichgültig, oder lachend, oder heftig
Vernimmst du Alles, was ich zu dir sage.
Und heute — da kam's bitter über mich!
Und all' der Schmerz um dich ergriff mich wieder:
Ich sah, du warst nicht gern mit mir zusammen.
Es war kein Zweifel mehr — was hilft es da
Sich gegenseitig ferner so zu quälen!
Mit ruhigen Worten sagte ich es dir,
Und du vernahmst es, — und du schwiegest still —
Und wurdest bleicher nur — und sagtest dann:
„Ja, es ist besser —" und da ließ der Schmerz
Noch einmal mich verzweifelnd aufschrein: „Lenchen!
Sag' mir, du liebst mich nicht —" Und du, du wandtest
Dich ab und bliebest mir die Antwort schuldig.
Und ich — ich zögerte noch — — meine Liebe
Ließ mich nicht gehn — ich sah auf dich voll Schmerz --
Und konnte doch von dir mich reißen nicht,
Von dir für immer so nicht — so nicht! — scheiden!

In meinem Innern ſtritten alle Mächte
In heiß entbranntem Kampfe mit einander:
Groll — Eiferſucht — verletzter Stolz — und Gram —
Mit unterdrücktem Haß ununterdrückbar
Die Liebe! — Und die ewige, alte Liebe —
Sie ſiegte immer wieder — mir zum Fluch! —
Sie überwand ſogar den argen Zweifel
Und überſtrahlte ſeine ſchwarze Farbe
Mit trügeriſcher Hoffnung tiefem Roth . . .
—: „Es könnte ſein!“ — dies Wort mit Allem, was
Es in ſich barg — wie hat es mich gefoltert!
Es könnte ſein, daß du mich dennoch liebteſt,
Und vor mir ſelbſt entſchuldige ich mich,
Daß ich nicht ſcheide! — Bittres Unrecht ſprießt
Aus ungeklärtem Zweifel — glaube eher
Nicht an das Ende, bis ſie ſelber dir
Mit kaltem Wort den letzten Stoß verſetzt!

XXXVIII.

Wie ich dich liebe! — So iſt nie ein Menſch
Von einem anderen geliebet worden! . . .
Ich habe Alles um mich her vergeſſen;
Die kleinen Sorgen, die mein ganzes Leben
Mit unentwegter Tücke mich verfolgten —
Jetzt ſind entflohn ſie! — Habe ich nicht dich?!
Das große Lieben nimmt mein Sein gefangen,
Mir iſt, als hielte ich die ganze Welt
In meinen Armen — in die fernſten Räume
Schweift nun mein Blick und ſchaudert nicht zurück
Wie vordem, denn mich hält ein Punkt im Weltall,
Um den ſich all' mein Wünſchen, Hoffen dreht!
Und was darüber liegt — — es iſt mir fremd!
So bin ich durch dich klein und groß geworden.

Denn ist's nicht groß, so in ein zweites Sein
Das eigene, volle Leben zu versenken?
So sich vermengen einem zweiten Dasein?

Ich kenne dich, wie nie ein Mensch dich kannte,
Denn ich belauschte dich in allen Stunden,
Die ich dir nah, in nimmermüdem Forschen!
So lernte ich dich kennen — alle Wünsche
Hab' ich von deinen Augen abgelesen,
Vor deinem Fuße jeden Stein entfernt,
Auf deiner Pulse Schläge hingehorcht,
Vor deiner Stimme kaltem Ton gebebt . . .
Ich kenne dich, wie nie ein Mensch dich kannte —
Und doch — es liegt in dir ein furchtbar Fremdes,
Und das — ich ahne es — erforsch' ich nie!
Nie! denn die eine Stunde wird nie kommen,
Wo du dich mir so ganz und voll erschließt,
Daß jede Faser deiner Seele bloßliegt,
Wo von dem Letzten auch die Hülle fällt!
Die Hülle, die von meinem Innern du
Mit deinen kleinen Händen längst gerissen! —
Und so wirst du — du! — immer fremd mir bleiben!

XXXIX.

Und wenn die ersten Lichter auf den Straßen
Erflammen, und die lange Strahlenreihe
Sich fern im Abendnebel sacht verliert,
Und näher sie — und näher rückt die Stunde,
Da ich dich sehen soll, stelle wartend oft
Ich mich an einer Straße Ecke hin.
An mir vorbei rauscht dann das dunkle Leben,
Schneller und ruheloser, wie zuvor . . .
Da wagt der Weltstadt Elend sich hinaus,

Das ſcheu des Tages grelles Licht vermeidet,
Und ich — ich ſtehe da und ſpähe ängſtlich
Nach einem Antlitz, auf das tiefer noch,
Wie auf das meine, ein der Schmerz ſich grub.
Ich finde viele. Da war geſtern Abend
Ein alter Mann — zerfallen, halb erblindet,
Auf deſſen tiefgefurchtes Antlitz hatten
Sich eines Lebens Mühen eingegraben.
Ich trat zu ihm. Ich weiß nicht mehr, wie's kam,
Doch bald war ich gar wohl mit ihm vertraut.
Mit matter Stimme ſprach er Manches mir
Von ſeinem Leben, und ich hörte zu.
Der Mann war elend. Aber hätte ihm ich
Von meinem Schmerz erzählt, er hätte wohl
Gelacht — wenn überhaupt er lachen könnte!
Wenn er ihn ſelbſt gefühlt — — jedoch, wohin
Verirre ich mich? . . . Von dem Alten nahm
Ich Abſchied — ging — und trug mein Weh zu dir —
Du lachteſt — ja, denn du verſtandſt zu lachen! —

XL.

Mein Lenchen, du nicht ſchön?! — Mir biſt du ſchön!
Mir biſt die Schönheit du, die ich erſehnte
In langen, langen einſam-trüben Jahren!
Die Schönheit, deren Ahnen mich geführt
Hin durch die Kindheit, hin durch allen Kampf,
In dem ich mit dem Leben täglich rang.
Seit dieſes Ahnen in die Knabenſeele,
In die erſchauernde, ſich eingeſenkt,
War Leben mir — ein Sehnen zu dir hin . . .
Nun hab' ich endlich dich gefunden, Schönheit!
Nun ſtehſt du vor mir, ſo vollendet vor mir,
Wie meine Träume dich nur je erſchaut.

— Die Andern gehn vorbei mit blinden Augen,
Ich stehe da — doch nicht mit reiner Wonne,
Nein — — ein Begehren hält mich heiß gepackt!

Dein süßes Lächeln! . . . Wie hab' ich geliebt
Den Zug um deine Lippen, der doch mir
Und meinem Lieben nie gegolten hat!
Ich hab' ihn oft gesehen — nur aus der Ferne,
Wenn roher Beifall dir dein Singen lohnte.
Da zuckte es um deine feinen Lippen,
Unendlich reizvoll — zauberisch-berückend!
Dein Lächeln — ja, ich hab' es oft gesehn,
Wenn aus der Menge dir ein Scherzwort zuflog,
Das deinem leichten Sinn gelegen kam.
Was sagte dieses Lächeln mir nicht Alles!
Ich las aus ihm mehr, als du ahnst, heraus.
Dein süßes Lächeln — ist das eines Kindes,
Das nur des Lebens rosige Seiten kennt,
Das unbewußt die tiefsten Wunden schlägt:
Dein Lächeln — ist zugleich das eines Weibes,
Das Liebe wecken will, um zu verschmähn —
Ob du wohl weißt, wie sehr es dich verschönt?

Bewahre dir dies Lächeln durch dein Leben,
Und du wirst unverändert reizvoll sein!
Bewahre dir dies Lächeln. Mehr als Alles
Zeigt es, daß in dir eine Seele wohnt!
War es doch dieses Lächeln deiner Seele,
Das einst mich zwang — und nun — mich nimmer läßt! — —

XLI.

Ich bin allein, und alle Pulse beben!
Glühender Liebe maßloses Verlangen
Treibt alle Kraft zu einem Ziele hin!

Wie um die Sonne alle Sterne kreiſen,
Zum Mittelpunkt der Erde alles Leben
Mit tauſend ungebrochenen Kräften ſtrebt —
So zieht ein jeglicher Gedanke mich
Vom Tage ab und immer nur zu dir!
Und immer nur zu dir! — Die Nacht iſt da.
Trüb brennt das Licht. Die kalten Wände engen
So unerträglich mich. Ich denke wieder
Des Frühlingstags, an dem du ſterben wollteſt . . .

Und immer nur zu dir! — Ich denke wieder
Der letztvergangenen Tage toller Luſt,
Wo neu erwacht aus ihrem Grabe ſtieg
Die ſchon geſtorbene — meine einzige Liebe . . .

Und immer nur zu dir! — Die Nacht zerrinnt.
Ich denke wieder, wie ich dann erwachte
Und um mich alle Wirrniß dräuend ſtarrte,
Aus der ich mich nicht flüchten kann zur Klarheit . . .

Und immer nur zu dir! — Der Tag iſt da
Und grinſt mit fahlen Zügen in mein Zimmer.
Ich denke deiner — wie das werden ſoll,
Und was die kommenden der Tage bringen . . .

Und immer nur zu dir! — Bei Tag und Nacht! . . .

XLII.

Sie ſind doch alle gleich! . . . Wehe dem Manne,
Der einem Weibe ſagt, daß er ſie liebt!
Sie lacht ihn aus entweder oder lügt
Ihm vor, daß ſie ihn wieder liebt — und Beides
Iſt nur der Boden, welcher die Verachtung,
Verzweiflung oder düſtren Gram gebärt! —
— — Du logſt mir nie in dieſen wehen Tagen,
Daß du mich wieder liebeſt, du haſt nur

Kalt über mich und meine Gluth gelacht!
So kam es, daß ein Durst in mir entbrannte,
Den meine Seele seither nicht gekannt,
Und nur die Liebe zu dir löschte ihn,
Die so groß ist, daß sie sich selbst vergißt!
Und doch, ich hätte, was vom Leben noch
Du mir gelassen, darum hingegeben,
Wenn ich mich hätte an dir rächen können,
So grausam wie du selbst mir mitgespielt!
An jenem Tag, da du den Andern küßtest,
Vor meinen Augen küßtest, hätte da
Der Abgrund deines Lebens sich geöffnet,
Um dich hinabzuschlingen, glaube mir,
In diesem Augenblicke hätte ich
Dir nicht die Hand gereicht, um dich zu halten!
Ich hätte dich im Staube liegen lassen,
Hätte gelacht — und wäre fortgegangen!
— So tief traf mich die Kränkung deiner Hand,
Die du mit kluger List für mich ersannst.
Du wußtest wohl, wo du am schmerzlichsten
Mich treffen könntest, diese Qual zu enden . . .
— — So aber kam es anders. Ich ging fort
Und kehre nie zurück. Der Durst erstarb,
Wie alles Andere in mir gestorben.
Ich hasse dich nicht mehr, — ach, ich weiß kaum noch,
Ob ich dich liebe — doch wenn in den Nächten
Dein bleiches Antlitz vor mir steht, dann fühle
Ich nur ein namenloses Mitleid noch
Mit dir, denn du bist arm, wie ich, Helene! . . .

Wie du verstehst zu kränken! . . . Deine Pfeile
Versendest du mit kaltem Blick, und niemals
Verfehlen sie ihr Ziel und treffen tief!
Nicht einmal hast in allen diesen Tagen
Du mir ein liebreich-freundlich Wort gesagt.

Nichts macht dir Freude — Tag für Tag versuche
Ich deine trübe Schwermuth zu verscheuchen.
Doch nie gelingt es mir. Ich lege dir,
Was eines Weibes Sinn begehren kann,
Vor deine Füße — doch du dankst mir kaum.
Magst du es nehmen, magst du's von dir weisen —
Auf deinen Lippen liegt dieselbe Kälte,
In deinen Augen liegt dieselbe Härte,
Auf deiner Stirne liegt derselbe Schatten.
Und was mich mehr als deine Kälte schmerzt,
Was täglich sich mit meiner Liebe streitet,
Ist, daß ich fühlen muß: du willst mich kränken,
Du willst mich treffen — aber meine Liebe,
Noch ist sie stärker als die Bitterkeit,
Die täglich wächst, weil täglich du sie nährst.

Weib, weißt du wohl, daß ich dich hassen könnte,
Wenn ich's vermöchte?! — Du zwingst jeden Tag
Zu leben mich, der jeden Tag ich sterbe!
Ich kenne dich! — Ich habe dich erkannt:
Engel an Schönheit, Teufel an Gemüth!
Es ist der wilde Durst in mir entbrannt,
Zu enden unsre Qual! Der Kelch ist voll!
Kein Tropfen mehr — ich warne dich — nicht einer!
Ich sah es, wie du heute Abend höhnisch
Auf mich geblickt, um tief mich abermals
Zu kränken, — und ich sah, wie einem Andern
Du gleich darauf gelächelt — und ich bat,
Ob ich nachher nach Haus dich leiten solle
Du aber wiesest kalt mich ab und lachend,
Und dann gingst du mit jenem Andern fort,
Mit jenem Andern, jenem leeren Gecken,
Den du nicht liebst, den du nicht lieben kannst.
Du thatest es — ich weiß es allzuwohl —
Um mich zu kränken, aber hüte dich,

Ich lasse nicht mit mir so spielen — lieber
Erstücke ich die Sehnsucht in der Brust
Und gehe — und du weißt, daß du mich dann
Für alle Zeit verloren haben wirst . . .

XLIII.

Und als der Schmerz mich heute wieder nieder
Zu Boden zwang, da zuckte ein Gedanke
Durch meine düstere Trauer, wie der Wolke
Der grelle Blitz entsprüht . . . ein einziger Weg
Lag vor mir: alles Andre sonst im Dunkel.
Ein Weg — jedoch ich bebte ihn zu gehen!
Das hieß mit meinem ganzen Leben brechen,
Das hieß der Jugend in das Antlitz speien,
Das hieß Erinnerung mit Füßen treten!
Und doch — ich siegte! Ich bezwang mich selbst,
Nein, meine Liebe zwang mich — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Und bebend stehe ich — ein Wort — ein Wort — —
Und schauernd rührt das Wort mich an —: mein Weib!

XLIV.

Du sagst, du seist nicht schön, und sagst es herb —
Und weisest ab mein Wort, das dich bewundert.
Doch du bist schön! — so schön, daß nie ein Weib
Es wagen dürfte, sich dir zu vergleichen! —
Das wissen Andre auch — allabendlich
Umringt ein Schwarm dich. O ich sehe scharf
Und sehe, daß dich Keiner liebt, wie ich.
Sie wollen Alle deine Schönheit nur
Und wollen sie für feiles Geld erkaufen —
Du aber weisest Alle von dir ab —

Ich ſehe ſcharf: auch du liebſt keinen Andern,
Doch du liebſt auch mich nicht! — Du lachſt mit Andern
Und ſtürzeſt oft dich in den wilden Taumel,
Doch Keiner darf an deiner Schönheit rühren,
Den du mit höhniſch-kaltem Wort nicht ſtrafſt.
O wie ich das dir danke! — Wäre das nicht,
Ich weilte nicht ſo oft an jenem Ort,
Ich würbe weiter nicht um deine Liebe!
Ich bleibe bei dir — ob auch ich vergehe —
Bis du mich von dir ſtöß'ſt — ich bleibe bei dir,
So lange keinen Anderen du liebſt.
Doch ſchenkſt du einem Anderen deine Liebe,
Dann gehe ich — dann laſſe ich die Hoffnung,
Die mich noch hält, in ewige Nacht verſinken,
Denn ich will freie Liebe — oder nichts!
Ich habe dir geſagt, daß ich dich liebe,
Ich habe dich gefragt, ob mit mir du
Mein Leben theilen wolleſt — du haſt es
Mit kaltem Wort verneint — und ſo vermag
Ich nicht die ſtetig Sinkende zu retten.
Du mußt ihn weiter gehn, den ſteilen Weg,
Der immer näher dich dem Abgrund führt —
So lange ſich kein Andrer zu dir findet,
Der dich in wüſtem Taumel mit ſich reißt,
So lange bleibe ich bei dir — ſo lange
Giebt meine Liebe mir ein Recht auf dich!

XLV.

Wir ſind doch Beide Kinder unſerer Zeit,
Und ihres Erbtheils ſind wir nicht verluſtig!
Mir gab ſie dieſes ruheloſe Schweifen
Und dir ein Wünſchen, fieberhaft geſteigert,
Das weit, weit über deinen Kreis hinausragt,
Den dir das Leben um die Wiege zog. —

Vielleicht ist das es, was uns Beide trennt
Und doch dämonisch zu einander zieht:
Ich kann dein Wünschen nicht erfüllen — du
Nicht meines Wesens wilde Leidenschaft!
Ich weiß, auch du fühlst in verschwiegenen Stunden
Das Schicksal, wie es deines Lebens Keim,
Noch eh' zur Blüthe er erschlossen sich,
Mit nimmersattem, gier'gem Zahn zernagt.
Das ist dein Fluch — wie es der meine ist —:
Daß Beide wir in einer Zeit geboren,
Die ihr Verderben in sich selber trägt.
Du ahnst es nur in dämmerndem Erschaudern,
Ich aber weiß es. Keine Täuschung giebt es,
Die über diesen Abgrund fort uns trägt.
Das ist es, was uns zu einander zieht,
Damit wir von einander — scheiden lernen!
Doch ruhmlos will ich nicht im Kampf erliegen,
Und noch, wenn meine Stimme sterbend bricht,
Will ich mit letzter Kraft hinaus es rufen,
Was ich erlauscht, wenn in verschwiegenen Stunden
An mein Herz machtvoll schlug das Herz der Zeit,
Die dich und mich in dunkler Nacht gebar!

Die Welt ist weit, du bist noch jung und schön,
Und herrlich liegt ein volles Leben vor dir.
Im Morgen stehst du, der den Tag verheißt.
Was ich dir wünsche, ist: daß diesem Tage
Das Sonnenlicht nie fehlen möge: Liebe! —
Die Welt ist weit, du bist noch jung und schön,
Und manchen Mann wirst du berücken noch
Und kannst Verderben ihm, kannst Glück ihm werden.
Sei lieb zu Jedem! — Wundert dich die Bitte?
Ich weiß, wie sehr es schmerzt, verstoßen sich
Von einem Weib zu sehen, das man liebt!

Die Welt iſt weit, du biſt noch jung und ſchön,
Und dennoch wird ein Tag auch dir erſcheinen,
Da ſich dein Leben leiſe niederwendet.
Dann — wünſch' ich — mögſt du nicht verlaſſen ſein,
Wenn deiner „Freunde" Schaar in Nichts zerſtoben,
Dann — wünſch' ich — mögſt ein treues Herz du finden,
Das dich und nicht nur deine Schönheit liebt,
Das dich auf ſeine treuen Arme nimmt,
Das jeden Wunſch von deinen Lippen lieſt
Und ſo dich ſicher bis zum Ende leitet! —

Die Welt iſt weit, und deine Schönheit wird
Im Fluge Aller Herzen dir erzwingen.
Man wird dir Liebe vor die Füße legen,
Wohin dein Weg dich immer führen mag.
Doch gingſt du heute in die Welt hinein
Und wanderteſt die weite Welt zu Ende,
Du würdeſt auf der ganzen, weiten Welt
Nicht einen — hör' mich wohl! — nicht einen finden,
Der dich ſo maßlos liebt, wie ich dich liebe!

XLVI.

Wenn gar zu wild die Sehnſucht in mir ſchreit,
Der Tag nicht gehn, die Nacht nicht nahen will,
Dann eile ich hinaus. Da liegen vor mir
Die langen Straßen . . . Ziellos wandre ich
Hinunter bis zum Ende ſie, um wieder
Denſelben Weg zum andernmal zu gehen!
Das thut den wilderregten Sinnen wohl —
Da eilen Tauſende an mir vorüber,
Und Keiner kennt mich, Keiner ſieht auf mich,
Ich tauche unter in dem großen Strom . . .
Und dann geſchieht's wohl, daß von meiner Bruſt
Der dumpfe Druck ſich löſt, der in des Zimmers

Eintöniger Stille mich zu tödten droht.
Ich träume mich hinaus ans offene Meer,
An mein geliebtes Meer, wo ich als Knabe
Im Sande taglang lag, hinüberstarrend
Zum weiten, uferlosen Horizont — —
Ich glaube in der Massen wirrem Brausen
Sein Rauschen zu vernehmen, wie es mich
So oft — lang ist es her! — in Schlaf gelullt.
Mein Meer — du würdest mich nicht retten können
Denn festgekettet liege ich am Strande,
Und selbst mein Sehnen fliegt nicht mehr hinaus!

XLVII.

Schlage dein schönes Auge zu mir auf,
Geliebte, aber blicke nicht so kalt auf mich.
Ich kann es nicht ertragen! — Ich will Liebe
Von dir, wie ich dir eine Liebe gebe,
Wie niemals sie ein Weib so reich empfing.
Nach Lust verlangt die heiße Jugend in mir,
Und deine Kälte kann sie nicht ertragen,
Nicht sehn, wie Andern du das Lächeln schenkst,
Das mir du nimmst; wie du geflissentlich,
Um mich zu kränken, Andere beglückst
Mit einem Blick, den sie mit Nichts verdient!
Ich habe wieder dich gebeten: Sage,
Ob du mich liebst — und ich will schweigend gehen,
Wenn du mich von dir stößst — doch so vergebens
Um eine Liebe betteln, die mir dennoch
Du vorenthältst — das trage ich nicht länger!
Was siehst du mich so seltsam-forschend an?
Und giebst mir keine Antwort? — Rede! rede!!

Mein müder Mund klagt dich nicht an, Helene —
Mein tief verbittert' Herz nur kann ich nicht
Zu ruhigen, versöhnten Schlägen zwingen!
Du hast mir nie gesagt, daß du mich liebst,
Mir nie in diesen letzten, dunklen Tagen
Hoffnung auf schönere, hellere geschenkt.
Doch hast du schweigend es mit angesehen,
Wie mich die Leidenschaft für dich verzehrt,
Wie ich gebebt nach einem Blick von dir,
Wie ich in Sehnsucht, wenn du fern mir, starb . . .
Und ist das keine Schuld? - Ein Wort von dir:
Ich solle gehn, du könntest mich nicht lieben —
Ich wäre schweigend von dir fortgegangen.
— Doch dieses Nähren einer halben Hoffnung,
Dies antwortlose Schweigen auf mein Fragen,
Dies kalte Lächeln für mein glühend Werben
Ist zielbewußte Schuld, von der mein Herz
Dich frei nicht sprechen kann, weil es dich liebt . . .

XLVIII.

So aber kann es länger nicht mehr währen!
Ich habe wieder eine Nacht gerungen
Fast übermenschlich mit mir! Kalter Schweiß
Liegt auf dem Herzen, das ermattend schlägt.
Ich habe viel ertragen. Doch das Eine
Verbietet jede Herzensfaser mir:
Mit jenem Manne in die Schranken treten,
Der dir sein feiles Gold zu Füßen streut,
Um dafür deine Liebe zu erkaufen.
Und du magst sie ihm geben — doch ich messe
Mit jenem Manne niemals meine Liebe!
— — Der Tag scheint grau herein. Es ist der letzte
Von diesen Tagen ungewisser Qual,
Oder der erste eines ewigen Glücks.

Ich habe diese Nacht mit mir gerungen
Und zwang die Leidenschaft zu meinem Willen
Und sage jetzt mir: daß ich dennoch hoffe
Von diesem Tag ein stets versagtes Glück . . .
Das ist der letzte Wahnsinn meiner Liebe.
Und was dann kommen wird, ist kalte Nacht,
Die nur die Ruhe der Gewißheit kennt.

Komödie war es! — elende Komödie! —,
Die wahrlich wir nicht weiter spielen wollen.
Ich wenigstens, ich spiele nicht mehr mit!
Es ist genug der Schmach! Die Selbstachtung,
Die tiefgetretene, richtet sich empor
Und fordert, daß das Gaukelspiel nun ende.

Denn wir betrügen uns, Helene, hörst du,
Und wir belügen uns mit jedem Wort,
Und zwischen uns ist keine Offenheit.
Und das, Helene, darf nicht länger dauern —
Komödie ist es, die wir Beide spielen! . . .
Du bist die Heldin, ich bin der Betrogene,
Der hinter seinem Rücken noch verlacht wird,
Und das, Helene, dulde ich nicht länger! —

Du sollst nicht Andre küssen neben mir,
Du sollst — — was sollst du? — o ich blinder Thor!
Ich bin es wahrlich werth, verlacht zu werden:
Kannst du nicht thun und lassen, was du willst?
Bist du nicht frei? Und willst du Andre lieben,
Darf ich es hindern? Was giebt mir das Recht?
Nein, ein Weg nur, ein einziger, liegt offen:
Ich darf dich nicht mehr sehen, muß vergessen —
Vergessen! — schrecklich' Wort, du fehltest noch
In einer langen Kette — und nun kommst du —

XLIX.

So kam ein Tag von allerherbſtem Weh,
Der Tag, an dem wir von einander ſchieden!
Was der Verſtand nur wünſchen konnte, fühlte
Das arme Herz mit ſchneidend-bittrem Weh . . .
Und was du nie mir ſagteſt, las ich endlich
Aus deinem Weſen ab: ich ſolle gehn
Und deines Lebens Gleiſe nicht mehr kreuzen.
Ich wußte es ja längſt! Doch Lieb' macht feig,
Und ſchwer iſt es, ſich ſelber tödten ſollen.
Da zaudert wohl die Hand — und ſtockt — und bebt —
Und doch — es muß ſein — keine Hoffnung mehr
Auf Liebe und der Liebe ſtilles Glück,
Wie es dem Aermſten wohl der Menſchen lacht . . .
Ein ſtilles Glück — wie konnt' es uns auch werden!
Grauſamer hat das Schickſal nie geſpielt,
Als in der Stunde, da es unſ're Wege
Sich kreuzen hieß in hämiſchem Vergnügen!

L.

Noch einmal ging ich an den Ort der Qual,
Wo du dich preis der rohen Menge gabſt. —
Noch einmal ſaß ich da und wartete. —

Und endlich, endlich ſchlug die elfte Stunde
Und kam, wie müden Schritts der Herbſt wohl kommt.
Du eilteſt trotzig ſchnell an mir vorbei,
Obgleich ich dich mit feſtem Worte bat:
Ich müſſe dich noch ſprechen. — Alle gingen.

Ich ſaß allein und wartete. Der Andere,
Der mir verhaßt, wie nie ein Menſch zuvor,
Wo war er hin? — — Doch da drang nicht dein Lachen
Und ſeine Stimme aus dem Nebenzimmer?

Und jählings sprang ich auf und stieß die Thür
Mit einem Fußtritt krachend ein — und sah,
Wie du dich lächelnd an den Andern schmiegtest,
Wie deine Lippen auf den seinen lagen,
Wie — — und da sahst du mich . . . ein böser Blick,
Wie ungehalten über mich. Doch ich
Sah dich mit einem Blick an voll Verachtung!
Du schlugst die Augen nieder. Und ich ging,
Und hinter mir scholl höhnisch Lachen auf
— — — — — —
Ich ging. —
Das war das Ende. Alles nun
Vorbei — vorbei! — für immer, immer, immer! —

So ging ich! — — — Und der Schmerz ergriff mich wild:
Es war ein jähes Auseinanderreißen
Der Herzensfasern — — dann ein kalter Schauder —
Ein Schwanken unter den erlahmten Füßen — —
Und dann versteinte Qual, die nicht ein Wort
Zu leerem Klagen fand . . . Ich ging — und ging.
Immer grad'aus — und sah doch nichts um mich.
Ich ahnte nur, das waren Menschen — Straßen —
Wie willenlos ging ich nur immer fort . . .
Und nur nicht stillestehn! so rief es in mir —
Ich fühlte es: ich wäre hingesunken —
Nur immer weiter! — Immer mehr erstarb
In mir das Leben, und die Füße trugen
Mich dennoch immer weiter, weiter fort!
Sah Keiner mich? — — ich sah nur dunkle Massen,
Die unaufhaltsam mir vorüberrauschten.

Ich ging durch viele Straßen, bis sie schwanden
Und in der Leere sich der Pfad verlor . . .
Und ich ging weiter — über öde Felder . . .
Da lag ein Wald — und in ihm dunkle Nacht,

Sternlos und ſchweigend. Auch in mir war's Nacht.
Und ich ging in den Wald, den ſchweigenden.

Da waren keine Menſchen mehr. Ich fühlte nichts —
Die fluthenden Gedanken nur ſich jagen . . .

Und dann ſank taumelnd ich zu Boden nieder
Und fühlte Alles, wie es wirklich war,
Doch keine Thräne kam den heißen Augen . . .

Mir biſt du ewig — ewig! — nun verloren!
Wie einer Todten, ſo gedenk' ich deiner,
Wie einer Todten, welche allem Schmerz
Des Erdenſeins für immer nun enthoben!
Und doch kann ich nicht weinen über dich.
Ich weine innerlich — das thut viel weher . . .
Oft ſitze ſtundenlang ich reglos da
Mit ſtarrem Auge und mit todtem Herzen,
Und dumpfe Sehnſucht hält mich noch am Leben.
Sehnſucht? — Wonach?! — Ich weiß es ſelber nicht!
Oft iſt es mir, als ſei auch ich geſtorben!
— — Ich aber lebe noch. Denn wenn ich ſo
In Starrheit ſitze, fängt es leiſe wieder
Zu klopfen an, das furchtbar zähe Herz,
Und klopft — und klopft! — und will die Bruſt zerſprengen!
Ich preſſe ſtark die Hände auf das Schlagen —
Es hilft nicht — — und ein grauſer Wahnſinn packt mich —
Ich ſchreie auf — hinaus! — Wohin? — Nur fliehen!
Ich muß hinaus! — mir ſelbſt, mir ſelbſt entfliehen!
Mein Herz, es klopft — und immer wilder klopft es —
Da ſtürze ſchreiend ich zu Boden nieder — —
Und ſcharre mit den Nägeln auf dem Boden — —
In der wahnſinnigen Angſt — um dich — und mich —

LI.

Sag', welch' Gefühl giebt's, das die Nacht geboren
Und das schon eine Menschenbruſt durchſchauert,
Das nicht in dieſen letzten wilden Tagen
Durch meine Seele ſchmerzvoll hingeſtrömt?
Sag', welches Gift hat eines Menſchen Lippe
Je ſchon genetzt, das ich in dieſen Tagen
Freiwillig nicht und gierigen Zuges trank?
Sag', welches Weh hat Liebe je erſonnen,
Das mich in dieſen Tagen nicht durchwühlt?

Sag', Leben, haſt du keine Schmerzen mehr
Für mich? — Gieb ſie! Ich will ſie lächelnd tragen!

Von Allem bleibt nur Eins — das aber bleibt:
Daß man ſo müde wird, ſo herzensleer . . .

Der Baum, um den aus Nord und Oſt und Weſt
Die Stürme allverheerend hingebrauſt,
Hat keine Krone, keine Blätter mehr . . .

Was trägſt du eine Welt in deinem Herzen
Und leihſt ihr keine Worte? — Schweige nicht!
Nein, rufe in die kalte Welt hinaus,
Ob dich nicht Einer hört, nicht Einer rettet!
Und wenn nun Einer liebend zu mir träte
Und legte ſeine Hand auf meine Stirn
Und ſpräche zu mir mild: „Ich liebe dich" —
Ich würde ihm nicht glauben und ſein Mitleid
Mit ſtolzer, frecher Kälte von mir weiſen.
Was ſoll mir alles das? Seit du mich ließeſt,
Birgt keine Liebe mehr für mich die Welt!
Sie reden wohl davon, ich aber zweifle,
Ob überhaupt es Lieb' und Treu' noch giebt.

Mir iſt, als hätteſt auch das Letzte du
Genommen mir — und nichts zurückgelaſſen!
Die Gluth, die ſich an allem Schönen freute,
Das offene Auge für der Erde Pracht,
Den liebevollen Sinn für kleine Freuden,
Und auch die Leidenſchaft für hohes Streben!
Du haſt mich ſchlechter, als ich war, gemacht.
Gleichgültig gehe jetzt vorüber ich
An meiner Nebenmenſchen Leid und Glück.
Ein ſelbſtiſches Gefühl hält mich umſponnen,
Und immer nagt — und nagt ein Wurm, der frißt
An meinem ganzen ſchwächlich-müden Thun —
Und quält mich folternd ohne Unterlaß . . .

Laß Tag um Nacht nur thalwärts niederrollen:
Was du geliebt, bringt Keiner dir zurück,
Was du gehofft, wird Keiner dir erfüllen,
Was du geglaubt, baut Keiner wieder auf!

Ich hab' der Jugend Beſtes dir gegeben,
Du nahmſt es hin — was aber gabſt du mir?
Was gabſt du mir für das, was ich dir gab?

Ein Ruh'n an deiner Bruſt — ein friedlos Ruhen.
Von deinem Munde Küſſe — kalte Küſſe.
Auf wenige Stunden deine — Gegenwart.

Das war, was du mir gabſt! Das war's — mehr nicht
Und das, Weib, iſt, was mich ſo elend macht,
Daß es nicht mehr war, als was jeder Andre
Von dir für Geld — für Geld erkaufen kann!

Helene! — bei dem theuren Namen rufe
Ich oft dich noch, wenn Niemand mich belauſcht.
Das Wort, in das ich all' mein Glück geflüchtet,

Der leere Schall ist Alles, was mir noch
Von dir geblieben ... Einst rief ich dich nicht
Bei einem Namen, den ich noch nicht kannte,
In jenen Sommertagen, den durchträumten ...
Doch nun ist es mir süßer Trost geworden
Von meines Zimmers Wand zurückempfangen
Den Laut, wenn mich die Einsamkeit erstickt:
Helene! — — Doch dein Ohr vernimmt mich nicht ...
Das lauscht vielleicht den leeren Schmeichelworten,
Die ihm ein Geck, nach deiner Schönheit lüstern,
Zuflüstert; das bethört vielleicht das Klingen
Der schaumgefüllten Gläser — meinen Ruf
Vernimmt es nimmer ... wie ich rufen mag:
Helene! — wieder rufen mag: Helene! — —

LII.

Der Nachtwind braust an mein geschlossenes Fenster.
Er schüttelt Herbstesiaub von müden Zweigen ...
O diese Sehnsucht! — — wie sie wieder mich
Mit namenlos-zerrüttender Gewalt
Anpackt und jeden fiebernden Gedanken
Zurück zu einer einzigen Stunde lenkt.
Zu einer Stunde, die in ihrer Fülle
Das ganze Glück all' meines Lebens barg! ...
Die Nacht zerfließt. Ich aber kann nicht schlafen.
Ich ringe mit der unsichtbaren Macht,
Die jede Lust von meinen Wegen scheucht!
Laß mich, du Dämon, ich will nichts von dir! —
Was tröpfelst kalten Schweiß auf meine Stirn du?!
Was preßt mein Herz so grausam deine Faust?!
Was jagst du alle Schauer dieser Nacht
Ueber ein Leben, welches nichts verschuldet,
Als daß dem Schooße es der Nacht entstieg?!
Ich will dir Alles geben — meine Jugend

Und meine Liebe — Alles — Alles! — Alles! —
Nur laß mir noch ein wenig Lebenskraft,
Damit ich weiter kriechend leben kann
Und nicht mit jedem Tag von Neuem sterbe!
— — — — — — — — — — — —
Laß mich, du graunhaft-wesenloses Wesen!
Sonst will ich aufschrein, so verzweiflungsvoll,
Daß alle Schläfer ringsumher erwachen
Und mir zu Hülfe eilen . . . nicht allein
Will ich hier mit dir ringen jede Nacht!
Sie sollen Alle kommen, Alle, Alle — —
Und sollen mir die kalte Stirne trocknen
Und sollen bei mir wachen — Dämon, laß mich! —
— — — — — — — — — — —
Was soll dir dieser müde, morsche Leib
Und dieses Hirn, das eine Welt in sich
Getragen und sie nicht gebären konnte,
Und dieses leere Herz, das eine Liebe
In sich einst barg, zu groß für diese Erde —
Was soll das dir?! — Geh' hin zu andern Menschen,
Zu glücklichen, die unverdient zu glücklich!
Ich bin auch ohne deine Nähe elend! . . .

LIII.

Nun halte fest ich, um es nie zu lassen:
Es ist ein lächerlich-vermessenes Wähnen,
— Daß man dem Kind verzeiht, dem Manne nie —
Das Glück sei unser Pflichttheil. Dieses müsse
Das Schicksal früher oder später zahlen.
Wer es erhalten, nehme es als Gnade,
Wem es versagt, der trage still sein Loos.
Doch Jeder sei sich klar: Wir sind nur hier,
Um unsere Pflicht zu thun — und alles Andre
Ist Menschenwahn, dem bittere Reue folgt.

So wie das Gold — ist unter uns vertheilt
Das Glück — dem viel — dem wenig — diesem nichts!
Das Gold — das Glück — wie Spreu beide vergänglich!
Heute vereint — und morgen schon zerstoben —

Geh', Jugend, — nimm die leeren Träume mit dir,
Die Stirn wird frei — so will's das ernste Leben,
Das keine halbe Menschen brauchen kann.

Und weshalb tratst du mir in ihr entgegen?!
Weshalb nicht stelltest du dich, hocherhaben,
Auf eines Berges Gipfel, so unnahbar,
Daß jeder Wunsch in sich ersterben müßte,
Auch der vermessenste? Dann stünde ich
Im tiefen Thal und schaute zu dir auf,
Wie zu der Sonne, die man nicht begehrt.
Nun stehst du vor mir, Schönheit — und in ihr!
Und ich — ich bin verdammt, dies Weib zu lieben! —
Ist das ein Fluch nicht, vom Geschick verhängt,
Der erst mich jahrelang nicht leben läßt
Und nun, da er mir Alles giebt, mich tödtet?!
Mit einer Hand die Gabe geben, um
Sie mit der andern mir vom Mund zu reißen —
Leben, du meinst es wahrlich schlecht mit mir!

Ein schneidend Lachen tönt von meinen Lippen . . .
War ich es, der so lachte? — Ja, ich war's;
Ich las die letzten Blätter eben wieder —
Da lachte ich, lachte — vor wehem Schmerz!
So weise — und so jung noch! Schon so weise!
Daß das ich schreiben konnte — mehr als Alles
Zeigt das mir, wie so Manches ich verlor.
Das ist nicht lachenswerth — warum denn lacht' ich?
Bah, wer wird denn nicht lachen, wenn die Schmerzen

Aus diesen Blättern ihm entgegenströmen,
Die ich in meines Lebens wirrsten Stunden,
In Fieberträumen, in wahnsinnigen, schrieb . . .
Wart' noch, bis du darüber lachen kannst,
Und dann, dann lache mit dem letzten Weh
Die letzte Leidenschaft aus deinem Herzen.
Dann weißt du, daß du völlig klug geworden —
Noch bist du's nicht — mit wie viel weisen Lehren
Du auch auf Stunden dich betäuben magst!

Und wenn ich ruhig nun zusammenfasse,
Was diese eine Liebe mir gelassen,
So ist es das: ein in mir Selbstberuhen,
Aus dem ich meinen harten Glauben nehme,
Gewonnen durch die bitterste Erfahrung:
Daß nichts, nichts thörichter und kindischer ist,
Als glauben, daß ein Mensch den andern so
Zu lieben fähig sei, daß er sein Glück
Um Jenes' Glück vergißt . . . denn ich, ich selbst,
Der ich dich so unendlich einst geliebt,
Ich habe überwunden. Zwar die beste,
Die gluthenreichste Kraft ist ausgeloht,
Doch bleibt mir noch ein zähes Weitergehen
Und eine Kälte, die gleichgültig das,
Was früher sie bewunderte, verachtet.
Ich weiß es jetzt: nur der, der einzig sich,
Sein eigenes Ich als Mittelpunkt der Welt
Betrachtet, ist, was wir, wir Andern alle,
Als mächtig preisen, wahre Größe nennen! —
Dem Glücke zwar muß er den Abschied dann
Mit kalter Miene geben — das lacht einmal
Dem Mann, der das erstrebt — und dann — nie wieder!

LIV.

Kein Ton — — nicht einer mehr! In diesen Tagen
Schweigt Alles in mir still, wie hingemordet!
Wie grauenvoll die Stille! — — Keine Klage.
Kein leises Weinen, keine dumpfe Angst,
Kein Stöhnen und kein wildes Widerstreben,
Kein Fluchen, keine Wehmuth, keine Trauer —
Nur Stille . . . graue, kalte, helle Stille! . . .

Der Schlag der Uhr tönt regelmäßig weiter.
Die Menschen wandeln weiter mir vorbei.
Zuweilen nur sieht einer mir verwundert
In meine Züge — also lebe ich.
Ich lebe also weiter? — Geht der Gang
Des Lebens fort, auch ohne meine Hülfe?
Wie seltsam! — Und ich lache. Leise. Staunend.
Ganz wie in früheren Tagen ich gelacht.
Und jäh durchschauert Eiseskälte mich
Und schleicht den Nacken langsam mir herauf —
Das Auge stiert zu Boden ohne Glanz,
Die Zähne schlagen fröstelnd aufeinander,
Ich kauere mich in meines Zimmers Ecke
Und sitze reglos so dort tagelang — —

Es naht der Schlaf und er durchschneidet schmerzlos
Des Leibes allzu straff gespannte Sehnen,
Um wieder sie mit linder Hand zu knüpfen.
O süßer Schlaf, wie lieb' ich deine Nähe,
Wie deine Ruhe nach so wilder Jagd!
Daß du mir bliebst nach so viel wachen Nächten
Und auf die deiner fast entwöhnten Augen
Dich wieder leise senkst, ist letzter Trost!
Nun fließen mir die Tage still dahin,
Und Nachts umfängst du mich mit warmem Kuß

Und hältſt die grauſen Träume von mir fern
Und träufelſt Wehmuth in das leere Herz
Und führſt den Frieden an mein einſam Lager —

Mich tragen keine Genien mehr empor.
Mich bannt der Schmerz, der düſt're Gott der Erde.
Die Phantaſie entfloh mir. Ihrer Flügel
Geheimnißvolles Rauſchen iſt verſtummt.
Nun foltert mich ein quälendes Beſinnen
Auf Tage, Thaten — über die die Zeit
Dahingerauſcht in nimmer-müdem Wechſel.

Das iſt die Sonne nicht mehr, nicht ihr Schein;
Das iſt der Mond nicht mehr mit ſeinem Strahl
Das iſt die Welt nicht mehr, in der ich lebte;
Das bin ich ſelbſt nicht mehr . . . Es iſt ſo ſtill,
So ſtill um mich geworden . . . und im Innern
So ſtill iſt Alles . . . ſtarb denn Alles, Alles?
Starb denn in mir das letzte Leben hin?
Bis auf dies eine quälende Beſinnen
Auf Tage, Thaten — über die Vergeſſen
Mit mattem Flug ſchon längſt dahingerauſcht?

LV.

Wie ſtät die trüben Tage geh'n und kommen!
Und jeder bringt Erbärmlichkeiten mir,
Mit denen ich unwillig rechten muß . . .
Und ein Gedanke taucht aus ſeiner Tiefe,
Ich wage kaum, mir ſelbſt ihn zu geſtehen,
Und bebend drängt die Bruſt das Wort zurück:
Oft iſt es mir, als hätte nie geliebt ich! . . .
Und dennoch kann ich gänzlich nicht vergeſſen,
Was ich verloren, und was ſchmerzlich ich

Täglich entbehre . . . nur dies leere Dasein
Läßt nie den Schmerz in meiner Brust ersterben,
Um neuen Hoffnungsströmen Raum zu geben!
Und diese Leere ist so unermeßlich,
Daß ich verzweifelnd oft die Hände strecke
Und laut vor innern Qualen schreien möchte!
So unermeßlich, daß sogar dein Bild
In ihr verdämmert und verloren geht! — —
Und wenn ich das dann fühle, ist es mir,
Als sei mein ganzes, reiches, wildes Dasein
Ein leerer, abgeblaßter, irrer Traum,
Aus dem ich nichts für mich gerettet habe —
Auch nicht das kleinste Glück für künftige Tage,
Selbst das Erinnern nicht vergangenen Glücks! . . .

Oft ist es mir, als seist du todt! — Doch bist du
Nur mir gestorben, und ich — sah dich sterben!
Da starb auch in mir jedes frische Leben . . .
Es giebt ein Etwas, vor dem jeder Hohn
Und jede laute Lust des Lebens schweigt:
Das ist der Tod — ich kenne ihn, den Tod,
Die bleichen, unerbittlich-harten Züge,
Den Eisenschritt, den kein Erbarmen kennt,
Und alle seine kalten Schauer sanken
Auf mich herab in jener einen Nacht . . .
Da habe ich dein Sterben durchgekostet —
Nicht deines nur — mein Schmerz, er war so groß,
Daß er der Menschheit Wehen in sich faßte.
Ich dachte deiner kaum mehr, doch ich sah,
Wie sich ein Schatten über alle Lande
Verheerend spann — ich sah die Welt vor mir
Und sah den Schmerz — er knechtete sie hart!
Ich sah Millionen Menschen, und sie alle,
Sie krümmten sich unter der Hand des Weh's.
Ich sah die Grenzen ineinanderfließen,

Sah Anfang — Ende in das All' verſinken.
Und ſah ein dunkles Chaos — — nur der Schmerz
Schlug ſeine Flügel über leeren Gründen . . .
Und dann erwachte ich — — und ich ſah dich,
Und wieder zog das Leben in mich ein —
Es war ein todtes Leben — todt, ja todt — —

LVI.

In Dämmerungen liegt all' unſer Glück,
In Nebelfernen unſichtbar begraben . . .
Und unſer Auge ſieht ſich blind nach ihm!
Der Jugend liegt es nah noch — doch ihr Blick
Fliegt achtlos an dem ſchimmernden vorüber
Und weit zu Fernen, wo ein Trugbild winkt.
Dem Alter rückt es weit und immer weiter! . . .
Doch an der Grenze, wo ins große Nichts
Hinüber unſer Leben ſich verliert,
Ob nicht das brechende Auge da der Friede,
Der ewige Friede, glückverheißend ſchließt? —
Vielleicht von allen Hoffnungen der Erde
Iſt dieſe, dieſe arme, noch die reichſte . . .

Ich habe allzu tief in alles Lebens
Abgründige Tiefen meinen Blick geſenkt.
Verzweiflung, daß ich dich verloren habe,
Hat von dem Blick den Schleier fortgenommen,
Der hinter ſich den holden Wahn der Hoffnung
Und die Zufriedenheit des Glückes barg.
Ich gab mein Leben und mein Glück verloren —
So ſind ſie wortlos auch von mir gegangen!
Nichts iſt geblieben als der klare Blick,
Der alles Leben nackt und freudlos zeigt.
Und mit ihm ſchwand mir auch das heiße Streben,

Das mich bisher in allem Irren hielt.
Nun gellt es unaufhörlich mir ins Ohr,
Das Wort, das Alles in mir langsam tödtet,
Was noch dem müden Willen übrig blieb:
Zwecklos! — zwecklos, was du auch unternimmst,
Zwecklos, daß du noch feige weiter lebst,
Zwecklos dein Ringen — einzig nur der Tod
Ist sinnlos nicht — sonst Alles — Alles Alles —
— — — — — — — — — — — —
Und alle Lüge liegt nun offen vor mir,
Und täglich steigt der Ekel in mir auf.
Wenn nur das Mitleid noch geblieben wäre!
Doch auch das schwand, seitdem so mitleidlos
Das letzte Glück von mir sich weggewandt . . .
Und starren Blickes sehe nun gleichgültig,
Ganz ohne Zorn und ohne jede Regung,
In allen Lebens nackte Tiefen ich . . .
Und lebe hin — und frage mich nicht mehr,
Wie solches Leben einstens enden soll —
Nur daß es enden muß — ist mir noch Trost.

❦

LVII.

Vorbei! vorbei! — ich will, ich will vergessen!
Wo ist der Schmerz, den nicht die Zeit getödtet?
Wo ist das Leben, das nicht müde ward?
Wo ist der Mensch, der nicht am Leben starb?

Es ward so leer um mich, so still in mir . . .

Es ist, als sei die Seele todt, indeß
Der Körper noch sein altes Dasein schleppt.
Ich lebe ganz wie früher; und ich frage,
Wie früher oft mich wieder: ist es Leben?

Welch' trüber Winter! Wird ein Frühling kommen?
Ich glaube nicht mehr, daß ein Frühling kommt.
Ich zweifele nur noch — an Allem, Allem.

Wozu dies Fragen? Dies nutzlose Fragen,
Auf das mir selber stets die Antwort fehlt?
Doch ich will leben, langsam und geduldig.

Es ist, wie einst es war vor diesen Tagen,
Doch ich bin nicht derselbe mehr geblieben.
Ich ward mir fremd. — Ein Anderer, ein Fremder
Ward aus mir: ich mag ihn nicht kennen lernen.

Nur weiter, weiter, langsam und geduldig.
Und so zerrinnt mir Tag auf Tag nun wieder,
Wie in dem weiten Meer die Woge stirbt . . .

Drittes Buch.

Verloren, verdorben, geſtorben! —
So klingt ein Lied mir im Ohr . . .
Ein Leben liegt in den Worten, —:
Dein Leben, das ich verlor! — —

LVIII.

Allmählich war es ſtill in mir geworden.
In meinem Herzen ſaß der kalte Tod.
Der Winter hatte ſeine weißen Flügel
Ueber den Dunſt der Weltſtadt ausgeſpannt,
Und weiße Flocken rieſelten hernieder,
Um hinzufließen unter flüchtigen Schritten,
Den tauſenden, in ſchmutzig-trübes Waſſer.
Ein Bild der Unſchuld, die im Schlamme ſtirbt — —

Auch todter Kummer kämpft noch mit dem Leben
Im müden Herzen; und es trieb mich auf
Hinaus aus meinen öden, engen Wänden.
Und ziellos war ich ſtundenlang gewandert
Straßauf, ſtraßab mit dumpfen, müden Sinnen.
Die Lichter brannten hell. Die weite Flucht
Der langen Straße, bis zum Ende faſt,
Erſchimmerte in dem erlogenen Licht.
Und durch die Adern pulſte ſchneller nun
Der Weltſtadt der Verkehr — an mir vorüber.
Welch' Haſten, Drängen, Schieben, Stoßen, Treiben!
Und Alles durcheinander: Klein und Groß
Und Arm und Reich. Und Schuld und Unſchuld — Alles
Wirr durch einander — Arbeit, Müßiggang . . .

Verlorene Weiber boten frech sich dar.
Aus einem Kaffeehaus scholl grelles Lachen.
Die überladenen Fenster lockten blendend
Und Alles durcheinander . . . Angeekelt
Bog ich ermüdet in die Nebenstraße.
Da fühlte ich, wie aus des Hauses Schatten,
Halb zögernd, halb entschlossen, dunkel etwas
In meinen Weg trat. Leise Laute drangen
Verstanden kaum zu mir heran. Unwillig
Bog ich zur Seite. Doch da fiel mein Blick
Auf hell vom Lichterglanz beschienene Züge -
Und diese Züge — — was erbebte ich
In furchtbarem Erschrecken — — fuhr zurück -
Schrie auf! — Das Antlitz, das da vor mir stand,
Vom bleichen Lichte übergossen - dieses Antlitz -
Trug ihre Züge — ihre, **ihre** Züge! — —

❦

Ich weiß nicht mehr, was dann wir Beide thaten.
Doch sprachen wir kein Wort — kein Laut entrang
Sich unserer Brust — wir gingen weiter nur
Und weiter — — und durch viele lange Straßen —
Und sie ging neben mir — und ich ging mit ihr —
Wir traten in ein Haus — und stiegen Treppen
Durch Finsterniß empor — und in ein Zimmer
Sind wir getreten — und in diesem Zimmer
Stand ich vor ihr — und ich sah auf sie nieder
In einer stummen, fürchterlichen Angst —
Noch immer aber sprachen wir kein Wort! . . .

Dann sah ich, wie durch ihre schlanken Glieder,
Die schlicht ein ärmlich-schwarzes Kleid umhüllte,
Ein Beben ging — und ihre Lippen regten
Sich unaufhörlich, doch kein Wort vernahm ich.
Und um uns her war athemlose Stille.
Und dunkle Schatten lagen an den Wänden.

Dann sprach ich. Meine Stimme klang mir fremd
Und heiser. — Sprach ich? — Nein, ich sagte nur
Ein Wort: „Sprich!“ — und ich warf mich in den Stuhl
Und sah, wie langsam sie zu Boden glitt
Und meine Kniee umschlang. Sie zitterte
Nicht mehr ... Ihr Auge hob sich zu mir auf
Und sah in mein's mit tödtlich starrem Ausdruck.

Und sie begann zu sprechen, herb, eintönig,
Klanglos und langsam. — Keine Thräne quoll
Aus unsern heißen Augen. Nur die Hände,
Sie schlossen krampfhaft in einander sich,
Als wollten wir uns an einander halten.
Und sie erzählte ihre Jugend mir! — —
— — — — — — — — — — — —
Doch was sie sprach, wird nie ein Mensch erfahren.
Es war zu scheußlich, zu unmenschlich-scheußlich!
Sternlose Nacht war ihre ganze Jugend,
Und sie erzählte Alles, Alles mir! — —

Es zog wie tiefes Mitleid durch mein Herz,
Und ich sah nieder auf das arme Weib!
Doch sie sprach weiter, herb, eintönig, grausam.
In schreckhaft-greller Klarheit steht es vor mir.
Kein Laut ringsum. Das Licht warf matte Schatten.
Auf meine Kniee war ihr Haupt gesunken,
In meiner kalten Hand lag ihre Stirn.

„Dann aber kam ein Tag in meinem Leben,
„Der Alles mich vergessen, hoffen ließ.
„Hör' mich!“

Und fester schlossen ineinander
Sich unsre Hände. Aber weiter sprach sie:

„Als ich an jenem Frühlingstag des Glücks
„Am Wasser stand, zogst du vom Tode mich
„Zurück in ein dreimal-verfluchtes Leben!

„Ich wollte enden, denn an jenem Abend
„Erlag ich, mußte ich erliegen — — —
„Erliegen einem jahrelangen Kampf! —

„In jener Nacht, die diesem Tage folgte,
„Ward ich um Geld verkauft, entehrt, geschändet
„Und preisgegeben einem alten Wüstling!
„In jener Nacht, da Tags vorher mein Leben
„An deiner Brust noch einmal sich erschlossen,
„Starb in mir Alles, was noch menschlich war!"

Sie schwieg. Ich aber stöhnte auf. Da sah sie
Mich an mit scharfem Blick. Mir schien's: mit Haß!

„Bist du zu schwach, zu hören, was ich lebte?
„War ich doch stark genug, um es zu tragen!
„Ja, bebe nur! Denn deine Lippen haben
„Von mir den ersten, reinen Kuß empfangen,
„Wie sie nachher befleckte von mir nahmen!"

Ich schwieg. Da sprach sie weiter, herb, eintönig,
Und unsre Hände hielten sich umklammert,
Die Finger schlossen krampfhaft sich zusammen,
Als müßten wir uns aneinanderhalten.
Doch nicht mehr bog ihr Antlitz nieder sie.
Sie sah mich an mit großem, stierem Blick.

„— Und Monate vergingen. Da sahst du
„Mich wieder — lachtest — gingst an jenem Abend . . .
„Da keimte in mir ein furchtbarer Haß:
„Gelänge es mir doch, einmal ein Leben
„So zu zerstören, wie das meine ward!

„Und als du wieder kamst und vor mir lagst,
„Um Liebe flehend, trat ich dich mit Füßen
„Und lachte, während innerlich ich weinte."

Sie schwieg und wartete. Ich aber sprach nicht,
Ein kalter Schauder lag auf meinem Herzen.

Und weiter sprach sie, herb, eintönig, grausam
Und unter ihrem Blick erstarrte ich.

„Du mußt noch mehr ertragen. Höre weiter!"
Da rang ein Wort sich schwer aus meinem Munde:
„Weib, schweig! Es ist zu viel. Ich trag' nicht mehr!"

Doch sie mit grausam-harter Freude sprach:
„Ich quälte dich und sah, wie du zerbrachst.
„Ich quälte dich, bis endlich du mich ließest.
„Nun aber wisse noch. Zwar solltest du
„Es nie erfahren, aber höre jetzt:
„Geliebt — hab' ich nur dich von allen Menschen!"

Sie schwieg und einen Augenblick war's still,
So still, daß wir des Lichtes leises Knistern
Und Räderrollen auf der Straße hörten,
So still, als hätte uns der Tod gestreift.
Dann schrie ich auf in tödtlichem Entsetzen:
„Es ist nicht wahr!" — Sie aber sprach noch einmal
Mit einer Stimme, die ich nie vergesse,
Leer, klanglos, hart, doch überzeugend wahr:
„Geliebt hab' ich nur dich!" — mir aber war,
Als ob der Boden unter mir erbebe.
Ich sank zurück. Wir waren Beide still.
Ein lähmendes Entsetzen lag auf mir.
Ich ließ sie los von mir und fühlte deutlich:
Der Wahnsinn streckte seine Hand nach mir.

Dann sprang ich schreiend auf und sah auf sie —
Sie lag noch immer auf den Knie'n vor mir
Und sah mich an mit unverwandtem Blick.

„Du hättest mich mit einem kurzen Wort
„Zum Seligsten der Menschen machen können
„Und hast zum Aermsten mich gemacht. — Warum?
„Warum? so frag' ich dich! Gieb Antwort mir!
„Du hast mit deinem und mit meinem Glück

„Ein furchtbar frevles Spiel getrieben! Rede,
„Weib, weshalb haſt du damals nicht geſprochen?“

Ich blickte auf ſie nieder. Aber ſie
Sah mich mit wortlos-ſtarrem Blicke an.
Da trat ich vor: die Hand zum Schlag erhoben:
In jenem Augenblick haßte ich ſie . . .
Jedoch ſie — ſchwieg! — Und ich trat vor ſie hin:

„Weib, ſprich — weshalb haſt du, dich ſelbſt belügend,
Uns Beide elend, elend ſterben laſſen?“

Und wieder ſah ſie wortlos zu mir auf,
Jedoch in ihren dunklen Augen blitzte
Ein Dämon auf, und ihre Lippen lachten.
Da packte namenloſe Wuth mich an.
„Du lachſt!?“ — und bei den Händen griff ich ſie
Und riß ſie wild empor. Wir ſtanden uns
Feſt gegenüber. Sie war todtenbleich,
Auf ihren Lippen lag kein Lächeln mehr.

Ich rang nach Athem. Meine Hand ſank nieder.
Ich fühlte, wie die Kniee mir erbebten,
Und fühlte, wie das Leben in mir ſtarb.
Und doch ſchrie in mir namenloſes Weh,
Und doch zerwühlte mir ein Wort das Hirn,
Ein nüchtern-klares Wort: „Um Nichts! — um Nichts!!“ —

Dann wandte ich mich langſam, um zu gehen.
Doch ſie trat vor. Ich hörte, wie ſie ſagte
Mit einer Stimme, leiſe, tief und traurig:
„Weil ich nicht wollte. Nicht in Schmutz, in dem
„Ich unterging, haſt auch du ſinken ſollen.
„Denn nimmer richteſt du geknickte Blüthen,
„Und nimmermehr geſtorbene Herzen auf.
„Weil ich dich liebte, wollte ich dich retten!“

Ich wandte mich, da ſah ich, wie ſie weinte,
Nicht laut und heftig, ſchweigend weinte ſie . . .

Und durch die Thränen sprach sie traurig weiter:
„Doch als du von mir dann gegangen warst,
„Da erst hab' ich gefühlt, was ich verloren —
„Da erst, daß dies Verlorene Alles war! — —
„Und tiefer bin und tiefer ich gesunken,
„Und jede Scham ist nun in mir erstickt,
„Und wohl in hundert fremden Armen lag ich
„Und nahm das Gold, was mir geboten wurde" — —

Mich schauderte noch einmal . . . Mächtig wollte
Mich schon die alte Liebe zu ihr reißen,
Jedoch ich konnte nicht. Ich schritt zur Thür.
Noch einmal aber wandte ich den Blick
Und sah sie stehn, die Alles mir gewesen,
Was auf der Welt mir jemals theuer war.

Sie weinte nicht mehr. Reglos stand sie da
Und sah mich an mit einem Blick voll Trauer
Und tiefer Liebe . . . und ich wandte mich
Und ging hinaus — — — — — — — —
— — — — — — — —

LIX.

Und wie die Nacht verging, ich weiß es nicht . . .
Und wie der Morgen kam, ich weiß es nicht . . .
Wo ich gewesen, ich weiß es nicht mehr . . .
Was ich gethan, ich habe es vergessen . . .
Jedoch als wieder nun der Tag die Menschen
Mit seinem grellen, feilen Licht umkroch,
Stand ich in meinem Zimmer wühlend, suchend
Und, was an Geld ich fand, zusammenraffend.
Und schleppte mich zu jenem Haus zurück
Und stieg die Treppe müde-zögernd aufwärts
In einer Ruhe, die dem Tode glich,
Nicht mehr in Angst, in hoffnungslosem Brüten,

Und ſtand vor ihres Zimmers enger Thür
Und trat dann in das Zimmer — ſie war fort.
Ich wußte es! — nur rings die leeren Wände
Sah'n höhniſch-lachend auf mich nieder. Und
Ich ging — — — — — — — — — — —

— — — Und dieſer Augenblick — er war
Das Ende einer Jugend — eines Lebens.
Denn niemals, niemals ſehen wir uns wieder!

LX.

Wortlos- und thränenloſer Schmerz — nichts weiter,
Nichts, nichts, was ich noch ferner ſagen könnte!
Vordem: ein Klagen, ein Sich-ſelbſt-Zerfleiſchen,
Und heute nichts — nur Ende alles Lebens! —

Und alſo ſei dies Buch von mir geſchloſſen. —

In dieſer Stunde aber wühlt kein Zweifel
An Allem in der — nicht mehr müden Bruſt!
Nein, ein Gefühl durchlodert ſie, ein heißes,
Mit nie geahnter Macht —: das iſt der Haß!

Und dieſer Haß gebiert ein neues Leben!

Zu viel der Liebe war in dieſem Herzen,
Nicht nur zu dir, Helene — zu der Menſchheit.
Und wie die Menſchheit mich und dich betrog,
So will ich um mein Leben ſie betrügen.

Nicht mehr der Worte! Nicht allein der Himmel,
Nein, auch die Hölle hat ihr düſt'res Recht.
Die Menſchen haben uns von ſich geſtoßen
Und uns getrennt — ſo ſagen wir uns los
Und wollen ferner nicht um Liebe betteln!
Hoffnungslos, ehr- und rechtlos, haſſend, einſam

Iſt unſer Leben — wir verloren uns,
Und lachend haben Alles wir verloren!

Das Lachen auf der Lippe kann erſterben
Für alle Zeit. Der Blick kann ſich umfloren,
Daß er nur trübe ſieht. Und alle Luſt
Im reichen Herzen kann für ewig ſchwinden.
Wer einmal in das Antlitz ſah des Lebens,
Wie ich es ſah, iſt lebend ſchon geſtorben!

Und wer das Urtheil dieſer Welt verachtet,
Geht unter, freund- und hoffnungslos, gehaßt —
Und darum gehn wir Beide unter: du
Und ich! — Wir ſind zu ſtolz, um noch zu bitten.
Du bateſt nicht um Hülfe, denn du wußteſt,
Daß ich dir nicht und Niemand helfen konnte.
Und ich — ich habe nie gebeten, nie! —
Sie leben nun einmal zuſammen: Jeder
Iſt auf den Andern angewieſen, und
Des Einen Glück, es iſt des Andern Unglück.
Und fertig werden mit der bittern Wahrheit
Iſt Alles, was das Leben von uns will.

Ja, du gingſt unter. Aber mir entſteigt
Aus deinem Tod ein neues, fremdes Leben.
Es iſt nicht wahr, daß Liebe Alles tödtet:
Die Liebe tödtet nicht den Haß, der einſt,
Ein Dämon, tief in unſre Bruſt ſich ſenkte.

Und dieſer Haß läßt mich nicht untergehn!

LXI.

Und rieſengroß ſteigt aus der dunklen Nacht
Ein Schreckbild auf, Helene, dein zukünftiges,
Dein abwendloſes Leben! — Dumpfer Rauch

Und Qualm umdüstert deinen fernern Weg:
Und ekler Schlamm spritzt auf vor deinen Füßen;
Und Lüge — Habsucht — Elend — Jammer kauern
Mit frechen Augen seitwärts deinem Wege.
Du gehst allein. In schreckensvoller Oede
Verliert dein Fuß sich in der weiten Welt . . .
Du rufst — doch Niemand hört dein flehend Rufen . . .
Du schreist — doch Keinen schreckt dein Schreien auf . . .
Du weinst — doch Niemand sieht dein stilles Weinen . . .
Du wimmerst auf — doch es verhallt dein Wimmern . . .

Und endlich brichst im Schlamme du zusammen
In deines Lebens Mitte und verendest — —
Rechtlos und friedlos, wie dein Leben war,
Stirbst du verlassen — elend — einsam — schweigend — —

Und wo bin ich in dieser letzten Stunde?! —

LXII.

Mein letztes Wort: ein Fluch der feilen Welt,
Die Beide uns gebar, um uns zu tödten!
Du — Kind aus dem verachteten Geschlecht,
Das sich den Sünden jener opfern muß!
Ich selbst — entstiegen jener Lügenwelt!

Daß wir uns nahten, war ein grauser Hohn,
Und Beide gingen unter wir — und schuldlos!

Mein Wort: ein Fluch, gellend hinausgeschrieen!
Dein Leben: ein niemals gesprochener Fluch —
Und beide Flüche werden sich erfüllen!
Sie werden mit unzähligen andern einst
Die Menschheit stürzen! Opfer sind wir nur
Der Zeit, die uns gebar und die uns tödtet.
Wir sind verloren — jenes Gift, das uns

Vergiftete, wir tragen es hinaus,
Und wir vergiften eine Welt um uns!

Ruchlos und schamlos sahen wir die Welt,
Wie sie zu unsern Füßen brandete —
Und Beide wurden wir hineingerissen:
Weh' Dem, der unterliegt! — Wir unterlagen.

Was kommen wird, ich weiß es nicht. Doch wir,
Wir sehen nie uns wieder. Und ich wünschte,
Du wärest todt.

Und Tod, wann kommst du mir?
Wann!? — ach, zerrinnt doch Tag auf Tag mir wieder,
Wie in dem weiten Meer die Welle stirbt ...

Fortgang

Der „Dichtungen" erste Folge

1886—1888

Erste Ausgabe: Großenhain 1888.

„Mancherlei hast du versäumet:
„Statt zu handeln, hast geträumet,
„Statt zu denken, hast geschwiegen,
„Solltest wandern, bliebest liegen."

Nein, ich habe nichts versäumet!
Wißt Ihr denn, was ich geträumet?
Nun will ich zum Danke fliegen,
Nur mein Bündel bleibe liegen.

Goethe.

Von Gestern und Heute.

Neue Blätter aus meinem Skizzenbuch.

Ueber Fels und öde Flächen
Muß der Strom, daß er sich breite —
Annette Droste-Hülshoff.

I.

Im Frühjahr und Sommer 1886.

Was ist das für ein freudig Schaffen,
Wenn mir die Gunst der Stunde lacht!
Kein mühsames Zusammenraffen
Zersplitterter Gedankenfracht.

Ich greife in die blaue Ferne
Und nehme doch das Nächste mit.
Mir leuchtet jetzt das Licht der Sterne,
Das ich mir wollend! — einst erstritt.

II.

Nur ein Gefühl darf nie versiegen:
Dies Fühlen tiefster Lebenskraft,
Die trotzig alles Unterliegen
Bekriegt, indem sie rastlos schafft.

Wenn dieses Hochgefühl mir schwände,
Zusammenbräche auch mein Sein,
Denn meinem Können sich entwände,
Was stets mich hielt: des Lebens Schein

III.

Ich sah ein Weib am Boden liegen
Und sah ein andres bei ihr knien;
Sie schien ihr müdes Haupt zu schmiegen
An jene. Aber diese schien

Versteinert, denn sie sah zur Seite;
Kein Leben floß durch die Gestalt.
Jetzt sah die andre auf — zur Weite
Sah sie mit bannender Gewalt.

Die Haide lag im Abendschimmer.
Verdorrte Halme trieb der Wind.
Doch aufrecht stehn sah ich noch immer
Der sündigen Mutter sündiges Kind.

Erst als des Abends letztes Flammen
Am Horizont versunken schien,
Sah ich die Frauen still zusammen
Zur sternenlosen Ferne ziehn.

IV.

Wie viele Gedanken fluthen
Durch unsere Stirnen — und doch:
Am Wege die meisten verbluten,
Zu frei für der Worte Joch!

Und die Gefühle — wie viele
Durch unsere Herzen auch ziehn,
Die meisten erlahmen dem Ziele,
Erkalten — zerflattern — zerfliehn!

V.

Durch ihre Züge glitt kein Bangen.
Sie ſtand in ihres Hauſes Thor
Und ſah mit ſehnendem Verlangen
Zum ewigen Sternenmeer empor.

Sie fühlte nicht, wie dieſe Stunde
Ein fremder Blick verzehrend hing
An ihr — ſie fühlte nur die Wunde,
Die ſie — ſelbſt liebend — einſt empfing!

VI.

Eine ſchwüle Sommernacht. Mein Zimmer
Hellte nur ein mattes Licht. Sein Schimmer
Wob um mich. Drei Leben gruben nur
In die trübe Stille ihre Spur.

—: An der Decke flog ein müder Falter.
Dann des Lichtes unſtät flackernd Scheinen.
Und wie todter Lebenshauch, ein kalter,
Meiner Seele faſt unhörbar Weinen . . .

VII.

Liſſabon, 14. September 1886.

Wie ſie mir herüberwinken,
Jene Hügel, lichtumſtrahlt,
Wie von Meiſterhand auf dunklen
Grund des Himmels hingemalt!

Ach, zu dieſen blauen Bergen
Zieht mich ein geheimer Zug —
Dürfte ich auf ihnen weilen!
Weilen — im Vorüberflug! . . .

Doch dazwischen rauscht der Tajo,
Breit und still — horch, wie er klingt,
Sein Gesang, der immer wieder
Meine Sehnsucht niedersingt! . . .

❦

VIII.

San João da Foz, Herbst 1886

Lachend halb, halb weinend, weit die Arme breitend
Eilte ich, die Felsen hastig niedergleitend,
Bis ich über seinen Wogen stand.
Und als hätte ich es kaum verlassen
Jauchzten meine Lippen — fassen, fassen
Laß mich wieder deine weiße Hand!

Meer, mein Meer, da bin ich endlich wieder!
Halbvergessenes Glück durchrieselt meine Glieder,
Glück, das nie ein Mund den Andern nennt!
Küsse, küsse mich mit Schaumeslippen!
Trinken will ich, trinken! nicht nur nippen!
Schreiend, schreiend grüßt dich, wer dich kennt!!

❦

Schreiend, schreiend grüßt dich, wer dich kennt!
Hier Genesung! Fieber, welches brennt
In den Fluthen deiner Liebe stillen!
Fieber, welches Mark und Bein verzehrte,
Welches Frieden, Jugend, Kraft begehrte,
Welches niederrang den stärksten Willen!

Hier Vergessen! Hier die großen Tage,
Welche kommen, gehn in gleichem Schlage!
Neues Leben schon die Lippen schlürfen.
Hinter mir die Lüge und das Kämpfen —
Welche Wonne, ohne feiges Dämpfen
Schreien wieder, wieder schreien dürfen!

Und ich ſchreie Alles dir hinaus!
Gieße meines Grolles Schale aus,
Und ich weiß: ich bin verſtanden!
Schreite hin und her am weißen Strand,
Jauchze zu dem feſſelloſen Brand —
Glücklich, ſelig — frei von Menſchenbanden!

Meer, mein Meer! — du meiner Kindheit Liebe!
Meine erſte — meine letzte Liebe!
Warum war ich je von dir getrennt?
Aber nichts ſoll hier mein Herz umdunkeln:
Schreien ſoll mein Mund, mein Auge funkeln —
Schreiend, ſchreiend grüßt dich, wer dich kennt!

IX.

Ich laſſe mich wiegen, mich wiegen,
Und küſſe die Lippen voll Schaum —
Ach, ſind mir doch all' dieſe Tage,
Dieſe Tage noch wie ein Traum.

Wie ein Traum, den als Kind einſt ich träumte
An der Bruſt der Mutter, die mir
In der Ferne des Nordens dich zeigte —
Und nun bin ich wieder bei dir! —

Und laſſe mich wiegen, mich wiegen,
Und vergeſſe, was war und was iſt . . .
Glücktrunken! — mich hat deine Lippe,
Deine Lippe voll Liebe geküßt!

Und ich kniee nieder am Strande
Und breite die Arme hinaus
„O gieße aufs Haupt deines Kindes,
Mein Meer, deinen Segen nun aus!“

Und ich bete, der nie ich gebetet,
Und flehe voll Inbrunſt zu dir:
„Gieb mir einen Strom deiner Stärke,
Einen Hauch deiner Freiheit gieb mir!“

Und in der unendlichen Liebe,
Mit der du mich immer umfingſt,
Gewährend die ſchimmernden Arme
Um den Betenden wieder du ſchlingſt.

X.

Wie geheimnißvoll die Fluth
An den dunklen Felſen brandet! —
Sie erzählt von einem Leben,
Das an eines Weibes Gluth
Thatenlos geſtrandet.

Ob ich dieſes Leben nicht
Um ſein ſchönes Sterben neide?!
Der Gedanke läßt mich nimmer!
Doch die Woge weiter ſpricht:
„Elend Beide — Beide!“

XI.

Die Wellen branden am Strande.
Ich höre das Toſen kaum,
Denn mich umſpinnt der alte,
Nie ausgeträumte Traum.

Da ſchlägt der Nachtwind ans Fenſter.
Ich ſchrecke ſchaudernd empor.
Was kämpft noch immer die Seele
Um das, was längſt ſie verlor?!

Hinweg, ihr bleichen Gedanken,
Die nie mehr ich denken will!
Ich trete aufathmend ans Fenſter:
Der Mond ſcheint groß und ſtill.

Ergieb dich — du brichſt nicht die Ketten!
Allabendlich grüßt dich der Schein.
So iſt es immer geweſen,
So wird es immer ſein . . .

XII.

Meerrauſchen vor meinem Fenſter.
In mir der Friede der Welt.
An ſeiner Ruhe die letzte
Unraſt des Lebens zerſchellt.

Und in mir mildes Verzeihen.
Wie weit die Erde und ſtill! . . .
O ewige Liebe, dein Weben
Doch nimmer mich laſſen will!

Die Nacht ruht leer und lautlos
Ueber dem Ocean,
Ueber den Wolkenbergen
Zieht der Mond ſeine Bahn.

Ob ſo auch unſere Erde,
Wenn ſie erſterbend zerſchellt
Ihre lichtloſen Trümmer
Jagen wird durch die Welt?

Die Ewigkeit schläft auf den Wassern.
In dieser Einsamkeit
Schlägt leiser ihre Flügel
Selbst die Wanderin Zeit.

Aber sie schreitet doch stetig.
Nichts hemmt ganz ihren Schritt.
Und sie schleift unsere Tage
Ohne Erbarmen mit!

XIII.

Bussaco, 22. November 1886.

Urwald. Altheiliges Schweigen. Kein Fuß betrat
Jemals diese Stille. Wer sich ihr naht,
Steht erschaudernd. Vorüber geht die Zeit
Dieser Stätte des Sterbens. Die Ewigkeit
Schlägt tonlos ihre Flügel über dem ewigen Wald.
Bebend macht der Wanderer an seinem Rande Halt.
Kein Fuß betrat diese Stätte. Der Himmel spannt
Ueber das todte Leben seine segnende Hand.

XIV.

El Escorial, 30. November 1886.

In El Escorial, dem Dome,
Stehen düster-hohe Säulen,
Und die Schatten todter Zeiten
Gleiten zwischen ihnen hin.

In El Escorial, dem Dome,
Ist ein Kreuzgang. Schwarzes Grauen
Weht von seinen Wänden nieder
Auf den Wanderer, der ihm naht.

En El Escorial, dem Dome,
Steht im Kreuzgang, halb im Schatten,
Ein geweihtes Waſſerbecken.
Kaum befeuchtet iſt der Stein.

In El Escorial, dem Dome,
Tritt ein Jeder zu dem Becken,
Beugt ſich über ſeine Brüſtung
Und befeuchtet ſeine Hand.

In El Escorial, dem Dome,
Hat im Lauf der dunklen Zeiten
Dieſes Marmorbeckens Ränder
Tief der Frommen Schaar gehöhlt.

In El Escorial, dem Dome,
Wo die Zeiten ſpurlos ſterben,
Zwingt des Wahnes dunkler Wahnſinn
Selbſt den Stein zu ſeinem Dienſt.

In El Escorial, dem Dome,
Sinkt der Muth der Wahrheit nieder.
Wie viel Jahre wird es währen,
Bis der Fels des Wahns ſich höhlt?!

XV.

Im Winter 1886

Wieder hat ein Morgen ſich erhoben:
Wieder iſt der Träume Schwarm zerſtoben —
Alles wieder, wie es geſtern war!
Aber wie ſie ſtumm vorüberziehen,
Wie ſie ſchweben, ſchwanken, ſchwinden, fliehen,
Löſt ſich los ein Traum aus ihrer Schaar.

Und er gaukelt vor den wachen Sinnen.
Und ich bange: was wird er beginnen?
Wird er immer näher mich umziehn?
Wird ihn nicht die kühle Morgenhelle
Treiben von des müden Herzens Schwelle? —
Wird er bleiben? — Wird auch er entfliehn?

Will die Mutter Nacht ihr Kind mir lassen?
Ach, ich kann das Lustige nicht fassen,
Und ich habe nicht nach ihm verlangt.
Nimm es fort — so wie du einst die Stunden,
Da es sich zuerst zu mir gefunden,
Mit dir nahmst, vor denen mir nicht bangt.

Alles starb! — Was will ein Traum noch leben?
Um dem Schmerze neue Kraft zu geben?
Besser, auch das letzte Denken stirbt!
Wie die Blume stirbt, wenn sie verblühte,
Wie Begeisterung stirbt, wenn sie verglühte,
Sterbe dieser Traum, der um mich wirbt!

Er vermag dies Herz aus seinem Schweigen
Nicht zu rütteln, mag er ihm auch zeigen
Tage — Nächte, die vergangen sind:
Tage, wo die Leidenschaft mich stählte,
Nächte, wo die Liebe mich vermählte —
Mutter Nacht, nimm hin dein dreistes Kind!

Denn es wird mir lästig! — Ueberschritten
Habe ich das Leben und gelitten
Habe ich — da frommt kein Träumen mehr.
In die Welt warf ich mein freies Denken.
Willst du mich aus meinen Bahnen lenken,
Sende stärkre Kämpfer zu mir her!

Die Vergangenheit bezwingt mich nimmer,
Und Erinnerung mit ihrem Schimmer
Zeigt mir neu des Lebens Tiefen nur.

Wozu nutzlos in die dunklen tauchen?
Wozu Worte in die Lüfte hauchen,
Die im Aether lassen keine Spur?

Und der Traum zerweht — — — —
— — — — — da plötzlich langen
Fühle ich nach mir die Sehnsucht . . . Bangen
Um das Längstverlorene packt mich an.
Wollte ich mit kühlen, starren Lügen
Eben nicht mein armes Herz betrügen
Und zerstören einen süßen Bann?

Was mich eben mitleidsvoll umwoben,
Stieß ich von mir — und nun ist zerstoben
Auch das Glück mit dieser Träume Schaar . . .
Und der ganze Jammer faßt mich wieder —
Und ich stürze, weh aufschreiend, nieder — —
Alles wieder, wie es gestern war!!

XVI.

Stiller Kummer — doch kein Weinen, —
Um den Mund ein harter Zug,
Und ein scharfes Glückverneinen
Aus dem Kampf hervor ich trug.
Alle jauchzten meinem Falle,
Die mich freudig einst umdrängt,
Tiefer als die andern Alle
Hast du — du! — mich doch gekränkt,
Da du gingst mit feigem Zittern,
Abschiedlos! — — o wie es frißt
An mir weiter, dies Verbittern,
Das Geschehenes nie vergißt!

XVII.

London, 1887.

Die Straße lag im Abendſchatten.
Nur mühſam warf das Licht die matten,
  Verwehten Strahlen in die Nacht.
Und heimwärts von verirrtem Gange
Trug ich das Herz, das ſchwere, bange,
  Gejagt von zwingend-düſtrer Macht.

Entſchlafen war des Lebens Reigen.
In fremdem, wunderbarem Schweigen
  Ermüdet lag die Rieſenſtadt:
Der langen, fiebertollen Tage,
Der nie geſtillten, wehen Klage,
  Des eigenen, wirren Lebens ſatt.

Nur meiner eigenen Schritte Hallen
Vernahm ich noch. Dem Tod verfallen
  Sonſt Alles meinen Sinnen ſchien.
Selbſt durch der Brücke hohe Bogen
Sah ich die Themſe fortgezogen
  Wie unbeweglich weiter ziehn.

Ich ſah mit ſtarrem Blicke nieder.
Und eine Nacht ſtieg auf mir wieder: —
  Es war vor langen Jahren ſchon.
Da ging ich, einſam und verlaſſen,
Durch einer andern Weltſtadt Gaſſen —
  — Und horch! — dort — einer Stimme Ton.

Ich bannte meinen Schritt, und flüſtern
Vernahm ich eine Stimme. Lüſtern
  Und wolluſtbebend zu mir drang:
„So gieb mir Geld — ich bin die Deine! —"
Und dann ſah ich beim Lichterſcheine,
  Wie er ſie wild und ſchnell umſchlang.

Und in der Häuſer Schatten eilen
Sah ich das Weib und kurz verweilen
Dann wieder ſtehen bei dem Mann.
Wie: — „Vater . . .“ war's zu mir gedrungen.
Schon aber ſah ich feſt umſchlungen
Die Beiden weiterſchreiten dann.

Und als nun in des Hauſes Schatten
Ich eilig trat, ſah einen matten,
Gebrochenen Greis ich ſtehen dort;
In ſeiner Hand wie Gold es funkeln:
Sein Auge Thränenfluth umdunkeln —
Und das Entſetzen riß mich fort!

Und rückwärts muß ich oft mein Denken
Zu jener Stunde ſchaudernd lenken,
Gebannt von einer dunklen Macht.
Wenn heimwärts von verirrtem Gange
Das Herz verlangt, das ſchwere, bange,
Aus ſternenloſer, kalter Nacht . . .

XVIII.

Und unſre Tage wandeln weiter
In ihrer ausgetretenen Bahn,
Schon dehnt die Fluth ſich breit und breiter
Und ſendet Grüße dem Orkan.

Der naht auf dunklen Wolkenflügeln.
Wie lange? — er wird bei uns ſein!
Schon auf den nachtumwehten Hügeln
Flammt es wie blutiger Widerſchein.

Menſchen.

Neben dem kleinen Springbrunnen mitten auf dem Grasplatze des Hôtelgartens ſaß ein zerzauſter Condor, welchen der Wirth zur Beluſtigung ſeiner Gäſte angeſchafft hatte. Ein tüchtiger Strick band ihn an das kleine Geſtell. Wenn aber die Sonne ſo recht warm auf daſſelbe ſchien, dann dachte der Vogel an die Felſengipfel in Peru, an ſeinen mächtigen Flügelſchlag über die tiefen Thäler fort — und dann vergaß er den Strick.

Er that zwei gewaltige Schläge, dann ſchnitt das Tau in den Fuß, und er fiel in das Gras. Stundenlang konnte er ſo daliegen, dann ſchüttelte er ſich und kletterte wieder auf ſein kleines Geſtell.

— — — —

2.

Wie Abendleuchten auf der schneeigen Firn
Erflammte Glanz des Zorns auf seiner Stirn.
Er kämpfte. Nieder streckte seine Gluth
Die feile Schaar der lügnerischen Brut.
Als Sieger trat er aus dem Kampf hervor —
Und dennoch nicht als Sieger —: er verlor
Die Hoffnung, welche in der Wurzel brach.
Der Stich der Viper in die Hand ihn stach,
Fast merklos — doch er spürte ihn. Er fraß
Um sich . . . der Tod im müden Herzen saß.

3.

Er lag am Boden reglos hingestreckt,
Die Augen von der rechten Hand bedeckt,
Wie ihn das Weh des Abends niederwarf.
Er war nicht todt. In seinen Schläfen scharf
Pochte das Leben. Doch er lag wie todt.
So weckte ihn das grelle Morgenroth.
Und er stand auf — erbebte — zwang sich — sann —
Und als ein Andrer ging er heimwärts dann.

4.

O sprich, was bist du so müde geworden, bevor noch dein Winter begann?
Wie kam's, daß wie Rauch den Giebel des Hauses — der Schnee deine Schläfe umspann?
Ich kannte dich doch, da warst du ein Kind, und die Welt erschien dir so schön,
Und du sahst mit dem Auge der Hoffnung empor zu des Lebens verheißenden Höh'n.
War der Weg dir zu lang?
Schlug das Herz dir zu bang?
Dann wäre es besser, du hättest das Licht der Erde niemals gesehn!

Wie naht dir der Tag nun so zögernd und lässig, und wenn er wieder dir weicht,
Dann siehst in der Ferne dein Ziel du noch immer verschwommen und unerreicht.
Und es trübt sich dein Auge, es zittert dein Knie, es bebt deine Hand,
Und mit welkem, erstorbenem Finger betastest du ängstlich die Wand.
War die Welt dir zu weit?
War der Abgrund zu breit?
Dann wäre dir besser, es hätte dein Fuß nie betreten der Lebenden Strand!

Ich höre dich oft in den stummen Stunden, wenn der Gott des Schlafes die Welt
Hoch über des Tages verlöschenden Flammen in liebenden Armen hält,
Wie du mit schleppendem Schritte voll Angst deines Zimmers Enge durchmißt,
Und über den Qualen des Innern den Frieden der Stunde vergißt.

Dann flieht mich der Schlaf, und ich sinne und denke Vergangenem nach,
Und wie wohl das Schicksal gewesen, das deine Seele sich brach ...
War dein Wille zu weich?
War dein Herz zu reich?
Dann wäre dir besser, du hättest verlacht, was das lügende Leben versprach!

— Und während ich sinne, und während du wanderst, taucht lächelnd und bleich
Hinter den Grüften des Todes empor ein neuer Tag.

Eine Schauſpielerin.

Ich ſah dich, als dein Stern im Sinken war,
Als erſte, weiße Fäden durch dein Haar,
Dein dunkles, ſchüchtern ſchon ſich zogen.
Und dennoch haſt du wieder mich gebannt!
Wie einſt vor Jahren, ſind in jähem Brand
Dir meine Sinne zugeflogen.

Du gehſt noch immer in demſelben Gang,
Den einſt zu gehen deine Kunſt dich zwang –
Ich weiß, du gehſt ihn nur noch müde!
Auf deinem Weg liegt ſchon, wie auf dem Plan
Die Schatten liegen, wenn die Nacht will nah'n,
Ein heimathdurſtiger Abendfriede.

Die Andern lachten roh. Sie kannten dich,
Die hochmuthsvollen Thoren, nicht, wie ich,
Wie ich — der ich dich liebte, kannte!
Wir waren uns zur Zeit der Jugend fern.
Nun einet uns des Abends ſpäter Stern —
Denn wir ſind heimathlos Verbannte.

Einſt ſahſt du, wie die Welt zu Füßen lag
Der Künſtlerin, ſahſt, wie dein Ruhm zerbrach,
Du haſt es ſchmerzlich-ſtumm geſehen!
Im Glanz des Glückes haſt du mich verſchmäht —
So laß uns jetzt, wo es zu Ende geht,
Dies Ende noch zuſammen gehen!

Die Beiden.

Eine ſentimentale Geſchichte.

Sie haben ſich geliebt ihr Leben lang
Und waren ſich getrennt ihr Leben lang . . .
Und wie es kam? — Ja, warum kann der Vogel
Zur Roſe nie gelangen, die ihm doch

Die süßesten von ihren süßen Düften
Durchs offene Fenster in den Käfig sendet? —

Ja, wie es kam? — das Leben trennte sie,
Und niemals, nie gelangten sie hinüber,
Und wußten nicht einmal, daß sie sich liebten . . .

Sie kannten sich als Kinder schon und kamen
Zu kindlich-frohen Spielen oft zusammen.

Und damals schon zog es sie zu einander,
Und damals schon haben sie sich geliebt,
Jedoch sie wußten nicht, daß sie sich liebten,
Sie wußten nicht einmal, was Liebe war . . .

Doch als sie älter wurden, waren sie
Nicht mehr so oft beisammen, denn das Leben,
In das sie Beide nun gestoßen waren,
Es trennte sie, und unerbittlich-hart . . .

Und wie es wurde? — Wie es immer wird,
Wenn fremde Menschen sich dazwischendrängen.
Sie sahen wieder sich. Jedoch nur selten,
Nachdem sie jahrelang getrennt gewesen.

Und niemals wieder flog ein Blick der Liebe
Aus seinem Auge hin zu ihrem Auge
Und nie aus ihrem Auge zu dem seinen . . .
Denn sie war reich und vielumworben — er
Jedoch war arm. Und Keiner brach sein Schweigen.

Und wiederum vergingen lange Jahre.
Dann sahen sie sich wieder. Alles war
Wie vordem, unverändert-traurig. Und
Sie sah'n sich öfter, sah'n sich seltner dann.
Sie war ihm treu geblieben, wie er ihr.
Was war es, das sie jetzt noch immer trennte?
Die keusche Scham, die zu den Beiden sprach:
„Ich kann nicht werben um die reiche Frau!"
„„Er liebt mich nicht, sonst käm' er jetzt zu mir!""

Und Beide waren fest und Beide treu,
Und so verging der Sommer ihres Lebens,
Und Beide liebten sich und wußten's nicht,
Und auch kein Dritter kannte ihre Liebe . . .

Dann wieder waren sie getrennt auf Jahre,
Doch in den langen Jahren dachte Jeder
Nur an den Andern . . . Und sie sah'n sich wieder.
Doch auf den Häuptern Beider lag der Herbst.
Und Beide waren unvermählt und treu.

Nun sahen sie sich oft und sprachen herzlich,
Wie einst in ihrer ersten Jugend Tagen.
Nun trennen sie nicht mehr die fremden Menschen.
Noch immer haben Beide trübe Nächte,
Da steigt es ihnen bang und dräuend auf,
Daß sie vielleicht doch glücklich werden könnten:
Doch wenn der Morgen kommt, fliehn ihre Träume.
Sie schämen sich, daß sie des Glücks gedacht,
Das ihnen immer fern und ferner war . . .

Woher auch käme ihnen eine Kraft,
So stark, ein ganzes Leben voller Sehnsucht,
Ein Leben voller Kummer zu vergessen?

Sie wissen nicht einmal, daß sie sich lieben,
Sie ahnen es, jedoch sie wissen's nicht.
Sie fürchten sich vor dem verlorenen Glück . . .

So sind sie fremd sich, wie sie immer waren,
Und Jeder lebte doch nur in dem Andern.
Sie hätten Beide glücklich werden können
Und wurden's nicht . . . Vielleicht durch eigene Schuld,
Gewiß durch fremde! Muth gehört zur Liebe!
Und Keiner von den Beiden hatte Muth . . .

Sie werden treu sich bleiben bis zum Tode,
Wie sie ihr Leben lang sich treu geblieben.

Was hätte es bedurft? — Nur eines Wortes.
Nicht einer That . . . Jedoch dies eine Wort
Blieb ungesprochen; und sie wurden elend,
Und hätten doch so glücklich werden können . . .

Ein Fürst.

Er hat sein Volk ein Leben lang geknechtet,
An seiner Söhne Mark sich satt gezehrt,
Hat seines Landes Töchter frech entehrt —
Sie aber haben nicht mit ihm gerechtet.
Nun ist er endlich todt! — Sie aber stehen
An seinem Grab und weinen — ach, es sind
Doch wahrlich vielgetreue Unterthanen!
Zwar sind sie, bei dem rechten Licht besehen,
Vor lauter unterthäniger Feigheit blind
Und eigentlich die reinsten Hundeseelen,
Die nicht, was Menschen-Werth und -Würde ahnen —
Und schließlich kümmert's dich, wenn sie sich quälen?!

Der Letzte seines Stammes.

Er steht am Gartenthor — ein schlichter Mann,
Der Letzte seines adligen Geschlechtes.
Weil er sich seines angeborenen Rechtes
Begab, ward er in Acht gethan und Bann.
Hinaus stieß bebend ihn die Vaterhand.
Da kehrte er dem Heimath-Haus den Rücken —
Er konnte Dem, was er veraltet fand,
— Unfreien Vorurtheilen — nicht sich bücken.
Er wollte frei sein! Und so schuf er sich,
Der Letzte seines Stamms, ein eignes Leben.
Und in dem unermüdlich-harten Streben

Das Bild der Kindheit mehr und mehr verblich.
So ging ein Leben, das zum Spiel geboren,
Wie tausend andre, nicht der Zeit verloren.

Er sah den Vater nie, die Heimath wieder,
Seitdem er seinen Namen abgelegt
Und so von seiner Höhe stieg hernieder,
Daß er — zur Arbeit seine Hand geregt.
Da drang die Kunde in sein stilles Schaffen,
Daß todt der Vater sei — daß er enterbt,
Da er „durch die Ideen der Zeit verderbt".
Doch sei er „stark genug, sich aufzuraffen
Und zu entsagen seinem tollen Treiben,
So solle Herr er seines Erbes bleiben".
Da wollte ihn der Schmerz der Wehmuth fassen.
Er sah noch übers Grab hinaus dies Hassen,
Das nicht von Altererbtem lassen wollte.
Und er — er mußte gegen Alles hadern,
Was heilig ihm gewesen . . . warum rollte
Dasselbe Blut nicht auch in seinen Adern?
Wie kam's, daß er so aus der Art geschlagen?
Daß ihn sein Denken auf so andren Bahnen,
Als den von seines Hauses hohen Ahnen
Geebneten, zu anderm Ziel getragen? —
Doch wollte er die Heimath wiedersehn,
Noch einmal auf der Jugend Pfaden gehn.

So stand er denn am Gartenthor. Es knarrte
Mißmuthig, als die Hand, die arbeitsharte,
Die rostzerfressenen Stäbe offen stieß.
Und er betrat den übergrünten Pfad und ließ
Die Blicke durch die grünen Hallen schweifen.
Langsamen Schrittes ging er alte Wege,
Die er seit seiner Kindheit nicht gegangen.
Wohl fühlte er nach seinem Herzen greifen
Erinnerungen, welche längst entschlafen;
Die führten ihn verschlungen krause Stege

Zu ersten Jahren in der Jugend Hafen.
Doch scheuchte er zurück dies feige Bangen —
Er fühlte auch: er war sich treu geblieben.
Er hatte einst die Zügel seines Lebens
In seine eigene, starke Faust genommen
Und sicher hingelenkt durch Haß und Lieben.
Da sollte jetzt ein Längstvergessenes kommen,
Um seine freie Stirne zu umnebeln,
Ihn rückwärts drängend mit vermorschten Hebeln?
Er fühlte klar, das war fürwahr vergebens!
Und da lag vor ihm seiner Väter Schloß,
Aus dem sie noch vor wenig kurzen Tagen
Den Vater in die Ahnengruft getragen.
Es wartete auf ihn — den letzten Sproß.
Der aber schritt durch seine weiten Hallen,
Die fremd dem fremden Mann geworden waren.
Er hörte seine festen Schritte schallen
Von Wand und Decke nieder, diesen kalten;
Sie schienen scheu vor ihm sich zu verwahren:
Hier dürfen keine fleißigen Hände schalten!
Hier heißt es einzig: in den alten Pfaden,
Den abgezirkelten, still weiter gehn,
Nach rechts nicht und nach links nicht um sich sehn
Und nicht mit „Neuem" unnütz sich beladen! . . .
Ein Lächeln spielte über seinen Lippen.
Ihn lockte nicht dies übertünchte Grab
Von seines Wollens klaren Zielen ab.
Nicht unter den vermoderten Gerippen
Erstorbener Zeit vermochte er zu wandeln —
Ihn trieb es an zu unabläſſigem Handeln!
Er hatte eine Stunde hier verträumt —
Das war genug. Es war genug versäumt.
Der Jugend war ihr volles Recht geworden.
„Nun wieder stark hinaus ins reiche Leben,
Ans Herz nun wieder deiner wachen Zeit!
Die Heimath ist dir an den fernsten Borden,

Wo du zu jeder Stunde biſt bereit,
Dein Beſtes für der Menſchheit Glück zu geben! . . ."
Aus ſeinem Auge brach ein ſeltſam Leuchten.
Er aber ſchämte ſich des Blicks, des feuchten,
Und von ihm ab fiel auch der letzte Bann.
Zum Thore trug ihn ſchnell ſein Fuß hinaus,
In Nacht ſank hinter ihm ſein Vaterhaus —
Die Ferne um ihn ihre Zauber ſpann —
Der Letzte ſeines Stamms ein freier Mann! —

Alte Leute.

Die Zeit ging weiter,
Sie gingen wohl mit.
Jedoch ſie hielten
Nicht gleichen Schritt.
Sie wurden alt.
Die Zeit blieb jung.
Sie hielt wohl zurück die
Erinnerung.

Die Knechtin.

Sie war die Sklavin ihres Mannes und ihrer Kinder all' ihr Leben.
Sie ſollte ſich als Opfer geben und konnte ſich nicht freudig geben,
Weil ſie ein Recht zu eigenem Leben — gleich jenen — auch im Innern fühlte,
Das erſt der Tage Sorge und der Nächte Kummer von ihr ſpülte.
Es hatte ihr ſo gar natürlich, ſo menſchlich einſt auch ihr geklungen:
„Dein iſt dein Leben!" — aber Alles ward in das Joch der Pflicht gezwungen.
Ihr Mann beherrſchte ſie brutal gewaltſam, und die eigenen Kinder,

Nun, sie beherrschten sie — zwar anders — jedoch von Tag zu Tag nicht minder.
— Und als ihr Mann endlich gestorben und ihre Kinder groß geworden,
Und sie verlassen stand an ihres verlorenen Lebens fremden Borden,
Da kam ihr der Gedanke wieder, der immer, immer unterjochte,
Und — seltsam! — stetig stark und stärker an ihre müde Stirn er pochte:
Es wäre doch vielleicht gerechter und sicher menschlicher gewesen,
Du hättest dir ein eigenes Leben zu eigenem Glücke einst erlesen...

Der Wahre.

Durch die Gardinen taucht das Abendlicht
Und malt mit müd-unsicherem Finger Streifen
Von Schattenfarbe an die hohen Wände.
Es ist ein Abend jener Zeit des Jahres,
Wo alles Leben still zu stehen scheint,
Um mit umflortem Auge vor- und rückwärts,
Was schon gethan, was noch zu thun, zu messen;
Wo nach des Sommers durstig-wilder Brautnacht
Die Erde in Ermattung hingesunken,
Die heißen Küsse noch zu fühlen glaubt,
Doch sind es nicht die heißen Küsse mehr;
Und wo der Mensch aus einem Winkel, da
In trübem Durcheinander todte Wünsche,
Belogene Hoffnungen, entsehnte Träume,
Und Alles, was der Wirklichkeit gestohlen,
Und Alles, was zur That nicht reifte, liegt,
Sich dies und das wieder hervorsucht und
Mit seltsam-fremdem Blicke es betrachtet,
Er dort- und hierhin wendend, tastend, reibend
Und unklug wie ein Kind sich freuend, wenn

Unter dem Staube der Vergessenheit
Noch hier und da ein Schimmer jenes Goldes,
Mit dem das flache Glück der Jugend einst
Die Stücke überzogen, wieder blinkt . . .

An einem Abend solchen Tages war es,
Als er in seines Zimmers Fenster stand,
Und auch vor ihm lag ein Stück Jugend Leben,
Das eine Laune sich hervorgeholt,
Damit zu spielen in den leeren Stunden.
Doch keine Freude lag auf seiner Stirne:
Der Schatten jenes Schmerzes nur, der einst
Erkalten ließ die Fluthen seines Herzens.
So starrte schweigend er dem trüben Tag,
Der draußen starb, mit müdem Auge nach.
Ein Sonnenstrahl lag noch auf seines Sessels
Gelbbraunem Leder, lag noch auf dem Tische,
Den wir zur Hälfte staubige Blätter füllten,
Und auf der Hand, die in nervösem Zucken
In des halb offenen Fensters Vorhang griff.

Tief in den Schatten war der Mann getreten,
Als wollte nicht gesehn er werden, ob
Er wußte, daß allein er war und blieb,
Gesehn nicht werden selbst von jenem Strahl,
Der abschiednehmend durch das Zimmer glitt.

— Und vor der Seele dieses Mannes stand
Ein andrer Abend, diesem Abend gleichend
Und doch so anders! — Anders — damals hatte
Der Schatten, der ihn völlig jetzt durchdüstert,
Noch seines Fußes Sohle nicht berührt,
Denn damals floß von seinem Scheitel nieder
Bis zu der Ferse hell das Licht des Glücks.

* * *

Im Garten, wo die wilden Rosen blühen,
Stand er, und neben ihm stand seine Braut.
Ein Wesen, dem die Sonne selbst ihr Lächeln
Und ihren Glanz geliehn zu haben schien,
Statt ihrer zu beglücken, wenn sie selbst
Sich hinter dunkler Wolkenwand versteckt.

— Und ihre Hand lag leise in der seinen
Und ihres Haares Duft wob sich berauschend
Um seine Stirn, daß er sich niederbeugte
Und sie in Liebe küßte. Sie sah auf
Und gab zurück ihm jeden Blick der Liebe.

„Und wenn wir bald vereint zum Altar treten —"
Begann sie. Aber er ward plötzlich bleich,
Und seine Stimme klang wie Stahl so hart:
„„Du weißt, Geliebte, warum fragst du wieder,
Du wirst mein Weib. Doch bindet uns kein Priester,
Denn diese Täuschung unsers eigenen Glaubens,
Sie sei uns fern am Anfang unsers Weges!""

Da flog ein Purpurschein, wie über Gipfel
Das Abendroth, hin über ihre Stirn:
„— So sollten wir allein das unterlassen,
Was alle Andern immer thun und thaten?!"
„„Wir sind uns selbst genug; und unsre Wahrheit,
Was fragt sie nach der Lüge wohl der Andern?""
„So lügen Alle, die die Kirche bindet? —"
„„Sie lügen nicht, wenn sie noch glauben können.
Sie lügen, wenn ein frevelnd Possenspiel
Mit dem sie treiben, was noch Andre ehren!
Sie lügen, wenn sie, lässig in der Wahrheit,
Auch diesen Schritt in lauer Feigheit thun,
Der ihnen kein Bedürfniß mehr, nur Pflicht!""

Da schwieg sie, und die Röthe wich der Stirn.
„Du brichst der Mutter weiches, gutes Herz —
Du rufst den Zorn des strengen Vaters wach —

Sie werden mich verstoßen – und was dann?
Und alles das um einer Laune willen,
Weil du aus Trotz die eine Bitte nicht,
Die erste Bitte nicht erfüllen willst."

„„Du bist ein Kind und redest wie ein Kind.
Die Wahrheit ist dir noch ein buntes Kleinod,
Mit dem du dich in frohen Tagen schmückst,
Um es von dir zu legen, wenn es drückt.
Wir aber wollen wahr sein bis ins Herz,
Mit Worten nicht, nein, wahr in unserm Leben,
Und wollen mit der alten Lüge nicht
Betreten unsers neuen Lebens Heimath.""

Er stand, das strenge Auge starr gesenkt.
Auf ihren Zügen kämpfte Angst und Liebe.

„Und wenn ich nun nicht kann? — nicht kann! — nicht kann!"
Da sprach er hart, und in ihm schwieg die Liebe:
„„So bist das Weib du nicht, das –"" aber sie
Schrie schmerzlich auf und sprach dann bebend weiter:
„Das du zu lieben glaubtest!" und sie weinte.
„„So bist das Weib du nicht, das stark genug,
Um wahr zu sein! — wie ich dich liebe, weißt du.""
„Und ist die Liebe nicht das Größte? — größer
Als alle jene Worte: Wahrheit oder "

„„Nein, größer ist die Wahrheit,"" sprach er herb.
„So liebst du mich nicht, und ein Hemmschuh nur
Am Rade deines Wollens wäre ich —"
Und Schweigen lag wie Schatten zwischen Beiden.
Doch einmal noch klang ihrer Stimme Ton:
„So ist es besser, wenn das Band sich löst,
Das sich zum Knoten doch nicht schürzen will

Er schwieg und sah mit starrem Blicke nieder
Und kämpfte seines Lebens schwersten Kampf.

Da rollte klirrend auf den Boden nieder
Ein Ring — und als er aufsah, war der Platz,
Wo sie gestanden, leer. Ihr Name klang,
Ein Aufschrei, durch die Stille. Wilde Sehnsucht
Und heiße Liebe in dem einen Worte —
Und dann sank unter er in Nacht für immer.

* * *

Der Tag hat längst sein müdes Aug' geschlossen,
Und Dunkel liegt rings an den hohen Wänden.
Die beiden Hände auf der Stuhllehne
Und vor sich hin mit großen Augen starrend,
So steht der Mann, wie steingemeißelt, da.
„Wahr! wahr! — wahr sein allein um deren Achtung,
Die Alle dich verlachten oder schalten? —
Um ihre Achtung?! — Nein, um nichts, um nichts,
Als um das eine, elende Bewußtsein,
Wahrer zu sein, als alle Andern sind! —
Doch wann hat Wahrheit jemals Glück gebracht?
Nein, Elend nur, und Einsamkeit und Spott,
Und Bitterkeit und Fluch, der nimmer endet!"

Und seine Finger greifen in das Leder,
Und mit den großen, trüben Augen stiert er
Wie ein Verlorener in das Dunkel hin.

Mathilde.

Lache, Mathilde, lache! — Wozu
In verspottetem Streben, in ärmlicher Ruh
Leben, Mathilde, leben?
Sieh' um dich: was hat dich dein Leben gelehrt?
Und sage: es ist einer Thräne nicht werth —
Lache, Mathilde, lache!

Verlache, Mathilde, die frevelnde Welt,
Sonſt wirſt du ſelbſt durch ihr Lachen gefällt,
Drum lache zuerſt du, Mathilde!
Wirf ihr ins Antlitz den ſchneidendſten Hohn!
Die Welt verdient keinen beſſeren Lohn!
Lache, Mathilde, lache!

Nicht lebſt, wie die Andern, Mathilde, du.
Du kennſt keinen Frieden, du kennſt keine Ruh —
Du mußt denken, Mathilde, denken!
Du haſt deine Jugend in Fetzen zerdacht,
Sie haben dich Alle, dich Alle verlacht
Und du lernteſt verachten, Mathilde!

Ich ſah dich im ſchimmernden Saale zur Nacht,
Vom Taumel ergriffen, von Luſt durchfacht,
Tanzen, Mathilde, tanzen!
Du lagſt an der Bruſt mir, ich trank deine Gluth,
Und über uns rauſchte die wogende Fluth
Zuſammen, Mathilde, zuſammen!

Da lachteſt, Mathilde, da lachteſt du!
Kein Kind in zufriedener, ſeliger Ruh
Ein Lachen, wie Wehruf, Mathilde!
Und ich ſah in dein Herz, ich ſah deinen Schmerz,
Sah im Auge die Angſt, auf der Lippe den Scherz;
Der Lüge, Mathilde, der Lüge!

Und die Nacht war ſo ſüß, und die Nacht war ſo ſchwül,
Und zur Liebe lockte der ſchwellende Pfühl,
Uns aber ward ſie zerronnen —
Wir genoſſen ſie nicht, wir waren allein,
Und träumten auf einſamem Lager voll Pein
Von ſüßen, verſchwiegenen Wonnen!

Und ich ſah dich, Mathilde, als Jahre dahin.
Ich ſah dich gebrochen, verworren den Sinn,
Gealtert, Mathilde, geſchändet!

Ich aber, ich hatte das Leben verhöhnt,
Und Alles ertödtet, was je es versöhnt
Ich lachte, Mathilde, ich lachte!

Ich verlor meine Heimath, die Ehre du —
Nun zu, Mathilde, nun zu, nun zu,
Nicht fern, nicht fern ist das Ende.
Ich rufe, Mathilde, ich rufe dich,
Du hast auf der Erde nur einzig noch mich,
Komm zu mir, komm zu mir, Mathilde!

Horch, hörst du, wie gellend ein Lachen klingt?
Horch, hörst du, wie näher und näher es dringt?
Das ist unser Leben, Mathilde.
Es geht schon zu Ende — empor drum, empor!
Verloren ist nie, wer sich selbst nicht verlor —
Und auch wir können lachen, Mathilde!

Wir denken an Liebe und Lust nicht mehr.
Das Alles erscheint uns verächtlich und leer,
Wir wollen nur lachen, Mathilde!
Ein Fluch ist das Leben, ein Hohn ist ein Gott,
Du wähle: zwischen Verzweiflung und Spott —
Kein Drittes für uns noch auf Erden!

Lache, Mathilde, lache! — Wir sehn
Den Tod auf den Bergen der Ferne schon stehn
Und eilen ihm taumelnd entgegen.
Und wenn uns das Leben um Alles betrog,
Der Tod ist der Einzige, der niemals log —
Lache, Mathilde, lache!

Ich kenne, Mathilde, ich kenne dich:
Als von deinen Pfaden die Sonne wich,
Da kannte ich dich, Mathilde!
Und als du verzweifelnd und schreiend lagst
Und als du die Ketten hohnlachend zerbrachst,
Da war ich dir nah, Mathilde!

Und weil du gedacht, wie kein Weib je gedacht,
So liegt nun in Asche die flammende Pracht.
Und du kannſt nur noch lachen, Mathilde!
Drum, ehe der Wahnſinn das Hirn dir zerfrißt,
Drum, ehe verfallen dem Tode du biſt,
Lache, Mathilde, lache!

O lache, Mathilde, ſo gellend und laut,
Das Allen, welche dich hören, es graut
Lache, Mathilde, lache!
O lache, Mathilde, daß es der Welt
Wie Lachen der Hölle im Ohre gellt,
So ſchneidend, Mathilde, ſo ſchneidend!

In meine Arme, betrogenes Weib!
Ich will auf den Armen den bebenden Leib
Dem Tode entgegentragen!
Und haſt du noch Kraft, wenn du fest mich umſchlingſt,
Zu lachen, indem mit dem Tode du ringſt,
Dann lache, Mathilde, dann lache!

Die Lacher.

I.

Er war ein Knabe noch. Sein Lachen quoll
Von ſeinen Lippen froh und frei: es ſcholl
Ins Herz von Allen, die es hörten.
Es rieſelte wie Silberſtrom vom Stein;
Wie Lebenswärme drang's durch Mark und Bein
Doch fremd klang es den Seelen, den verſtörten

Und Jahre gingen. Da im Freundeskreis
Saß er: die Stirne freudehoch und heiß.
Ein Fremder ſaß ihm gegenüber

Da — als er lachte in dem alten Muth,
Traf ihn ein Blick aus dessen Auge: Gluth
Und Spott gemischt, wie Schattenhauch, wie trüber.

Und schärfer sah er auf den Fremden hin.
Und plötzlich ward ihm klar des Blickes Sinn.
Er fühlte, jener Mann verlachte ihn.
Und schärfer sah er in sein Angesicht,
Das ernst und bleich zwar, aber höhnisch nicht,
An ihm vorüber jetzt zu sehen schien.

Und er stand auf und stieß den Stuhl zurück.
Und schon war's ihm, als weiche alles Glück
Von seinen Wegen, weit und weiter.
Und er ging heim — auf seiner Stirne lag,
Auf seiner Jugend wie mit einem Schlag
Ein Schattenstreifen — und er wurde breit und breiter.

II.

Nie lockte ihn des Lebens Schmeichelton.
Er ging in seiner Jugend Pfade schon,
Wo selten viele Menschen gehen.
So war er meist allein: gewohnt, daß ihn
Der Schmerz mit seinem Dämmerlicht beschien;
Gewohnt, das Fernste stets sich zu ersehen.

Sein Lächeln war des Schmerzes Lächeln nur:
War wie des Sternes Licht, wenn er die Flur
Der Erde flieht im Niedergleiten.
Er sah die Andern und verstand sie nicht,
Denn trüb, wie Qualm sich mischt mit Morgenlicht,
Zog durch sein Haupt hin der Gedanken Streiten.

Nur einmal saß auch er im frohsten Kreis.
Die Worte schwirrten lachend, laut und heiß
Um ihn. Doch er blieb still in sich gesenkt.

Er dachte Fernes. Einmal nur ſah er
Wie ungeduldig auf. Da ſah er — der —
Der ihm gegenüber ſaß, den Arm verſchränkt,

Sah ihn mit kaltem Blick des Hohnes an,
Faſt mitleidig — doch als er wieder dann
Ins Aug' ihn faßte, ſah er lachend fort,
Mit jenem frechen Lachen, mit dem ſo
Sich über unverſtandene Schmerzen roh
Der Seichte hebt, wie ein gedunſenes Wort

Sich ſtets die klarſte Wahrheit dienſtbar macht.
— Doch er fuhr auf! und hat gelacht! gelacht
Zum erſten Mal, indeſſen Purpurflammen
Sein Antlitz überzog. Ihm klaffte jäh
Ein Abgrund auf, und nieder zwang ſein Weh
Er ſtark und lachte! Vor ihm aber ſchwammen

Die Bilder ſeines Lebens. Und von Stund'
Ging er in laute Menſchenſchwärme und,
Und lachte, lachte, lachte — lachte! — lachte!! —
Doch kam ſein Lachen nicht ſo recht von Herzen.
Es war, als ſpotte er der eigenen Schmerzen
Darum allein, daß man ſie nicht verachte!

Der todte Freund.

Es iſt ein Geheimniß geblieben. Kein Menſch ſah wieder ihn je,
Und ſeines Sterbens Kunde trug rückwärts kein kündendes Wort.
Seinen Leichnam trieben die Fluthen. Am Morgen warf ihn die See
Auf gleißende Sandesflächen und nahm am Abend ihn fort.

Seine Kleider zerfraß die Feuchte. Sein Fleiſch zernagte der Wurm.
Die todten Augen zerſtach der Sonne glühender Brand.
Am dritten Abend trug ihn weit über die Woge der Sturm,
Und kein vierter Morgen warf ihn zum vierten Male ans Land.

Es iſt ein Geheimniß geblieben. Sie wußten nicht, wer er war,
Und woher die Woge gekommen, die an ihr Land ihn trug.
Doch am Strande ſtanden ſie flüſternd in ängſtlich gedrängter Schaar,
Und ſie wähnten, der Todte, er käme den Lebenden — ihnen! — zum Fluch.

Sie rührten ihn nicht. Doch wenn Abends die ſterbende Sonne ſank,
Dann ſtanden ſie wartend, bis ihn die Fluth vom Ufer nahm.
Und wenn am anderen Morgen die Sonne die Fluthen trank,
Dann ſah'n ſie, wie wieder geſchwommen der todte Fremde kam.

Drei Tage ſo und drei Nächte. Doch nach dieſer Stunden Schlag,
Da nahm die zerfallende Leiche das Meer für immer auf.
Und ſie ſtanden wartend am Strande. Es kam der vierte Tag.
Doch ſie ſahen den Todten nicht wieder und ſie athmeten Alle auf.

Es iſt ein Geheimniß geblieben. Sie wußten nicht, daß dieſer Mann
Einſt über die Ferne der Länder getragen der Wahrheit Licht,
Und daß auch ihre Sinne er löſen wollte vom Bann
Der irrenden Lehre der Sünde. Sie aber wußten es nicht.

Nun war er als Todter gekommen. Und Keiner kannte ihn.
Und die verweſende Lippe des Todten zu Keinem ſprach.
Und ſie hatten ihn faſt ſchon vergeſſen, als der fünfte Morgen erſchien.
Und ſie lebten in Dunkel weiter. Doch das Dunkel war ihnen wie Tag.

Meerfahrt.

And as a full field charging was the sea,
And as the cry of slain men was the wind.
Algernon Charles Swinburne.

1.

Frühmorgen eines kalten Nebeltages . . .
Weißgraue Schleier um die Masten weben.
Der Hafen schlafbefangen . . . Reg'ren Schlages
Herrscht nur an Bord des Dampfers schon das Leben.

Wie alle Sinne straffer schon sich spannen!
Da bringt ein Boot die letzten Passagiere.
Ich stehe wartend, daß das Schiff von dannen
Zu einer neuen Küste hin mich führe.

Die Nebel lichten sich. — Ich sehe, wie
Vom Lande sie mit weißen Tüchern winken
Den Scheidenden . . . So fühlte ich noch nie
Mein Leben spurlos hinter mir versinken!

2.

Das Boot stößt ab. Der Anker rasselt auf —
Die uns noch hielt, die letzte Fessel, fällt.
Und nun mein Schiff, beginne deinen Lauf,
Du bist auf lange nun mir meine Welt.

Dein Boden wird mir Heimath, eng begrenzt.
Doch fliegen weit die flatternden Gedanken . . .
Schau hin: die Sonne steigt. Sie überglänzt
Die Dächer und die Thürme dort, die schlanken.

Stumm gleiten hin wir durch den Mastenwald.
Die letzten Häuserreihen ziehn vorüber . . .
Die Ufer werden kahler schon und trüber
Ein Weh packt mich mit seltsamer Gewalt.

❦

3.

Nun ist das letzte Land dem Blick entschwunden.
Ich lege meine Hand fest auf mein Herz
Und fühle es: die Hoffnung, die gesunden
Mich nimmer ließ, starb mit dem letzten Schmerz.

Ich weiß es jetzt: wir sehen nie uns wieder! —
Und dieses Wissen heißt mich ruhig sein.
Sieh trauernd länger nicht zu Boden nieder,
Denn du verlorst nur, was doch niemals dein . . .

Erhebe deinen Blick und laß ihn still
Auf diesen Wassern ruhn, den unbewegten . . .
Versuche, ob dein Herz nicht schlummern will
Nach so viel wachen Nächten, wild erregten!

❦

4.

Noch eben sah ich sie sich eifrig müh'n.
Sich viel von „schöner Reise" vorzugaukeln.
Wie bald jedoch den frohen Muth entflieh'n!
Warum? — Das Schiff fing mählich an zu schaukeln.

Wie die Geſichter ringsum jäh erblichen!
Den Einen ſah ich nach dem Steward rufen,
Den Andern kauern auf der Treppe Stufen —
Die Meiſten ſind verſtört hinabgeſchlichen.

Auf dem Verdeck iſt's ſtiller nun geworden,
Nur Wenige ſind ſeefeſt noch geblieben.
Es rauſcht das Meer in volleren Accorden:
„Ich liebe die nur, die mich wieder lieben!“

❦

5.

Einförmig wechſeln auf dem Meer die Stunden.
Ihr Schlag verhallt im nierloſen Raum.
In dieſer Stille — welch' ein froh Geſunden!
Hier gleicht dein Leben wahrlich einem Traum.

In ſelbſtzufriedener Ruhe ſtirbt der Tag.
Das Meer ſo ſpiegelglatt, ſo wolkenlos
Der Himmel — was da weiter kommen mag,
Vergißt du in des Friedens ſtummem Schooß.

Und dir kommt kein Gedenken, daß ſchon bald
Der Himmel ſich bedecken kann, erwachen
Das Meer mit ungebändigter Gewalt —
Du träumſt ihn weiter, deinen Traum, den ſchwachen.

❦

6.

Nun taucht der rothe Mond in dunkle Fluthen.
An Bord erſtirbt gemach das laute Treiben.
Ich ſehe jetzt das Meer mit Silbergluthen
Flüſſige Worte in das Dunkel ſchreiben.

Doch nur die Nacht versteht die stummen Lettern,
Des Meer's Geheimniß, wie sie selbst unendlich.
Mit trübem Auge schaut von schwanken Brettern
Der Mensch die Spuren, nimmer ihm verständlich.

Er ahnt nur, wie in diesem stummen Tauschen
Die Ewigkeiten ineinanderbranden . . .
Er schaudert — und er möchte mehr erlauschen —
Und sieht und hört — was nie er noch verstanden!

7.

Eintönig rauschend an des Schiffes Wände
Schlägt leiser bald, bald gieriger die Fluth.
Das enge Bett betasten meine Hände,
In halbem Schlummer nur der Körper ruht.

Ich lausche fiebernd auf das tück'sche Grollen . . .
Ein trübes Licht bescheint den engen Raum.
Wie seltsam klingt der Wogen dumpfes Rollen!
Hoch hebt, tief senkt das Schiff sich wie im Traum.

O wäre diese bange Nacht vorbei! . . .
Gedanken, längst entschlafene, steigen auf.
Ich presse in die Brust zurück den Schrei
Und möchte Flügel leih'n des Schiffes Lauf!

8.

Doch das rauscht weiter in derselben Schnelle.
Gefangen liege ich in bangen Träumen.
Es ist jetzt meine Welt — daß sie zerschelle,
Bedarf's nur einer Woge jähes Bäumen.

Da ſtöhnt ein Schläfer auf . . . hinweg, Gedanken!
Was liege ich allein noch fiebernd wach?
Was krümmt mein Geiſt ſich in den engen Schranken?
Entſchlummere jetzt, bald kommt der neue Tag.

Es hebt und ſenkt in ſtet unſtetem Gleiten
Das Schiff ſich — und die Fluth murrt an der Wand,
Die gierig-leckende — das ſind die ewigen Weiten,
Die du ſo heiß erſehnt vom ſichern Land!

❦

9.

Wie tief ich dieſe reinen Lüfte trinke!
Wie ſcharf ich auf dies hehre Branden lauſche!
Indeß ich heimlich an die Bruſt dir ſinke
Und mit dir Worte alter Liebe tauſche.

Mein altes Meer! Du trägſt mich diesmal wen.
So wollen wir in dieſen nächſten Tagen
Uns mit einander, wie in alter Zeit,
So gut und herzlich diesmal auch vertragen.

Und haſt du ſelbſt im Sinn, mich zu verderben,
Du weißt: ich ſchaudere nicht bang zurück,
Und ſollte meine Stunde nah'n — nur Glück
Erſchiene mir's, in deinem Arm zu ſterben.

❦

10.

Doch lieber laß mich leben. Einmal noch
Ein dämmernd Glück in Dämmerfernen ſuchen.
Denn ſieh: des Lebens aufgezwängtem Joch
Verlernte ich in jähem Trotze fluchen.

Vergönn' mir's, dich in alter Pracht zu sehn,
Die weißen Locken durcheinanderschüttelnd,
Im Kampfe mit dem Sturm dich machtvoll stehn
Und an den Festen dieses Himmels rüttelnd!

Laß mich dich sehen buhlen mit der Nacht,
Mit ihres Windes feuchtem Wehen kosen . . .
Und ihr verschwenderisch in wilder Pracht
Hinstreuen deiner Wogen bleiche Rosen . . .

11.

Und so zerrannen Tage nun und Nächte . . .
Das Meer war träge, und die Sonne lag
Tagsüber auf der blauen Fluth . . . ich rechte
Mit dieser Stunden einförmigem Schlag.

Der Geist erschlafft in dieser ewigen Stille.
In die gedankenlose Ruhe schmiege
Ich thatenlos mein Dasein, und der Wille
Hat keinen Gegner hier, den er besiege.

Am Tage Sonnenglühn und Mond bei Nacht:
Friedvolle Schönheit, welche nie verebbt —
Wo sind die Gluthen, die mich sonst entfacht,
Und wo die Ketten, die ich mitgeschleppt? . . .

12.

Wie ich es wünschte, so ist es geschehn . . .
Ich sah den Sturm auf Wolkenflügeln nahn
Und sah ihn greifen in die leeren Raan
Und habe küssen ihn die Fluthen sehn!

Sie jauchzten auf in zügelloser Luſt
Und warfen ſich an ſeine dunkle Bruſt,
Und wie er ſie in ſeinen Arm geſchloſſen,
Sind ſie in Schaum, die ſpielenden, zerfloſſen . . .

Und grollend warfen ſie das Schiff umher
Und ſchlugen krachend über uns zuſammen —
Ich aber jauchzte zu dem hehren Meer
Und ſeines Liebens maßlos-wildem Flammen'

13.

Was zieht im Weiten dort ſo dräuend auf? . . .
Ein Düſter barg den Horizont, den klaren.
Sind's Nebelſchleier, die des Schiffes Lauf
Unmünſternd näher ſich und näher ſchaaren?

Schon ſind wir eingehüllt . . . Der Dampfer hält
Und gleitet dann unmerklich weiter, nur
In unſerm Ohr der Lärm der Pfeife gellt:
Kein andres Leben kreuze unſere Spur!

Sonſt ſind dem Tode Beide wir verfallen.
Sind's ſeine Schatten, die uns ſchon erreicht? .
Wie dieſer Töne langgezogenes Hallen
Durch alle Adern ſchreckerregend ſchleicht!

14.

Der Nebel wich. Es ſteigt empor das Land,
Wie einſt die Göttin aus dem weißen Schaum!
In ſtiller Sehnſucht ſchauen wir den Strand
Noch däucht er uns ein duftgeborener Traum.

Es ist kein Traum! . . . Das Licht hebt sich empor . . .
Wir wissen nun, es wird uns nicht entschwinden.
O soll ich wieder, was ich einst verlor,
Auf dieser neugeschenkten Erde finden?!

Tauch' unter, Wahn — nur auf die ewige Fluth,
Auf die geliebte, laß mich scheidend schauen . . .
Gebändigt ist der Seele wilde Gluth —
Ich will der Zukunft einmal noch vertrauen! . . .

Nach- und Ausklänge.

Einmal wird der Liebe Buch geſchloſſen,
Und die Klänge klingen nach und aus.
Und was wir gelitten und genoſſen
Liegt weit hinter uns, wie Sturmgebraus.

Und zur allgemeinen Liebe weitet
Sich die Liebe unſerer Jugend dann,
Jener Drang, der uns bis da geleitet,
Liegt gebeugt in höherer Liebe Bann.

Und wer einmal dieſes Buch geſchloſſen,
Niemals wieder ſchlägt er es mehr auf:
Was er nicht gelitten und genoſſen,
Bringt zurück ihm keiner Jahre Lauf.

Doch die Jugend hat ein Recht, zu leben,
Und ein Recht, zu ſagen, was ſie lebt,
Und der Menſch, er wird den Menſchen geben,
Was im Herzen einſt nur ſcheu gebebt.

Nach- und Ausklänge.

So laß die Tage noch einmal
An dir vorüberziehen
So ſchön, ſo ſtill, wie du ſie ſahſt
Aus deinem Leben fliehen.

Es fällt ein heller Sonnenſtrahl
In dein Gedenken — leiſe
Küßt er die denkensmüde Stirn
Auf alte, liebe Weiſe . . .

Nachklänge.

I.

Laß die Erinnerungen niedertauchen
Und ihre Bilder ineinanderfließen . . .
Dein Sommer ſtarb in herbſtlich-kühlen Hauchen,
Es ſtarb dein Leiden — es ſtarb dein Genießen!

Du wirſt ſie nie im Leben wiederſehen,
Die nun im Arme eines Andern liegt,
Denn Frauenliebe iſt wie Düfte-Wehen,
Das vor dem erſten herben Hauch zerfliegt . . .

II.

Du biſt das Letzte, was mir noch geblieben.
Für dich nur habe ich ein letztes Lieben
Aus einer ſternenloſen Nacht gerettet.
Es iſt das Letzte, was ich geben kann.
Wenn auch dies Letzte ſchwindet, dann, ja dann
Iſt nichts mehr, was mich an das Leben kettet.

Wer noch geliebt wird, der iſt nimmer frei!
Wie ſchwach das Band, das ihn noch hält, auch ſei,
Er will das Herz, das ſein iſt, nicht verderben.
Und wenn du mich nicht liebteſt, o ich nähme
Dem frechen Leben ſeine Macht — ich käme
Zu dir, der Sterbenden, bei dir zu ſterben!

III.

Du haſt dich in dein eigenes Bild vertieft.
Sprich, reden dieſe lächelnd frohen Züge
Von ihr dir nicht, der nie ins Aug' du ſahſt,
Von deines Lebens tiefgeheimer Lüge?

Du kannſt dich ſelbſtvergeſſen Tag für Tag,
Doch jetzt, wo du dich hüllenlos mußt ſchauen,
Klafft deines Daſeins Zwieſpalt dir nicht auf,
Will dir nicht vor dem eigenen Räthſel grauen?

IV.

Es ſind andre Tage, die gekommen,
Und das Beſte haben ſie genommen
mit ſich fort.
Was die nun Entflohenen uns gelaſſen?
Wenig und doch viel: ein müdes Haſſen
und ein Wort.

Und ein Wort! — Das iſt von allem Lieben
Uns als Fluch für alle Zeit geblieben.
Wie es heißt?
Seinen Sinn verſtehen nur wir Beide,
Nur wir fühlen, wie von Leid zu Leide
es uns reißt . . .

V.

Laß Thränen auf meine Stirne
Thaun, wie auf Gräſer die Nacht,
Wenn ſchauernd aus ihren Armen
Die durſtende Erde erwacht . . .

Wie die Sonne am hohen Mittag
Auf den Wangen der Erde ruht,
So küſſe du meine Lippen
In ſchweigend nur athmender Gluth . . .

Wie die Erde ſich ſchmiegt an den Abend,
Wenn er ſie dem Tage geraubt,
So lehne an meine Schulter
Dein ſchönes, dein müdes Haupt . . .

❦

VI.

Im Nebenzimmer ſaßen wir,
Mein Arm hielt dich umfangen;
Es klirrten an deinem Hand-Gelenk
Die goldenen, glitzernden Spangen.

Du nahmſt in deine Hände mein Haupt,
Und deine Küſſe ſanken
Auf meine fiebererglühte Stirn,
Ertödtend alle Gedanken.

Du warſt ſo ſchön, wie ich nie dich ſah
In deinem wilden Begehren —
Dein Auge ſtrahlte in heißer Luſt,
Als wollte es Liebe mich lehren.

Und in dem Saale verſtummte gemach
Der luſtentfachende Reigen,
Und durch das Fenſter ſah ſcheu herein
Des Morgens athmendes Schweigen . . .

❦

VII.

Das Himmelsgewölbe umzog der Sturm,
Die Gipfel erſchauerten bang,
Und rauſchend flog den dämmernden See
Ein Zug von Schwänen entlang.

Die weißen Fittiche leuchteten hell
Durch das Düster herüber zu mir —
Ich dachte an dich — und lautlos zog
Die sehnende Seele zu dir . . .

VIII.

Ich möchte keines dieser Jahre wenden
Zurück die Stufen, die sie schon gegangen.
Zu viel des Kummers floß aus ihren Händen,
Zu tief hat sie umschattet einsam Bangen.

Nur eine einzige Stunde! . . . jene eine,
Ich möchte sie noch einmal ganz durchleben:
Ich wartete auf dich beim Zwielichtscheine —
Du kamst, um endlich ganz dich mir zu geben!

IX.

Da bricht mit Ungestüm der Schmerz hervor
Um Stunden, welche lange schon vergangen!
Ich weiß: ich werde, was ich einst verlor,
Im Leben nimmer wieder mir erlangen.

Und nicht im Tod! — das Leben führt uns nicht
Auf fremden Wegen einmal noch zusammen —
Denn deine Liebe ist ein klares Licht,
Und meine ist nur züngelnd-wildes Flammen! . . .

X.

Nur einen Wunsch! — : es möge in der Stunde,
Da sich zum Sterben deine Tage neigen,
Aufklaffen eine längst vernarbte Wunde
Und einen, einen Tag dir wieder zeigen!

Mehr nicht! Nur dieſer Wunſch. Dann wird mir Alles,
Um was ich bat, als du mich von dir ſtießeſt;
Dann würdeſt einmal fühlen deines Falles
Sühnloſe Schmach du, wenn mit jäher Hand
Der Dämon ſich enthüllt, der dir erſtand
In jener Stunde, als du mich verließeſt!

Der helle Tag.

Der helle Tag mit ſeinem Sonnenzittern
Mahnt mich an einen andern, hellen Tag,
Den längſt ich wähnte ſchon im Grabe wittern.
Ich denke ſeiner, ob ich auch nicht mag.

Begrabene Schuld ſteigt wieder mir empor,
Die Niemand mir, dem Elenden, vergiebt:
Daß ich noch lebte, ſeit ich dich verlor, —
Und dann die größere: daß ich dich geliebt! —

In der Mitte.

Weshalb biſt du nicht bei mir? — Ach, die Tage,
Sie wechſeln in gleichgültigem Stundenſchlage;
Und einer nur darf dich mir näher bringen,
Damit des nächſten allzu haſtige Schwingen
Dich in die Fernen tragen, deren Glänzen
An meiner Wünſche fernſtes Ziel nur grenzen
Und rühren darf — —. Nur wenige, kurze Schritte,
Und du biſt bei mir: doch — da — in der Mitte,
Da liegt, was keine Sehnſucht überfliegen,
Was nicht das Zürnen der Empörung biegen
Und was kein Wort der Wahrheit brechen kann!

Zauber.

Wie Alles mächtig in mir fluthet.
Ein Lebenstrieb — zu dir zu gehn . . .
Ein Wunsch durch meine Sinne gluthet:
Ich möchte einmal nur dich sehn!

Und fühle bang: ich mag vertrauen
Auf diese öden Tage nicht,
Denn meine Sehnsucht will dich schauen
Von Angesicht zu Angesicht! . . .

Dein Bildniß — — ach, ich starre sehnend
Auf deiner Züge Zauber hin,
In dieser seltenen Stunde wähnend,
Daß ich mit dir vereinigt bin.

Doch schon zerflattern diese Träume.
Die kranke Sehnsucht packt mich an . . .
Ein Schrei nur irrt durch leere Räume:
Wann löst sich dieses Zaubers Bann? —

Vielleicht, wenn meine Jugendtage
In Angst und Nacht gestorben sind —
Vielleicht, wenn einst mit müdem Schlage
Die Stunde dir vorüberrinnt —

Nächte der Liebe.

1.

Genießen.

Deine Blicke trafen mich von ferne —
Und ich schaute in die tiefen Sterne!
Nach den Lippen stahl sich mein Verlangen —
Und ich durfte an den süßen hangen!

Deinen Leib hab' ich für mich begehrt —
Meiner Liebe haſt du nicht gewehrt! —
Wie ich das dir danke! — So genießen
An dem Morgen einer reichen Jugend,
So verlachen lendenlahme Tugend,
Da muß alle Luſt des Lebens ſprießen! . . .

Was ich dir gab, haſt du mir gegeben —
Beide gaben wir uns unſre Leben,
Unſrer Liebe gluthendes Verlangen
Stillten ohne Zaudern wir und Bangen.

Und das ſollte nun mich noch gereuen?!
An Vergangenem will ich noch mich freuen,
Denn die Liebe, welche länger dauert,
Als des Sommers kurze, holde Nacht,
Wird vom Hauch des Tages überſchauert —
Und wir haben wohl daran gedacht.

Wir genoſſen wenig kurze Stunden,
Und ſo plötzlich, wie ſie uns gekommen,
Waren ſie auch plötzlich uns genommen!

Werden andre Liebesnächte nahen?
Wie wir dieſe nah'n und gehen ſahen?
Werden wir auch dieſe ſchwinden ſehen? . . .

Schöne Lebensluſt der Griechentage,
Noch biſt du nicht ganz uns hingeſchwunden!
Von dem Staub des Tags, in dem wir gehen,
Dürfen wir in reiner Nacht geſunden —
Warum alſo zwecklos-düſtre Klage?!

Sieh, die Nacht, wo ich dich mir bezwungen,
Da wir liebdurchglüht uns feſt umſchlungen,
Dieſe Nacht voll ungetrübter Luſt,
Da wir Menſchen waren, Bruſt an Bruſt
Uns befreit von jedem Zwange ſanken,
Höchſte Luſt des armen Lebens tranken,

Kannſt du ſie vergeſſen?! — Nein, ich laſſe
Dieſe Stunden ungemeſſener Liebe
Nicht für Alles, was ich ſonſt umfaſſe,
Denn zu wenig wäre, was mir bliebe!

Und ſo wollen lächelnd wir uns trennen!
Wir, die wir des Lebens Höhen kennen,
Wiſſen, daß aus ſtürmiſchem Genießen
Unſres Lebens ſchönſte Blüthen ſprießen! . . .

2.

Erinnern.

Und das Leben hat uns nun getrennt!
Wie im Herzen auch die Liebe brennt,
Auch ſie iſt dem herben Tod verfallen!
Doch warum ſoll ſie in Weh zerhallen?
Wie wir uns in Liebe ſchnell gefunden,
Wie wir uns auf Stunden dann verbunden
Mag das mit den flüchtig-eitlen Winden
Wie der Hauch des Mundes ſchwinden, ſchwinden!
Was uns bleibt — das iſt die ſchöne Freude,
Die in voller Jugend Luſt und Kraft
Wir genoſſen — was bleibt da dem Leide?
Nichts, was der Erinnerung nicht erſchlafft!
Und ſo wollen freudig wir gedenken
Stets der Stunden — durften ſie doch ſchenken
Uns ein volles Glück. Nur Thoren ſagen,
Das ſei frevelnd unſittlicher Wahn.
Und wenn auf der Sinne ſteiler Bahn
Auch wir gingen — warum das beklagen?
Wer wird Liebe mit der Sitte meſſen?
Und die Stunden, jene ungetrübten,
Wo wir uns mit Leib und Seele liebten,
Wollen wir darum auch nicht vergeſſen! . . .

3.

Vergeſſen.

Dieſe Nächte waren wie ein Traum.
Und ich denke ihrer ſelten. Kaum,
Daß ein flüchtiges Erinnern ſich,
Wie ein loſes Blatt im Herbſtwind gaukelt,
Vor der nimmermüden Seele ſchaukelt,
Aus der das Vergangene faſt entwich . . .

Es iſt gut ſo . . . Wenn ich zu oft dächte
An die wilde Luſt der dunklen Nächte,
Würde mir die Freude doch verbittert,
Die in der Erinnerung mich durchzittert.
Denn die Nächte waren wild-vermeſſen,
Ihre Luſt mit keinem Maß gemeſſen,
Und ſie wurden wahrlich voll durchlebt!

Auch der Traum an ſie, der mich umwebt,
Soll ein Abglanz noch der Wonne ſein,
Welche ich in dieſen Nächten fühlte,
Da des Lebens brennend-heiße Pein
Liebe — und die Luſt der Liebe — kühlte! . . .

Ein Ball.

1.

Da biſt du! da biſt du!
Ich ſehe dich ſchon!
Schon klingt mir im Ohre
Deiner Stimme Ton.

Ich ſtehe vor dir:
Wie biſt du ſchön!
Und ſah ich dich ſo ſchon?
Wie wardſt du ſchön!

In ſeinen Armen! —
Mein Auge ſtarrt
Auf dich begehrend,
Die meiner harrt.

❦

2.

Ein leiſer Ton —
Ein ſüßer Duft
Geſpürt — und ſchon
Verweht in Luft.

Der Schleppe Rauſchen,
Ein treuer Blick,
Ein Händetauſchen —
Wie kurz das Glück!

Zum Fenſter lachte
Herein der Mai.
An was ich dachte?
— Du gingſt vorbei . . .

❦

3.

Und deine Hand
In meiner ruht,
Ich fühle der Adern
Erbebende Gluth.

Noch halte ich an mich.
Wie lange noch?!
Schon rüttelt mein Wünſchen
An dieſem Joch!

Da ſieht ſie eigen
Und ſtill mich an —
Daß dieſem Blick ich
Nicht trotzen kann!

4.

Nach ſo viel Tagen
Ein Wiederſehn,
Im Lichterſaale
Von Allen geſehn.

Ich ſprach mit dir —
Du ſahſt mich an.
Ich ſah in dein Auge —
Dein Auge ſann:

Was kommen wird
In künftigen Tagen,
Und daß ſie zu wecken
Ein frevles Wagen . . .

5.

Und muß ich dich immer entbehren,
Und ſoll es immer ſo ſein,
So biſt du in dieſer Stunde
Doch völlig mein!

In meinen Armen liegſt du,
Das Wort fliegt hin und her.
Ich ſehe dein treues Auge —
Und will nichts mehr!

6.

Die letzten Flammen
Erlöschen im Saal.
Wie liegt der Morgen
So nüchtern fahl!

Von all' dem Glanze
Blieb Nichts zurück?
Im brausenden Tanze
Erstarb das Glück?

Und du bist müde . . .
Deines Haares Duft,
Der süße, verweht
In der Morgenluft . . .

7.

Und noch ein Walzer
Der Ball ist aus.
Uns trägt der Wagen
Vom Feste nach Haus.

Und was wird morgen?
Das alte Leid!
Das fremde Schweigen
Der früheren Zeit!

Sie birgt in den Kissen
Ihr heißes Gesicht,
Und glaubt, ich sähe
Ihr Weinen nicht . . .

8.

Nach dieſen Stunden
Der Tag, wie klar!
Es iſt nun wieder,
Wie ſchon es war!

Du biſt gegangen,
Da ward es leer!
Nun naht der Gedanken
Wildblickendes Heer.

Der Andre! — der Andre!! —
Der dich beſitzt . . .
O wie mir die Angſt ſchon
Im Nacken ſitzt!

9.

Nun iſt erloſchen
Der kurze Schein.
Nun kommen Tage
Voll ſtummer Pein.

Wie ſoll ich tragen
Der Stunden Laſt —
Wie der Gedanke
Schon nach mir faßt!

Fort! Fort! — Ich träume
Zurück mir das Glück.
Die kargen Stunden,
Dich mir zurück!

10.

Ach, einmal wieder
Noch bei dir ſein!
Ach, einmal wieder
Sei noch mein!

Ach einmal noch lege
Die leichte Hand
Auf der Gedanken
Verzehrenden Brand!

Ach, einmal wieder
Sei noch mein!
Was ſollen denn Beide
Wir elend ſein?

11.

Auf deinem Scheitel
Das Kerzenlicht —
Dein treues Auge,
Dein ſchmales Geſicht

Deine kleine Hand,
Deine zarte Geſtalt —
So riſſeſt du hin mich
Mit jäher Gewalt!

Und Alles vorüber!
Und Nichts geblieben!
Und Alles vergeſſen!
War das mein Lieben? . . .

Abend und Nacht.

1.

Es war ein Abend im letzten Mai,
Da bin ich durchs Feld gegangen.
Ich sah den Mond wie ein Todtengesicht
Zwischen schläfrigen Wolken hangen.

Ein dunkles Bangen mich überkam,
Durch meine Brust rann ein Schauer.
Ich wußte nicht: war's todte Lust,
War es lebendige Trauer?

Ich dachte an eine vergangene Zeit;
An die vielen, vielen Tage,
An denen mit innerer Angst ich nur
Gelauscht auf des Herzens Schlage.

Ich dachte, wie karg nun die Sonne scheint
In dein verödetes Leben,
Und wie so still das meine ward:
Das Hasten, das Aengsten, das Streben.

Das Streben, im Urtheil der Anderen nur
Recht still und gelassen zu scheinen,
Um in den verschwiegenen Stunden dann
Um das Preisgegebene zu weinen.

Ich dachte, wie nutzlos das Leben ist:
Die trüben, die einsamen Nächte,
Die Tage voll Lüge und Gaukelspiel —
Dazwischen das kärgliche Rechte.

Ich dachte deiner, mit der ich vielleicht
Noch glücklich geworden wäre! . . .
Und über mir lag, wie mondlose Nacht,
Das Leben mit doppelter Schwere! . .

2.

Und dennoch ging ich nach Haus und schrieb
Und strich die geschriebenen Zeilen.
Ich wollte ihn zwingen, den flatternden Geist,
In den tönenden Worten zu weilen.

Doch plötzlich warf ich die Feder fort
Und barg das Gesicht in den Händen.
Und konnte die wilden Gedanken nicht,
Von einem Ersehnten nicht wenden!

Und wieder stieg mir dein Leben auf,
Das reiche, das ersehnte,
Und ich dachte der Nacht, der seligen Nacht,
Da in deinen Armen ich lehnte.

Und alles Andre war Staub und Rauch,
Das Eine war glückliches Leben,
Wenn ich am Morgen den Himmel bat,
Er möge dem Abend vergeben.

Er möge vergeben, daß einmal auch ich
So glücklich, so glücklich gewesen! —
Nun hat aus den Trümmern des Glücks er für mich
Sich die süßeste Rache erlesen!

Er stellt vor das träumende Auge zur Nacht
Ein ewig verlorenes Eden
Und zwingt mich, am Tage in grausamem Hohn
Mit den leblosen Trümmern zu reden.

Es zwingt mich, die tönenden Worte dann
Vor die Andern, die klugen, zu werfen,
Sie mögen die höhnende Zunge dann
An den Worten der Liebe schärfen.

Und ich lag, in den Händen mein heißes Gesicht,
Und rings kroch stummes Schweigen
An den Wänden empor, als wollte es recht
Mir alles Verlorene zeigen.

Und ich hoffte nichts mehr! Mein Denken zerrann,
Wie im Meere das Kreisen der Wogen,
Und ich fühlte mich tiefer und tiefer hinab
In die Grüfte des Todes gezogen. —

Bevor ich starb, da war es mir noch,
Als kämest du leise geschritten
Und bätest mich um Verzeihung für Das,
Was ich um dich gelitten . . .

3.

Und wieder kehrt in die Kreise der Nacht
Der nimmer-müde Gedanke,
Daß er an ihrem Tode sich
Hinauf zum Leben ranke.

Je müder der Tag, desto schöner die Nacht,
Desto stiller und wehmuthdurchglühter . . .
So pulst in den Adern der bebenden Hand
Ein Druck, ein scheu gefühlter . . .

Und bebt der Druck von jener Hand
Auch in sein Leben nie wieder,
Ihm läßt das Glück jenes Augenblicks
Die Hoffnung nie sinken darnieder —

So bebt in meine Nächte auch
Das Glück der seligen Tage,
In denen dein Herz an meinem geruht
Mit hörbar-pochender Frage.

Und ist mein ferneres Leben auch
In sternlose Nacht versunken,
Ich habe doch einmal das herrlichste Glück
Mit lechzenden Lippen getrunken! —

4.

Und immer noch lag in der kalten Hand
Die Stirn, die gedankenmüde,
Als sei es deine eigene Hand,
In die ihren Schmerz sie entlüde.

Ja, einst lag so deine kleine Hand
Auf meinen Phantasien,
Wenn sie in längst gestorbener Zeit
Nach todten Worten schrieen.

O, wüßt' ich, wohin du gegangen bist,
Ich wäre dir nach schon gegangen —
Jetzt aber muß ich in leere Luft
Mit müden Armen langen.

So grübelt der Geist. So schreien nach Licht
Die zuckenden, wilden Gedanken,
Die sonst wie die Nacht in den klaren Tag,
In deine Ruhe versanken.

So jagt mich durchs Leben der frevle Wahn,
Ein anderes Glück noch zu finden,
Und fühle ich doch ihn mein Leben nur
An das Verlorene binden.

Ich kann nicht leben ohne Glück
Und darum muß ich verderben.
Doch ob ich auch weiter nicht leben will,
Ich kann und darf nicht sterben!

Noch immer sah ich am Himmel den Mond
Inmitten der Wolken hängen,
Doch schienen sie näher und näher schon
Sich um das Licht zu drängen.

Die Nacht zerrinnt; und der Morgen tagt.
Ein Fluch dem feilen Lichte!
Wer sitzt denn dort oben mit eherner Macht
Ueber die Welt zu Gerichte?!! —

5.

Und die Nacht zerrann, und der Tag begann.
Aufstieg er, wie flammendes Feuer,
Wie unendliche Male empor er schon stieg,
Und dennoch war es ein neuer.

Ein neuer, mit dem das Leben neu
Den alten Kampf soll beginnen —
Auch er wird, wie alle die anderen schon,
Mir kampflos und freudlos zerrinnen . . .

Ausklänge.

I.

Wir schreiten fürbaß, Hand in Hand
Und sehen nach des Weges Ende.
Es ist der Wunsch in uns entbrannt,
Daß er sich bald zum Ziele fände.

Wir gehen schneller, denn wir sehn,
Wie sich der Himmel schon umdüstert,
Und wie des Abends banges Wehn
In dem gesenkten Laube flüstert.

Nur heim die Seele noch verlangt!
O wir sind Beide blinde Thoren,
Daß uns das Herz nicht heimlich bangt
Vor Dem, was ewig wir verloren!

II.

Du tratst in den Saal. Da schwiegen
Die Redenden alle. Es ging
Von dir ein leuchtendes Siegen
Der Schönheit, die Alle umfing.

Nur ich trat zu dir. Du batest
Mich leise, ich möchte gehn.
Ich zauderte noch — da tratest
Zurück du. Ich — ließ es geschehn.

III.

Was ich an dir geliebt? — So wisse:
Es waren deine leisen Küsse,
Erfrischend kühl, wie Windeswehn.
Es war dein starkes Händelegen
In meine Hand bei Wetterschlägen,
Dein festes mit mir Weitergehn.

Es war, daß du dich mir in Stunden,
Als Alles mich verließ, verbunden,
Und nicht geglaubt an meine Schuld.
Und daß du dann bei mir geblieben
Mit deiner immergleichen, lieben,
Unendlich rührenden Geduld!

IV.

Dieſes ernſte Leben lege
Schweigend ich in deine Hand,
Da auf blüthenduftigem Wege
Dein Weg ſich zu meinem fand.

Nicht mit bräutlich-frohen Zügen
Tratſt du lächelnd vor mich hin,
Und mich ſcheuchten dunkle Lügen,
Als ich dir begegnet bin.

Und ich wollte dir vorüber
In verſtörtem Wahne gehn.
Da hieß mich ein herber, trüber
Blick erbebend ſtilleſtehn.

Keine duftigen Roſen brachen
Von der Hecke wir uns — doch,
Was wir traurig, leiſe ſprachen,
Ließ uns hoffen — einmal noch!

V.

Wir gingen weit ſchon mit einander,
Seit unſerer Jugend Tagen ſchon.
Und nun — nun klingt in unſer Leben
Aus jener todten Zeit ein Ton.

Es kam in dieſen langen Tagen
Auch über uns ein müder Tag,
Wo alle Hoffnung wir verloren,
Wo keiner von uns weiter mag.

Wir möchten gern an dieſem Tage
Von allen ferneren Tagen ruhn.
Die nächſten ziehen uns vorüber —
Wir fragen muthlos nur: was nun?

VI.

Vielleicht noch einmal! und hochauf sich bäumt
Ein heiß vermessenes Wünschen. Hochauf schäumt
Ein wildes Trotzen — aber leise sinkt
Vernunft hernieder, die die Wahrheit trinkt.

Nicht einmal mehr! . . . Wir sehen uns nicht mehr.
Die Zeit wirft trüben Schlamm den Thoren her.
Du dort — ich hier — so stehn wir Beide fern.
Doch uns zu Häupten noch derselbe Stern!

VII.

Du wußtest, daß du sterben würdest.
Da trat zu dir ein letztes Hoffen.
Doch Keiner sprach zu dir: was bürdest
Du dir noch auf, zu Tod getroffen?

Man wollte dir den Trost nicht rauben,
Ließ dich mitleidig schweigend sterben.
Ich weiß: du hofftest ohne Glauben,
Nur wolltest stumm du nicht verderben.

VIII.

Nun blühen die Syringen
Vor meinem Fenster; es singen
Die Nachtigallen — es ist
Nun plötzlich Frühling geworden.
Ich sinne: an welchen Borden
Weilst du zu dieser Frist?

Ich muß in diesen Nächten
Mit meinem Schicksal rechten,
  Das mich dir ferne hält.
Denn stark in diesen Tagen
Durchbebt nach Liebe ein Fragen
  Die sonnendurstige Welt.

Wie waren in vorigen Jahren
So schön die Nächte: da waren
  Im Frühling beisammen wir.
Wie ist das anders geworden!
Ich sinne: an welchen Borden
  Weilst nun du — ferne mir? —

Reflexe und Gebilde.

Etwas Phantaſie — etwas Leidenſchaft – und
ein ganzes, eigenes Leben!
Ja, ja — u. ſ. w. . . .

Zuſammen.

Es war der Herbſt genaht mit kalten Schauern.
Die Welt durchzuckte ein geheimes Trauern.
Und ſie ſprach immer weniger. Der Ton
Der kranken Stimme klang wie ſterbend ſchon.
„Wie kühl die Tage werden," klagte ſie.
Da bat ich ſie, von Angſt erfüllt: „Entflieh!
Dem Süden zu, wo lind die Lüfte wehn!"
„Ich will noch dieſe Roſe ſterben ſehn,"
So ſagte ſie, „ſie iſt von all' den andern
Die letzte; wenn ſie ſtirbt, dann wollen wandern
Wir du und ich — dahin, wo's Frühling iſt.
Laß mir noch in der Heimath dieſe Friſt!"
Ich ſchwieg. Ein Tag — und noch ein Tag verging.
Die Roſe blühend noch am Strauche hing.
Und noch ein Tag — da ſtarb der Roſe Pracht.
Doch auch ſie ſtarb in derſelben Nacht.

Drei Namen.

Drei große Namen nannte dies Jahrhundert,
Von mir geliebt gleich heiß und gleich bewundert:
Grabbe der erſte; Heine in der Mitte;
Annette Droſte Hülshoff als die dritte.

In allen Drei'n die gleiche Leidenschaft:
Felsblöcke hat der eine sich errafft.
Am Spotte Heine seinen Schmerz geschliffen.
Und nach dem reinen Wort das Weib begriffen.

So ganz, so ganz verschieden alle Drei:
Grabbe kein Schmerz, nur ein Empörungsschrei.
Der zweite eine Seele, doch kein Herz.
Und sie — ein Herz voll abgrundtiefem Schmerz.

Der erste rauh: zerklüftet Felsgestein.
Der andere wie Demant-Funkelschein.
Und auf der Blüthe sie der Morgenthau,
Die einzige, die wunderbare Frau.

Der erste weniger sagend, als er wollte,
Die Zunge halbgebunden — doch er grollte.
Der zweite Alles sagend und noch mehr.
Und sie — lies eines ihrer Worte leer!

Der Riese einsam, ein gebrochener Blitz.
Und er des Lebens schauerlichster Witz.
Sie allzutief und darum unverstanden.
Und alle Drei in ewiger Schwermuth Banden!

In der Fremde.

I.

Ich las die just geschriebenen Zeilen
Und ließ die Feder wieder sinken.
Mein Geist begann mir zu enteilen,
Um fremder Ferne Luft zu trinken.

Ich sah bei stillem Kerzenschimmer
Um mich, die du verlorst, dich weinen —
So ist es heute, war es immer,
Daß sich mein Geist schmiegt an den deinen!

Gewiß iſt meiner Worte Glänzen
Ein Widerſchein nur der Gedanken,
Die jetzt um deine Stirne kränzen,
Die jetzt vor deiner Seele ſchwanken . .

II.

Vielleicht auch — ach, ich mag's nicht denken!
Vielleicht haſt du mich längſt vergeſſen.
Um andern Frauen dich zu ſchenken,
Um andre Bahnen zu durchmeſſen.

Und während ich hier ruhlos ringe,
Liegſt du an eines Weibes Brüſten,
Und während ich mich dar dir bringe,
Schwelgſt du in fremden, eklen Lüſten.

Und haſt vergeſſen, daß wir Beide
Vereint nach einem Höchſten rangen —
Gewiß, du *lebſt* — und ich, ich *leide*,
Heute, wie ſtets, ſeit du gegangen!

Die Wand.

Die Wand - die Wand! — und er kam nie hinüber.
Sein Thun - es war das Thun des Andern nur.
Sein Fühlen nicht —: er fühlte, wie ein trüber,
Lebloſer Schatten folgte ſeiner Spur.

Er war nicht glücklich. Denn der Wahrheit Laute,
Sie hallten zu vernehmlich in ihm nach.
Doch allzuhoch die Lüge ihm umſtaute —
Die Wand — doch wo die Kraft, die kühn ſie brach?

Und er kam nie hinüber! — Zwischen Sollen
Und Wollen lag die Wand — die Wand — die Wand...
Drüben die Wahrheit — seinem liebevollen,
Zu weichen Herzen nur ersehnter Strand!

Die Freien nennen Knecht ihn — kein Erbarmen!
Erbarmen werde dem verstoßenen Recht!
Er lag im Schooße nicht des Glücks, dem warmen —
Und dennoch nennen wir ihn herbe: Knecht!

Späte Jugend.

Ihm waren frühe Jahre
In Angst und Qual zerronnen —
Man hatte ihre Sonnen
Mit Schleiern ihm umsponnen.

Und ihm blieb nichts von jenen
Verlorenen, ersten Tagen.
Du hörtest nie ihn sagen
Von Dem, was er getragen.

Die Jugend war gegangen,
Als er mit starkem Streben
Begann, auch seinem Leben
Ein eignes Glück zu geben.

Er fand noch eine Rose
Auf herbsteskahlem Beete,
Und eh' sie ganz zerwehte,
Brach er die letzte, späte ...

Er nannte seine Jugend
Dies Glück, und fest umschlossen
Hielt er's, bis es zerflossen,
Und auch er es genossen!

Ruhe.

Das iſt der ärmſte Menſch, um den das Brauſen
Der feilen Erde ſtund- und ſtündlich gellt,
Den nie der Einſamkeit windſtille Pauſen
Mit Kraft den Geiſt zu neuem Flug geſchwellt:

Der — Tags gebunden an den öden Reigen —
Nicht auf ſich ſelbſt ſich, auf ſein Glück beſinnt,
Und dem in Schlaf — wenn alle Leben ſchweigen —
Das „Fühlen ſeiner Ruhe“ hinzerrinnt! . . .

— Ob Tag, ob Nacht, ſtets kannſt du Ruhe finden!
Sie lärmen nur, doch lautlos kämpft Natur
Den ewigen Kampf des Lebens! Ihr verbinden
Kannſt mühlos du des eigenen Daſeins Spur.

Nur Eins gehört dazu: die Ketten brechen,
Die noch dich an die Andern binden und
Die Alles: Glück und Kraft und Frieden ſchwächen!
Einſam nur küßt die Ruhe deinen Mund!

Liebe.

Erſt als ſie ihre eigene Schönheit ſah,
Der Hülle bar, in nackter Formenfülle,
— Es war in einer Sommernacht der Reife —
Als ſie ſich plötzlich ſah mit neuem Blicke,
Wie ſich die Roſe ſpiegelt in dem Thau,
Der ſie befeuchtet — da, wie wunderbar!
Erſchloß ſich ihr der Liebe keuſche Blüthe!

Sie gab ſich einem fremden Mann zu eigen.

Als aber ſie in ſeinen Armen lag,
Da glaubte ſie zu lieben. Doch ſie liebte
In dieſer Stunde nur ſich ſelbſt, wie einſt,
Da ſie ſich ſah in jener Sommernacht.

Sie liebte ihre Schönheit, die erſt da
Sich ihr erſchloſſen, die vordem ſie nur
Beſeſſen hatte — ſelbſt ſich unbewußt.

Jedoch nur dieſe Stunde war es ſo.
Denn Angſt, Stolz, Qual, Trotz, Reue, Selbſtvernichtung,
Sie leiteten ſie hin zur holden Treue.

Und wie vordem ſie nur ſich ſelbſt geliebt,
So liebte nun den Mann ſie ihrer Wahl . . .

In der Geſellſchaft.

Alle ſchwiegen. Einer nur ſprach fort.
Scharf und ſchneidend fiel ſein klares Wort
In die Stille. Alle lauſchten bang
Auf den ſeltenen, nie gehörten Klang.
Und er endete. Doch Alles ſchwieg,
Tief erbittert. Das war offener Krieg
Ihnen allen! Keiner aber ſprach.
Nichts die Stille ringsher unterbrach.
Jener aber ging mit leichtem Schritt,
Und er nahm den Haß von Allen mit!

Züchtigungen.

Und ſind auch die Schreiben nicht adreſſirt.
Ein Zufall vielleicht an die Rechten ſie führt.

I.

Wer wurde alt und lernte nicht verachten?
In weſſen Ferſe ſtach kein ekler Wurm?
Und weſſen Sohle blieb vom Schmutze rein,
Der abſeits von der breiten Heeresſtraße
Den fremden, ſelbſtgewählten Pfaden folgte?

Nur einen Schritt thu' seitwärts, und schon siehst du,
Wie eine Schaar dir folgt mit hämischen Mienen.
Wer sind sie, jene? Frechheit auf der Stirne,
Spott auf der Lippe, Neid im kalten Herzen?
Wer sind sie? — Das sind Jene, welchen selbst
Die Gabe und die Kraft der That versagt,
Und die nun davon leben, daß sie roh
Herunterziehn, was wir — die Andren — thun.
Nur Diener sind sie unsrer Kunst, doch boshaft
Beschmutzen das Gewand sie, dessen Schleppe
Zu tragen sie sich selbst erniedrigten.
Sie hören nie die Wahrheit; glauben Herren
Zu sein, wo sie nur Diener sind: und Richter,
Wo sie nur Knechte, denn — sie sind gefürchtet.

O wie ich diese Feiglinge verachte!
Ich werfe ihnen diesen Handschuh hin.
Wer sich gezüchtigt fühlt, hebe ihn auf!
Vielleicht, daß dieser Schlag die Gluth der Scham
In ihre Stirnen treibt, die lange schon
Verlernten zu erröthen. — Wie, du meinst,
Wir sollten, mit dem Fuß bei Seit' sie schiebend,
Zu unserm Ziele lächelnd weitergehn?
Ja, du hast Recht. Doch einmal sei auch ihnen
Im Namen Derer, welche gleich uns denken,
Als erstes und als letztes Wort, das wir
An diese würdelose Schaar verschwenden,
Die Wahrheit kurz gesagt: sie sollen wissen,
Wie tief, wie schneidend tief wir sie verachten!

II.

Du hast seine Tage nicht gesehen,
  Da eine Jugend erstand und starb,
Da jedes neuen Tages Erstehen
  Von Neuem um Morgen und Gestern warb.

Wo angſtvoll der Wille zwiſchen den Schlünden
Des Scheins und der Wirklichkeit zweifelnd geirrt,
Wo zwiſchen Natur und der Angſt der Sünden
Kein Laut des Erkennens befreiend geſchwirrt.

In verzehrender Pein und in nagendem Kummer
So ſind ſie gegangen, ſo reich und ſo arm . . .
Und wollte ſich Nächtens ihm nahen der Schlummer,
Entriß ihn ein Dämon dem ſchützenden Arm!

Und ſeine Nächte — nicht haſt du geſehen,
Wie ruhlos ſie waren, wie fieberdurchglüht;
Wie oft er erwachte, und ſchaudernd ſtehen
Zur Seite den Dämon ſah, eifrig-bemüht:

Ihm jene Worte ins Ohr zu flüſtern,
Die Lüge und Wahrheit zugleich in ſich,
Und ſein kochendes Hirn mit Zweifeln zu düſtern —
Du ſaheſt es nicht, denn ſonſt beugteſt du dich!

Sonſt beugteſt du ihm dich, der ſchwerer gelitten,
Der Größeres gethan und der Höheres erſtrebt,
Der tiefer gedacht und der kühner geſtritten,
Als du, der in Neidſucht und Kleinheit gelebt.

Du kannteſt ihn nur aus der Stunde der Freude,
Die einſt er in deinem Kreiſe verbracht,
Ihn nur aus den Blättern, die hin er verſtreute —
Und du haſt es gewagt und haſt ihn verlacht.

Du wagteſt es — und du haſt ihn getroffen,
Und ſie ſahen es Alle und lachten dazu.
So vernimm denn von mir nun die Wahrheit, der offen
Dich züchtigt: du elender Bube, du!

Freunde.

1.

Wir hielten lange uns mit ſtarken Armen
Und ſind zuſammen einen Weg gegangen,
Der fern der breiten Straße lag — und doch! —
Und dennoch habe ich dich mir verloren! —

Long, long ago! . . . Ach, ich vergaß ſo Vieles!
Nur manchmal taucht in dunklen Stunden mir
Dein Antlitz auf, dein wunderbares Auge,
Der harte Mund, die haarumflogene Stirn,
Und Alles wieder, wie es damals war . . .

Wir liebten uns — und ſind uns doch verloren!
Und weiter rann der Strom der trüben Zeit,
An deſſen Quelle einſt wir Beide ſtanden,
Neben einander — — — —
Warum ſind wir uns fremd geworden? — Nicht
Kann ich es ſagen — — nichts war, was uns trennte.
Der Weg war's nicht — wir gehen Beide noch
Dieſelben Pfade — nur vielleicht das Eine:
Wir waren uns zu gleich! — Und tieferſchüttert,
Weit ſchwerer, als du mich verlorſt, verlor
Ich dich . . . . . .

2.

Ja, Freunde! Freunde! — warſt du einſt mein Freund?
Ich kann es nicht begreifen! — doch ich weiß noch,
Wie nach und nach die Hülle ſchöner Worte
Von deinem Weſen fiel und nackt du daſtandſt
Vor meinem Blick — du, der von Wahrheit ſprach,
So oft und laut, wie wenige Andere, warſt
Unwahr, wie Alle, die in Lüge leben! —

Längſt iſt vernarbt die bittere Enttäuſchung,
Doch die Erfahrung iſt mir nicht verloren:
Daß man die Thaten nur der Menſchen wägen,
Nicht ihre Worte ſoll! — Ja, weil ich dich,
(Du ahnteſt kaum es) durch und durch erkannte,
— Und das ertrugſt du nicht! — trennten wir uns.

— Und nun nach langer Zeit, da treibt die Wuth,
Die künſtlich nur erſtickte, dich: auf mich —
Auf mich, den Freund du nannteſt! — deine Pfeile
Aus ſicherem Verſteck herauszuſchießen —
Die Pfeile, in der Lüge Gift getaucht! —

Und wie ich dich bis heute nur bedauert,
Muß ich von heute an dich nun verachten!
Daß du nicht wahr warſt — ja, ich wußte es.
Doch niemals hätte ich geglaubt, daß je
Gemein du werden würdeſt — aber halt!
Nicht weiter mehr! — Laß deine Feder ſinken!
Sie ſoll zur Abwehr nicht und Züchtigung dienen,
Denn nie vergeſſe ich, daß du ein Freund,
Den ich mit Schmerzen nur verlor, mir warſt.

Und dann — wie wahr iſt Goethes ſtolzes Wort:
„Man ſollte die Gemeinheit nimmer rügen,
Denn die Gemeinheit bleibt ſich immer gleich!“ —

Kunſt.

O wäre nicht die Kraft mir tief im Innern,
Die immer mich auf neue Bahnen weiſt;
Die aus dem todten, träumenden Erinnern
Den Geiſt zu immer höhern Höhen reißt;

Sie, die verzehrend immer Neues ſchafft;
Sie, die nicht Ruhe, nicht Ermüdung kennt;
Sie, die mein Sein, das auseinanderklafft,
Einigt — und doch, was eins iſt, wieder trennt;

Sie, die mit eherner, gewaltiger Fauſt
Aus meiner Stirn ſtets neue Funken ſchlägt;
Die mich wie Herbſtſturm fröſtelnd bald umſauſt,
Bald auf der Sehnſucht Schwinge heimwärts trägt;

Die mich nicht ſterben läßt und die mich tödtet;
Ein Glück mir zeigt, das nie ich darf genießen;
Mit meines Herzens Blut den Boden röthet,
Aus dem die Früchte meines Lebens ſprießen —

Urewige Kraft der Dichtung — längſt ſchon wäre
Ich ohne dich zu Boden hingeſunken
Und hätte aus des Lebens grauer Leere
Vergeſſenheit und Frieden mir getrunken! —

Hand in Hand.

Die Andern lachten
Und gingen vorbei.
Wir aber dachten,
Wie ſchön es ſei:

So ſtill zu gehen
Durchs freie Land,
Im Abendwehen
Und Hand in Hand.

Frühlingswind.

Und wieder fährſt du durch die Lande
Auf warmen Flügeln, Frühlingswind —
Und ſiehſt du, daß am Wegesrande
In ſich gekauert weint ein Kind?
Ein Kind, das noch im vorigen Lenze
Das froheſte von allen war,
Und nun ſchon an der letzten Grenze
Hinwankt in der Verſtoßenen Schaar?

Und wieder kühlſt du ihre Wange,
Wie du vordem ſie oft gekühlt.
Doch jetzt verbirgt ſie ſich dir bange,
Wie deinen reinen Kuß ſie fühlt.
Weh' weiter! — auf des Segens Schwinge
Hinfliege zu des Glückes Haus!
Laß dieſe! — ihre Schmerzen ringe
Sie ohne deine Hülfe aus.

Du willſt mit Allen gleicher Güte
Vertheilen deiner Gaben Werth.
Doch wiſſe: wer rechtlos verblühte,
Dem nie ein Frühling wiederkehrt!
So reiche deine hohen Gaben
Nur den Beſitzern reinen Lichts,
Die Andern wollen ſie nicht haben —
Gieb Jenen Alles, dieſen nichts!

Und wehſt du wieder durch die Lande
Auf warmen Flügeln, Frühlingswind,
So weh' vorüber aller Schande,
So weh' vorüber dieſem Kind.
Es wird ſein Leben ſchweigend tragen,
Es weiß, bald endet ſich ſein Lauf —
Was rufſt du ihm in dieſen Tagen
Erinnern noch an dich herauf? —

Frage.

Warum die Andern wohl ſo glücklich ſind?
Sie haben Alles: Haus und Weib und Kind.
Sie ſind in kleine Pflichten eingezwängt
Und fühlen nicht, wie ſehr ihr Sein beengt.
So leben ſie dahin — allzu zufrieden!
Von alledem iſt nichts uns, nichts beſchieden.
Wir, deren Streben zu den Himmeln langt,
Die vor der Größe dieſer Welten bangt,
Wir ſtehen ihrem Glück fremd gegenüber!
Je tiefer wir in Lebensgründe tauchen,
Je heißere Wünſche unſre Sinne hauchen,
Je mehr wir für ſie ſtreben — deſto trüber
Rinnt unſres Lebens Strom — glaubt nicht, ich klage.
Jedoch wir haben nichts, nicht Weib noch Kind,
Und keine Heimath — da kommt oft die Frage:
Warum die Andern wohl ſo glücklich ſind? —

Mignon.

(An E. P.)

Vor meinem Auge hob ſich heut' ein Bild.
Das will nun nimmer meinem Denken weichen,
Als müſſe jenem Bild es, jenem einen,
Das ich in meinem Innern trage, gleichen.

Wann ſah ich dieſen ſehnſuchtstrüben Blick,
Der weit, weit über enge Erdengrenzen
Hinausfliegt, wo der Abendſonne Gluthen
Durch müde Gipfel, wie verſöhnend, glänzen?

— Das feine Haupt leicht an die Wand gelehnt:
Die Hände läſſig in den Schooß geſunken,
Hat Mignon's Seele an der Sonne Licht,
An Erdenſchönheit ſchön ſich ſatt getrunken.

Die dunklen Haare, ſchlicht herniederwallend
Auf bräunlich-zarte Haut; die Augenſterne
Voll Schwermuth — ſag', wo nahmſt du her die Kraft,
In Enge ſo zu bannen reichſte Ferne?!

Es webt in dieſem, deinem erſten Werk,
O Künſtlerin, das Leben deines Innern —
Das ſeelenzwingende — das fluthet nun
Auch unaufhaltſam durch all' mein Erinnern!

Auf den Höhen.

Auf der Menſchheit Höhen wandelt man einſam nur.
Kalt iſt da des Windes Wehen, ſtarr und groß die Natur.
Ein lebensfeindliches Bangen legt ſich auf Herz und Sinn.
Die nervigen Hände langen nach Unerreichbarem hin.
Die Lippen ſind bleich und geſchloſſen. Es tönt kein erlöſendes Wort.
Ein Ton nur — bisweilen vergoſſen — und die Stille nimmt ihn fort.
Stumm in ſich ſelber verſunken, baut Jeder am Menſchheitsglück.
Zum Quell, dran er Jugend getrunken, zum Thale kehrt Keiner zurück.
In den blühenden Gründen gehen die Menſchen. Kein Blick fliegt empor
Zu den einſamen, ſtarren Höh'n, wohin ſich die Wahrheit verlor.

Ehe.

Sie mußten zuſammen
Durchs Leben gehn,
Und konnten doch niemals
Zuſammen ſtehn.

Sie wurden müde
Und wurden alt
Und quälten ſich weiter
Mit zäher Gewalt.

Der Eine ſo,
Der Andre ſo,
Und ſeines Lebens
Ward Keiner froh.

Dreimal.

Dreimal ſprachſt du im Leben: ſpät — ſpät — ſpät — —:
Als du litteſt und ſahſt, wie langſam die Jugend vergeht.
Als ein Weib dein eigen, und du es nicht mehr verſtandſt.
Als du endlich den Tod dir nach langem Ringen gewannſt.
Dreimal ſahſt du, wie Alles ſo langſam, ſo langſam geht:
Leben, und Liebe, der Tod ſelbſt — ſie kamen dir alle ſpät!

Wanderung.

So weit gegangen! — und noch immer weiter — —
Und wird das Land vor mir nicht immer breiter?
Wo endet dieſe hauchumtrübte Ferne?
Und müde ſchon mein Fuß — ich möchte gerne
Zu meiner Heimath wieder rückwärts gehn,
Ihr wieder in das ſchöne Auge ſehn! . . .

Doch weiter! — bin ich ſchon ſo weit gegangen,
Muß ich ans Ziel doch endlich hingelangen.
Und einmal doch — und weiß ich auch nicht, wann —
Die Stätte finden, wo ich ſchlafen kann!

Robin Adair.

Leiſe und wehmuthsvoll,
Aber ſo liebeleer,
Oft dein Geſang erſcholl:
„Robin Adair“.
Leiſe und wehmuthsſchwer
Von deinen Lippen her
Klang es hin über's Meer:
„Robin Adair“.

Aber dein Blick mich mied,
Schauend aufs Meer,
Wenn du es ſangſt, dein Lied:
„Robin Adair“.
Sahſt du denn nicht, wie bang
Vor dir die Seele rang,
Wenn deine Lippe ſang:
„Robin Adair“?

Nun bin ich ferne dir . . .
Rings iſt es leer . . .
Nimmer mehr ſingſt du mir:
„Robin Adair“!
Heimweh umſpinnt mich ſchwer.
Da — übers dunkle Meer
Tönt es — doch liebeleer:
„Robin Adair“ . . .

Rückzug.

Nacht wird ihre Flügel entfalten,
Wird deine Stirne umwehn,
Was ſchon zerwirrt und zerſpalten,
Noch einmal wird es erſtehn.

Es ist dann vielleicht ein Hauch nur,
Eines Strahles verglimmender Schein —
Doch lebe! — und sollte es auch nur
Für wenige Stunden noch sein.

Doch lebe! — dein sei dein Sterben,
Nachdem du dein Leben verlorst,
Und konntest du Nichts sonst erwerben,
Das Schönste du doch dir erkorst.

Nacht wird ihre Flügel entfalten.
Ich werde zur Seite dir stehn,
In meinen Armen dich halten
Und ruhig ins Auge dir sehn.

Meine Hand — sie soll nicht beben,
Mein Mund — er soll nicht schrein.
Du stirbst — und ich muß leben —
Es soll wohl anders nicht sein.

Und ihnen wirst, die dich schalten,
Für immer du bald nun entfliehn.
Nacht wird ihre Flügel entfalten,
Und in Frieden wirst du ziehn . .

Aus dem Abgrund.

Ich lausch' umsonst auf einen Ton
Aus rosenduft'gen Tagen,
Ich höre stürmend nur den Nord
Durch kahle Gipfel jagen.

Heinrich von Reder.

Gestern.

Was ist denn Gestern? — Ein vom Blitz des Heute
Gelähmter Krüppel, der uns mühsam nachhinkt,
Auf der Erinnerung schwanken Stab sich stützend;
Und doch ein Kind, das sich mit thörichten Bitten
In ungestümen Wünschen an uns drängt . . .
Ein luftiger Traum, den wir vielleicht erlebt,
Und doch ein Wesen mit erstorbenen Augen . . .
Ein Sporn, getrieben in den Nerv der Kraft,
Doch an den Bügel ist der Fuß gebunden . . .

Was ist denn Gestern? — In dem starren Körper
Der letzte Funke noch der bangen Seele,
Und plötzlich steht der scheinbar Todte auf
Und redet uns ins Ohr verwirrte Worte
Und zerrt zurück uns zu der leeren Bahre . . .
— In trüber Zeit ein Schritt dem Ziele näher,
In froher zwischen Glück und Schuld ein Abgrund.
Ein Kind des Denkens, das die Mutter mordet
Und mit der Schwester, der Vergessenheit,
In furchtbar-ernstem Scherz Verstecken spielt . . .

Das iſt das Geſtern. — Fragſt du mich noch weiter?
Ach, nimmer überhörſt das Klirren du
Der Kette, die du müde nach dir ſchleifſt,
Soviel du fragſt, und ich dir Antwort gebe!

Einſame Gedanken.

Einſame Gedanken, ſie tauchen zuweilen
Urplötzlich aus ihren Verſtecken und eilen
Auf luſtigen Flügeln davon; indeſſen
Haſt du die flüchtigen wieder vergeſſen
Und legſt wieder täglich im alten Gleiſe
Ein Stück zurück deiner Lebensreiſe.
Und dann urplötzlich nach Jahren — da ſchwanken
Vor dir die einſamen, ſtummen Gedanken.
Du weißt, ſchon einmal in früheren Tagen
Haſt du dich mit ihnen herumgeſchlagen.
Und ſeltſam beengend wird dir zu Sinnen,
Du möchteſt von Neuem wieder beginnen,
Um auf ganz anderen, fremden Wegen
Dein Leben zurück noch einmal zu legen.
Es iſt dir verſagt. Da packt dich ein Bangen.
Du weißt mit dir ſelbſt nichts anzufangen,
Und währenddeſſen fühlſt du die Gedanken
Sich feſter um deine Seele ranken.

Und erſt nach Tagen, die langſam gehen,
Siehſt du ſie weichen und ſpurlos zerwehen . . .

Zeitenzeiger.

Ruhloſe Zeit! an deiner Stunden Zeiger,
Den ſtarren, mahnenden, tiefernſten Schweiger,
Möcht' ich mich klammern! Er ſoll ſtille ſtehen,
Um jene Stunden abermals zu gehen,

Die ich verloren! — — doch er ſchreitet weiter.
Nicht ſchnell, nicht langſam. Aber kein Begleiter
Kann ſo, wie er, mir folgen! — Unentwegt
Er Stund' auf Stunde meines Lebens ſchlägt.
Zurück! — ich raffe oft mich trotzig auf.
Doch er — geht mit mir! — Meines Lebens Lauf
Bezeichnet einzig die vollendete,
Die ſchnell erfaßte, ſchnell beendete,
Die That! — und alles Andere iſt Wahn!
Einſt wirſt gefragt du: was haſt du gethan?
Dann mußt du ruhig ſagen können: Hier!
Das iſt's: Das nehmen keine Zeiten mir!
Wie deines Daſeins Pflichten du erfaßt,
So du in Thaten ſie gegoſſen haſt —
Und haſt du es verſtanden, recht zu leben,
Haſt Anderen du mehr, als dir, gegeben!

Ingredienzien einer Jugend.

I.

Was jagſt Gedanken auf Gedanken
In dunkler Nacht, am hellen Tag
Du hin durch deines Lebens Schranken,
Das dir nicht Rede ſtehen mag?

Was fragſt du ſtets das Leben? — Frage
Den Tod, ſo wird die Antwort dein:
„Du wirſt am letzten deiner Tage
So hülflos, wie am erſten ſein!“ -

II.

Nichts fürchterlicher, als mit vollem Herzen
Inmitten leerer, fremder Menschen stehn.
Nichts niederbeugender, als wahre Schmerzen
Von allen Anderen verlacht zu sehn.

Wem das geschah — ihm bleiben nur zwei Wege:
Gut bleiben und — gleich ihnen — untergehn
In faulendem Verflachen. Oder rege
Sich aufwärts raffend und, die Welt verachtend,
Schlecht werden und — nun Alles kühl betrachtend —
Einsam und unberührt in Zukunft stehn.

III.

Ich sah vor meinem Auge branden
Gefühle, die ich nie verstanden,
Und Schmerzen, die ich nie geahnt.
Nun bin ich selbst hineingerissen
Und zürne meinem frühen Wissen,
Das nur in Nacht mir Weg gebahnt.

Ich irre traumverloren . . . Alles,
Was ich besaß, sah jähen Falles
In Schmerz und Gram versinken ich.
Es ist kein „Gestern" mehr, kein „Heute",
Seitdem, was innig mich erfreute,
Erschauernd vor dem „Morgen" wich!

IV.

Wenn eine Sehnsucht sich erfüllen will,
Dann bebt mein Herz in immer bängern Schlägen.
Ich will der Zeit nicht länger halten still —
Sie soll sich schneller - - schneller! — schneller!! regen!

Und ich vergesse die Vergangenheit —
Gedenke nur der Stunden, welche kommen:
Es ist des Lebens allerärmste Zeit,
Die doch das Schönste schon vorweggenommen! . . .

V.

Wie aus bestaubter Stirne ein Gedanke,
Daß er vom Tode sich zum Leben ranke,
In trüber Stunde, schwer und drangvoll, flieht —
So dort am Himmel eine Wolke zieht,
Zerrissen, vielgestaltig. Um den Mond,
Der droben — ein erblindet' Auge — thront,
Schmiegt sie sich ängstlich, ganz wie ein Gewand,
Das um die Glieder sich ein Bettler band.

Warum ich jetzt wohl jenes Abends denke?
—: Durch menschenleere Straßen müde lenke
Ich meinen Schritt. Da an der Straßenecke
Steht bettelnd ein erlahmter Greis. Schon strecke
Ich meine Hand, die Gabe ihm zu reichen,
Da fühle ich mich jählings rückwärts weichen.
Ich sehe in ein lebloses Gesicht —
In blinde Augen — doch aus ihnen bricht
Ein wildes Feuer, haß- und schmerzerfüllt,
Und doch sind diese Augen nachtumhüllt.
Ich schaudere zurück! die Augen sehen
Auf mich mit unentrinnbar-scharfem Spähen.

Da wende ich mich ab und gehe weiter
In Nacht hinein, die breit und immer breiter
Sich auf mein Leben senkt. — Und diese Stunde
Bringt mir von jenem Abend wieder Kunde.

Ich ſehe dort den Mond in Wolken hangen,
Und, wie einſt vor dem Blick des Bettlers, bangen
Muß ich vor ſeinem todten Licht — dem Licht,
Aus dem das Leben der Erinnerung bricht! . . .

VI.

Nur ſo lange du lebſt,
Und täglich die leuchtende Spur
Deiner Thaten gräbſt
In den Wechſel der gleitenden Stunden,
So lange nur
Biſt du den Menſchen verbunden!
Nur wenn ihre groben Sinne
Mit der eigenen Seele du rührſt,
Wirſt du inne,
Daß du ſie führſt!
Das möge dir nie genügen —
Du ſiehſt, daß ſie lügen,
Wenn dem ſchillernden Neuen
Ihre Kränze ſie ſtreuen . . .
Und auch dein Leben
Sollſt du ihnen geben:
Sie zerren hinaus in den fahlen Dunſt
Des eigenen, ärmlichen Wandels
Dich und deine Kunſt.
Sieh zu, ob du handels-
Einig mit ihnen wirſt! —
Nur wenn auf die ragende Firſt
Tiefeigenen Könnens empor du dich hebſt,
Und über Allen,
Die ſteigen und fallen,
Unbeweglich und ehern ſchwebſt,
Wird dir's vielleicht gelingen
Ein Glück zu zwingen.

— Kein Zweifel darf dich ergreifen
An der eigenen Kraft!
Deiner Seele Schweifen
Darf keine Haft
Hemmen — frei sei ihr Flug! —
Und du selber seiest dir immer genug!
Alles Fremde empfinde als Bürde!
Nie gieb die eigene Würde
Dem Urtheil der Menge preis,
Die sie nimmer zu wahren weiß!
Und wie sich dein Glück
Und Unglück auch wende,
Leg' nie dein Geschick
In ihre Hände!
Dich kann Niemand halten, dir Niemand nützen,
Nichts kann dich retten, nichts dich stützen,
Als du nur allein —
Dein Leben und Sterben sei immer dein!
Und mögen dich Alle verlassen,
Weil du sie nicht fragst,
Und mögen dich Viele hassen,
Weil niemals du klagst,
So bleibe allein!
Sie nehmen dir nicht
Der Sonne goldenen Schein —
Auch dein ist das Licht!
Und sie nehmen dir nicht
Die stille Freude am Leben,
Das du selbst dir gegeben!
Dann wirst du erst fühlen,
Wie nur ihnen du lebst,
Wenn über dem Wühlen
Befreit du schwebst,
Dann nützt du die Frist,
Dann stört dich kein Zwist,
Kein ewiges Schwanken

Von dir zu ihnen. —
Deine Gedanken
Brauchen nicht zu dienen,
Denn du bist dir die Welt,
Die sich selber hält!
Dein ist die Schuld, wenn sie fällt!
In deinen Händen
Liegt dein Geschick —
Du kannst es wenden:
So sei es vor Allem zu ihrem Glück!

VII.

Was heute?! — Heute langt der Neid nicht mehr
Zu uns hinauf mit seinen schmutzigen Händen.
Und wir sind frei — und sehen, wie im Heer
Die Feinde gegen unsre Brust sich wenden.

Doch einstmals war es anders, als den ersten
Der Schritte wir gethan auf fremdem Steg.
Da standen sie, mit Worten, mit den leersten,
Zu sperren unsern einsam-schwanken Weg.

Das bleibe unvergessen. Ob verzeihen
Der Schwächling mag solch klägliches Gebahren.
Heut' stehn wir sicher, denn wir stehn allein:
Kein Schritt *gemeinsam* je mit Euren Schaaren!

VIII.

Bist du eine Welt des Lebens, Welt?
Die auch mich in ihren Armen hält —
Oder bist dem Tode du geboren,
Und ich unrettbar mit dir verloren?

Biſt auch du dem ewigen Schmerz geweiht,
Oder biſt du gegen ihn gefeit?
Gehn die Zeiten ſpurlos dir vorüber,
Welche mich umſpinnen, trüb und trüber?

Sinkſt auch du einſt in den großen Schlund,
Welcher höhenlos und ohne Grund?
Der auch mich achtlos verſchlingen wird,
Wie er tödtet, was das Sein gebiert?

Wandle weiter, Welt, mir iſt es gleich!
Mir biſt du ein zeit- und endlos Reich —
In der Stunde, wo ich werde ſterben,
Wirſt du mir auf ewig auch verderben!

IX.

Es liegt ein Fluch in dem Verengen.
Die Wände, da du länger weilſt,
Sie ſcheinen näher ſich zu drängen . . .
Wie kühn du auch nach außen theilſt
Der Seele Fluthen — immer, immer
Beredet dich ein Drang, zu ruhn;
Der Sonne Glanz — er wird zum Schimmer! —
Es wird zum Wollen nur — dein Thun!

X.

Die Thür ſprang auf. Doch Keiner kam herein.
Doch ja — ein matter, grauer Zwielichtsſchein
Drang durch die enge Spalte. Und noch mehr.
Mir ſchien es ſo, als ſtünde dort ein Heer
Von Uebeln draußen. Als ob her zu mir
Es wollte durch den Spalt der morſchen Thür.

— — — — —

Jedoch es regte nichts ſich. Ob vielleicht,
So lautlos, wie es kam, es wieder weicht?

Ich war ſo glücklich dieſe letzte Zeit.
Ich hatte mich der frohen Luſt geweiht,
Und dem Vergeſſen, das — ein Kind der Luſt —
Wie Weh'n des Frühlings zieht in unſre Bruſt.
Und ich war nie allein . . . Doch heute, wo
Zum erſten Male ich die Andern floh,
Da kommen ſie ſchon wieder: plötzlich ſpringt
Die Thüre auf, herein zu mir es dringt.
Ein wilder Schwarm von düſtren Schatten ringt
Sich um mich — ganz wie früher — und ich bin
An dieſen Fleck gebannt — ich möchte hin
Und nach den Andern rufen — möchte — — doch
Da vor der Thür, da ſteht es ſchweigend noch —
Da vor der Thür, da ſtehn ſie Alle, die
In früheren Zeiten mich verließen nie.
Die todten Schatten — todte, todte Zeit —
Und doch nicht todt — o wie es in mir ſchreit,
Nach Rettung — will denn Keiner bei mir ſtehn? —
Allein — allein — — — ich fühle, wie ſie gehn
Und weichen — — und die Thür iſt wieder frei —
Und dann erſtirbt in Röcheln hin mein Schrei — —

XI.

Senke die erloſchene Fackel nieder,
Tod, und löſe meine müden Glieder.
Ich will ſtumm und freudig mit dir gehn,
Denn ich werde auch das Letzte ſehn.
Jenes Letzte, dem mein ganzes Sein
Zugebebt in namenloſer Pein! . . .
Wie von Dämonskräften angezogen —
Und doch um die Antwort ſtets betrogen!

Wie von Riesenarmen hingezwungen —
Und darnieder machtlos doch gerungen! —
Tod ist Leben mir! Wenn ich verzagt,
Hat die Hoffnung nur nach ihm gefragt —
Unablässig folgend seiner Spur,
Fühlte doch ich: „Tod ist Ende nur,
Und die letzten Fragen meines Lebens
Richte auch an ihn ich jetzt vergebens!“ —

XII.

Träume meiner Jugendtage,
Halb zerweht in eitle Klage,
Halb ein freudiges Beginnen —
Lachend sah ich euch zerrinnen.

Früh gereift . . . mit kühlem Blicke
Lenkend eigenste Geschicke,
Steh' ich, noch im Jugendlenze,
Auf des Wissens letzter Grenze.

Ich kann Beides: ich kann enden,
Kann: was ich begann, vollenden.
Vor mir liegt ein freies Leben,
Dem ich selbst erst Werth gegeben.

Aber in mir starb, was schüchtern
Einst auf Andre sah, und nüchtern
Ward ich, seit mein bestes Lieben
Ich im Strome sah zerstieben.

Wie mein Lieben, sah mein Hassen
Ich im Lebenskampf erblassen,
Kalt sah ich die Andern lügen,
Und ich kann mich nicht betrügen.

Nur der eigene Wille lenkt mich.
Und kein Wünſchen ferner drängt mich
Zu den ſchwachen blöden Schaaren,
Die mir einſt Begleiter waren.

Ich kann enden, kann vollenden —
Immer in den eigenen Händen
Wird mein Glück und Unglück liegen,
Und kein Schickſal wird es biegen!

In der Nacht.

1.

Was war das?! — Rief nach mir ein banger Klager?
Ich richte jäh mich auf im weichen Lager.

Wer rief nach mir? — Wer ſtört mein einſam Kiſſen?
Noch einmal rufe mir! Ich will es wiſſen!

Doch nichts will Antwort meiner Frage geben — —
O Gott, das war kein Laut aus warmem Leben!!

Das war im Traum das Rufen deiner Stimme,
Die weckte mich in nie verſöhntem Grimme!

2.

Das war ein Ton aus einer todten Zeit!
Wie furchtbar! — — Still! — Ich lauſche weit und breit...

Doch Alles ſchweigt... Und ſchweigt... Und Keiner mehr?
Wie? drang nur dieſer Eine zu mir her?

Und zornig ſchleudre ich ein Fluchwort hin —
Was ſtörſt du wieder meinen müden Sinn?

Ich lauſche... Stille. — Und nun packt ſie mich,
Die kalte, wilde Angſt um mich und dich!

3.

Ich will nichts hören! — Langsam legt sich wieder
Erkämpfte Ruhe auf die schlaffen Glieder.

Doch wie ich auch den Schlummer mir erflehe,
Einmal verjagt, meidet er meine Nähe.

Ich springe wieder auf und gehe hastend
Im Zimmer auf und ab, zuweilen rastend,

Und lauschend . . . doch kein Ton. Er ist zerklungen,
Als hätte ihn die müde Nacht verschlungen.

4.

Die Schritte hallen an der dunklen Wand,
Und nach dem Licht sucht zitternd meine Hand.

Es flammt hellauf. Ich seh' mich schauernd um.
Das Knistern nur des Lichts. Sonst Alles stumm.

Und wieder packt mich ein Gedenken an,
Das ich ermorden möchte und nicht kann.

Und tief aufathmend stehe ich . . . Es rinnt
Die Nacht an mir vorbei, der Tag beginnt.

Gesang der Einsamen.

Gebt mir Ruhe vor den Gedanken!
Weiter nichts! Nur jenen kranken
Schattengebilden, die immer und immer,
Wie des Wahnsinns aufflackender Schimmer,
Immer und immer nach mir greifen,
Möchte entfliehn ich! — reifen, reifen
Fühl' ich in ihnen die Sünde, die Sünde!
O wer doch einmal im Thale auch stünde,

Einmal bei jenen laut lachenden Schaaren,
Die heute so froh, wie gestern sie waren!
Immer auf Höhen! und immer auf Höhen!
Fluthen umbranden den strauchelnden Fuß.
Eisige Lüfte die Stirne umwehen.
Und der Welt nur gilt unser Gruß!
Friede — ein Wort, das nie wir verstanden.
Ruhe — ein Eiland, das ewig ersehnt.
Glück — ein Strand, an dem nimmer wir landen.
Wahrheit allein, welche niemals versöhnt!
Wahrheit allein, die mit mühlosen Händen
Alles und Alles uns untergräbt,
Um, wenn einst wir, wenn einst wir sie fänden,
Taumelnd zu sehn, daß um nichts wir gelebt!
Und warum denn, warum denn dies Ringen?
Dieses Schreien, dies Fluchen, dies Bitten?
Was wir erfahren und was wir gelitten,
Was wir noch leiden — wird es uns bringen,
Was wir ersehnten, was einzig wir wollen?
Nein! — nur einmal im fiebertollen,
Jäh auflodernden Wahnsinn ein Flammen
Und ein Laut, wie des Donners Grollen —
Und ein Blitz — und wir brechen zusammen!

Wiederkehr.

— Und lange hab' ich dort gestanden.
Und ich vernahm des Windes Branden
Wie Flügelschlag am Fensterholz.
Es lag die Stadt in Wetterwogen.
Um Dach und Wände, Thür und Bogen
Glomm Dämmerschein seit langen Stunden.
Und wieder klafften alte Wunden,
Und mit der Zukunft rang mein Stolz.

„Wie sie aus jedem Winkel tauchen,
Wie jedes Wort des Fluchs sie hauchen
In das vom Schlaf gelockte Ohr!
Kommt denn noch immer nicht der Morgen,
Um mir das alte Glück zu borgen,
Das ich — in windstill-frohen Jahren
Genossen in der Frohen Schaaren —
Zum andern Male jetzt verlor?!“

Nichts als des Windes heulend Hallen!
Ums Fensterkreuz den Vorhang wallen
Fühlt' ich in zitternd-bangem Spiel.
Bei Seite! — Ich will sehen! — sehen!!
Will in die dunkle Tiefe spähen,
Und in der aufgeregten Ferne,
Beim Licht der athemlosen Sterne,
Den Dämon schauen, der dort — fiel! —

Und in das Meer des Dunkels starrend,
Und schaudernd, furchtgefesselt, harrend,
Ich Stunde dort auf Stunde stand.
Längst war der Sturmgesang verklungen,
Längst hatte Nacht das Licht verschlungen,
Längst meiner Blicke trüben Schimmer,
Längst — und ich stand und stand noch immer
An des vermorschten Fensters Rand.

Nun wieder Nacht!! — und eben glaubte
Ich noch durch Trübniß, durch bestaubte,
Durch immer gleicher Tage Schlag,
Durch allen Wust des Angelernten,
Durch Erdenräume, die entfernten,
Die eine Stimme zu vernehmen,
Die Wahrheit spricht — und da — beschämen
Will wieder mich der freche Tag.

Doch hab' ich lange dort geſtanden.
Noch, als verhallt der Seele Branden,
Stand dort ich — gram- und ſcheudurchbebt.
So war ſie wieder nun gegangen,
Die Nacht, die ich erſehnt — mit Bangen
Fühl' ich, wie nach zweckloſem Wandern
Sich ein Gedanke nach dem andern
Wieder in meine Stirne gräbt! . . .

Leben.

1.

Wollüſtiges Gelächter —
Ein Schmiegen Bruſt an Bruſt —
Du biſt ein großer Schlächter
Der Kraft, o Geiſt der Luſt!

Hört Ihr ſein banges Stöhnen
Im tollen Rauſch der Schlacht,
Wenn er in wildem Höhnen
Euch ausſaugt Nacht für Nacht?

Es locken üppige Brüſte
Hernieder in den Schlamm —
Ein Thor, der ſeine Lüſte
Zwängt in der Weisheit Bann!

Weiter! — denn was iſt Leben?
Ein ſchneidend-ſchriller Schrei —
Ein wolluſtheißes Beben —
Ein Sturz — dann Nacht — vorbei —

2.

Im Anfang himmelſtürmendes Begeiſtern:
Halb ſtolze Kraft, halb lächerliches Schwanken.
Dann ſchon der Drang, ſich ſelber zu bemeiſtern,
Ein Rechnen mit erworbenen Gedanken.

Alsdann ein gieriges Zuſammenſcharren
Des unverdienten Lohns. Vielleicht — wenn frei
Die Seele noch — ein ungeduldig Harren
Auf Das, was ſchuldig noch das Leben ſei.

Und dann zuletzt ein müdes Stirnesenken.
Ein Jeder ward ſich endlich ſelbſt genug.
Doch dann noch Eins: wenn ein die Wege ſchwenken:
Ein Wort der Liebe — öfter noch ein Fluch!

Erſcheinung.

Die Nacht begann. Ich war allein, wie oft . . .
Vor meinem Fenſter brandete die Fluth,
Mein Zimmer hellte nur ein trübes Licht.
Es ſtand vor mir. Bald flackerte es auf,
Bald ſank es nieder. Durch die tiefe Stille
Drang nicht ein Laut noch wachen Lebens zu mir.
Und da geſchah etwas — — etwas, das nie
Aus meinem dunklen Leben ſchwinden wird!
Das Licht auf meinem Tiſche brannte trüber.
Und ich war müde. Eben wollte ich
Die Ruhe ſuchen — da, wie achtlos, glitt
Mein Blick zur Seite — und da ſah ich etwas —
Was nie bisher ich ſah — — — ich ſah dicht vor mir
Ein ſcheußliches, von Wuth verzerrtes Antlitz:
Blutunterlaufene Augen ſahn auf mich
Mit ſtierem, tückiſchem, erboſtem Blick.
Die bleiche Stirn war dicht von Haar umflogen,
Aus dem halb offenen Mund floß weißer Geifer,
Die langen, ſpitzen Zähne lagen dicht
An den blutloſen Lippen — ſo ſtand vor mir
Das Antlitz — ſchon lag auf den hohlen Wangen
Die grüne Farbe ekelhafter Fäulniß . . .

Da lachte ich! — „Was für ein irrer Traum“ —
Und ſah hinweg, doch zwingend zog den Blick
Ein Etwas wieder hin — — Das Antlitz ſtand
Vor mir wie eben . . . da ſtieg Zornesgluth
Mir in die Stirn — — ich lachte nicht mehr. Doch
Voll Ekel rief ich — „Pfui, wie häßlich!“ — auf.
Da rückte mir das Bild des Schreckens näher —
Und dann — dann fühlte ich, wie kalt und feucht
Die Angſt über den warmen Nacken kroch.
Der Athem ſtockte — und das ſtarre Auge
Hielt ich geheftet auf das Bild des Grauens,
Das näher mir und langſam näher rückte.
Ich wollte ſchreien, doch kein Laut entfloh mir —
Und näher rückte mir das Bild — das Licht
Ward kleiner . . . immer kleiner . . . größer wurden
Die Schatten an der weißgetünchten Wand,
Und wie in Eiſenbanden lag mein Körper.
Ich bog den Kopf zurück. Da aber ſah ich
Dicht über mir das wuthverzerrte Antlitz
Und fühlte ſchon den Hauch der bleichen Lippen
Und hörte ſchon das kurze, heiſere Röcheln —
Da aber riß die Angſt mich jäh empor,
Und hellauf flammte da das Licht der Kerze,
Und Alles leer um mich — — ich ſah entſetzt
Noch vor mich hin — und dann erloſch das Licht! . . .
Ich ſtand in leerer, ſtiller, dunkler Nacht —
Ich ſtand und wagte nicht ein Glied zu rühren -
Ich ſtand und wagte nicht das Licht zu zünden —
Ich ſtand und wagte ſchaudernd nicht zu denken —
— — — — — — — — — —
Und langſam ſank die Angſt von meinen Gliedern -
Und langſam hob ein Athemzug die Bruſt —
Und langſam dämmerte ein fahler Morgen . . .

Erde und Welt.

Die Welt ist das Chaos. Das Nichts ist der zu gebärende Weltgott.

Georg Büchner.

Die Erd' ist schön, ist schöner als der Himmel.

Jaroslav Vrchlický.

Vorbei!

Vorbei! Im Sternenglanze,
Hoch über dieser Welt,
Schwebst du im Reigentanze,
Die Flügel luftgeschwellt.
Die klaren Augen tauchen
Tief in die stille Nacht,
Und deine Lippen hauchen
Gedanken, nie gedacht.
Vorbei! du siehst die Sterne
An dir vorüberziehn,
Du aber suchst die Ferne,
Um zu ihr hin zu fliehn.
Die Nacht versinkt dem Tage,
Du aber schwankst und schwebst
Vorüber jeder Frage
Und weißt nicht, daß du lebst.
Vorbei! dich trug dein Sehnen,
Hoch über allem Weh,
Vorbei dem Thal der Thränen,
Vorbei dem Todtensee.

Wunſchlos und wahnlos gleiteſt
Du weiter deine Bahn,
Und deine Flügel breiteſt
Du über den Orkan.
Vorbei! dem Reigentanze
Entzog ſich deine Macht,
Einſam im Weltenglanze
Gleiteſt du durch die Nacht.
Im Oſten glüht der Morgen,
Du aber ſiehſt ihn nicht.
Du ſchwebſt — vor Leid geborgen —
Hin durch ein Meer von Licht.
Vorbei! am Weltenende
Stehſt du und warteſt ſtill,
Ob ſich ein Wandrer fände,
Der dir noch folgen will.
Du warteſt . . . Keiner! — Nieder
Beugſt du dich zu der Fluth
Und trinkſt . . . noch einmal! — Wieder
Beſeelt dich alte Gluth.
Vorbei! — mit ſtarkem Brauſen,
Die Flügel ausgeſpannt,
Trägt dich des Windes Sauſen
Zurück zum Heimathland.
Du ſiehſt die Fluren ſchimmern,
Wo deine Hütte lag,
Wo dir in Tagen, ſchlimmern,
Dein Leben hart zerbrach.
Hernieder! — doch hernieder
Kannſt du nicht mehr fortan!
Nie kehrt zur Heimath wieder,
Wer ſie verlaſſen kann.
Da packt dich banges Grauſen,
Du ſchlägſt die Flügel wild
Und fährſt mit ſtarkem Brauſen
Wider des Himmels Schild.

Vorbei! — im Sternenglanze,
Der herrlich dich umhellt,
Schwebst du im Reigentanze
Hoch über dieser Welt.
Und du durchmißt die Weiten,
Die einmal du begehrt,
Und ruhlos wirst du gleiten,
Bis du dich selbst verzehrt!

Schranken.

Hinauf! die Welt hat keine Schranken
Für deinen Geist. Du willst, und wanken
Fühlst du das Erdreich unter dir.
Du schaust hinauf. Was dir unendlich
Erschien, wird plötzlich dir verständlich —
Du kennst ein „Dort" nur, nicht ein „Hier".

Schon fühlst in grenzenlosen Weiten
Du deinen Geist mit Mächten streiten,
Die deinen Flug zu hemmen drohn.
Jedoch du willst! — und Welten schwinden
Vor deinem Blick. Das Licht erblinden —
Fühlst du, verstummen jeden Ton.

Du siehst die Weltenwasser schäumen . . .
Da plötzlich stürzst aus Aetherräumen
Auf deine Erde du hinab!
Hinunter! denn die Welt hat Schranken,
Und deines Hochmuths Wahngedanken
Versinken in der Erde Grab . . .

Am Meer.

Wenn die Nacht mit verhaltenem Fragen
Hinſchleicht zum erſchauernden Meer,
Dann vernimmt, wer noch wacht, wie ein Klagen
Zum Land ſich ſtiehlt.
Wer noch wacht! — doch in wiegendem Schlummer
Ruht der Menſchen ermattetes Heer;
Doch es kam, daß ein ſchlafloſer Kummer
Noch wach mich hielt.

Es war nicht ein Schmerz, der in Thränen
Gemach von der Seele ſich löſt:
Es war nicht der Schmerz, der das Sehnen
Der Jugend iſt:
Es war auch ein Schmerz nicht, der machtlos
Die Bruſt vor den Andern entblößt —:
Ein kleiner Schmerz, wie er achtlos
An Jedem frißt.

Der Tod lag ſchlummernd am Ufer
In des Mondes blau leuchtendem Schnee.
Am Meerſaum als Lebensrufer
Ein Vogel rief.
Leis hob und ſenkte die Bruſt ſich
Der wogenathmenden See —
So wiegt ſie in ewiger Luſt ſich,
Die nie noch ſchlief.

Und nun vernahm ich ihr Klagen
In den Tönen voll Inbrunſt und Wuth
Und hörte aufgrollend ſie ſagen,
Wie arm ſie ſei —:
„Ich ſtrecke weit über den Erdball
Die Arme in ſtürmendem Muth,
Mich ſtört kein Fluch und kein Schwertſchall,
Denn ich bin frei!

Ich murre — und Dämme zerkrachen:
Ich grolle — die Erde erbebt:
Ich wüthe — und Berge verflachen,
Denn ich bin groß!
Ich umspanne mit einem Blicke,
Was im Reiche der Wasser lebt —
Was sind mir Menschengeschicke?
Was Menschenloos?!

Ich rufe den Tod mir zur Seite,
Er sammelt, was ich gemäht,
Doch wenn meine Arme ich breite,
Graut selbst dem Tod.
Er darf meinen Rücken betreten,
Doch seine Allmacht zerweht,
Wenn die Welt erzuckt in Gebeten
Auf mein Gebot!

O der Menschen, die nie mich verstanden!
Was fürchten und hassen sie mich?
Wie Haß klingt ihnen mein Branden,
Mein Wort wie Wuth.
Und sie ahnen nicht, wie ich sie liebe,
Wenn ich rede, so bergen sie sich —
Wo ist er, der unverzagt bliebe
Bei meiner Gluth?

Doch ich liebe sie — Tausende nahm ich
In meinen lustzitternden Arm,
Doch sie starben — und dann überkam mich
Wildloderndes Weh.
Und ich küßte die schweigenden Lippen,
Die Lippen, so schwellend und warm,
Doch sie schwiegen — ich warf sie an Klippen,
So bleich, wie Schnee . . .

Und mein Hunger ist niemals zu stillen.
Meine Worte voll Sehnsucht und Lust,
Sie locken heraus sie aus stillen
Gefilden zu mir.
Und sie kommen mit glänzenden Augen
Und mit hochaufjauchzender Brust
Und wähnen sich Leben zu saugen
Und Freude hier.

Ich umwand mich mit leuchtenden Farben,
Wie keine Erde sie kennt,
Doch sie kamen mit Blüthen und Garben
Und sahn mich nicht.
Und ich spüre die Hauche der Blüthen,
Und grollend mein Zürnen entbrennt,
Und mein Arm in aufschäumendem Wüthen
Ihr Land zerbricht.

Und so weit er reicht, darf mir nimmer
Erblühen ihr duftiger Tand,
Ich ertödte den flüchtigen Schimmer
Mit einem Hauch.
Und ich werfe mit liebenden Händen
Meine Schätze der Tiefe ans Land,
Doch sie lachen der köstlichsten Spenden
Der Liebe auch.

Und dann wühlt mich der Zorn und erfaßt mich,
Und meine Stimme erklingt:
„„Ich ahne es, Thoren, Ihr haßt mich,
Weil Menschen Ihr!““ ...
Und Begehren durchpulst meine Tiefen,
Und Schaum auf die Lippen mir dringt,
Und ich recke die Glieder, die schliefen
In wilder Gier.

Und ich rufe die heulenden Winde
Und vom Himmel hernieder den Blitz,
Und so stürmt dann mein Wüthen, das blinde,
Die Küste entlang.
Und so rüttle die lauschende Nacht durch
Ich ihren erkrachenden Sitz,
Und erbarmungslos kämpft sich die Schlacht durch
Beim Sturmgesang!

Und am Morgen siegte mein Lieben,
Wie immer, über den Haß.
Ich zähle, was lebend geblieben,
In meinem Reich.
Ich vernehme ihr Weinen und Fluchen,
Wenn die Leichen, zerschmettert und naß,
Ihrer Lieben am Strande sie suchen,
Vor Angst noch bleich.

— Und so steigen und fallen die Zeiten.
Geschlechter erstehn und vergehn.
Ich sehe am Strande sie schreiten
In starrem Muth.
Meine Liebe — sie ist unsterblich,
Doch sie können sie nimmer verstehn,
Denn mein Kuß ist ihnen verderblich
Wie meine Wuth.

Doch meine Geduld ist unendlich —
Es ist ein starkes Geschlecht,
Vielleicht, daß einst ihm verständlich
Mein Lieben wird.
Es hat meine Liebe betrogen,
Ich habe mich zürnend gerächt,
Doch so lange noch über mein Wogen
Ihr Leben irrt;

So lange das lachende Wagen
Und das Auge voll Treue ſie ſchmückt, —
Wenn Tauſende auch, die verzagen,
Mein Kuß verdirbt —
So lange will ich ſie lieben!
Und wen meine Liebe beglückt,
Der, wenn er treu mir geblieben,
Glückläche lnd ſtirbt! . . ."

So vernahm ich das Klagen des Meeres,
Und es klang mir wie Weltengericht.
Ein Chaos, ein lebenlos leeres,
Das Land rings ſchlief.
Der Tod ſtand leuchtend am Ufer.
Am Meerſaum erglomm ein Licht.
Einſam als Lebensrufer
Ein Vogel rief . . .

Weltſeele.

Du ſpürſt in Sommertagen
Um heiße Mittagzeit,
Wenn keine Pulſe ſchlagen,
Ein Zittern weit und breit.

Ein Suchen und ein Irren
Das gönnt ſich keine Friſt,
Ein leiſes Flügelſchwirren —
Du weißt nicht, was es iſt,

Wie ſich dein Sinn auch quäle
Zu folgen dieſer Flucht.

Es iſt die Weltenſeele,
Die ihre Heimath ſucht . . .

Der gefallene Stern.

Iſt dort ein Stern nicht gefallen? —
Ja. — Bis er die Tiefe erreicht,
Kannſt du die Erde umwallen,
Biſt du geſtorben vielleicht!
Denn die Welt, ſie kennt keine Grenzen
Und ſie weiß nichts vom Wechſel der Zeit:
Ihre flammenden Lichter — ſie glänzen
In Ewigkeit.

Und wir in erbebendem Ahnen,
Wir ſagen: „Dort ſank eine Welt,
Die geriſſen aus ruhloſen Bahnen
An den Klippen der Tiefe zerſchellt.“
Und wir haben ſie morgen vergeſſen
Und wiſſen nicht mehr, wo ſie ſtand.
Wer wird Myriaden durchmeſſen
Um eine, die ſchwand?

Und wenn aus den ſchweigenden Hallen
Der unendlichen, ewigen Welt
Ein leuchtendes Sternbild gefallen
In dem Dunkel der Tiefe zerſchellt,
Wer wird das Verlorene bedauern?
Wer hat es geſehn? wer vermißt?
Wo die Welt, die an ſeinem mit Schauern
Ihr Schickſal mißt?

Und wenn einſt nach endloſen Jahren
Unſer Ball ſeine Tage erfüllt,
Und entriſſen den leuchtenden Schaaren
Ihn die Weltnacht der Tiefe umhüllt,
Wer wird ihn bedauern? wer ſehen,
Wie Angſt uns und Grauen verzehrt?
Sein Sterben, ſein Sein, ſein Entſtehen
Hat Keiner begehrt!

Phantaſie.

Nur in Stunden, wo die Andern
Schlummern, fängſt du an zu wandern,
Ruheloſe Phantaſie! . . .
Wirfſt des Tages Feſſel nieder
Und erſtehſt in Schönheit wieder,
Denn dein Strom verſandet nie.

Ringsum ſprühend grelle Funken
Schweifſt du zügellos und trunken
Durch der Erde fernſten Raum.
Weckſt Gedanken, welche ſchliefen,
Schleuderſt ſie in tiefſte Tiefen
Und hinauf zum Himmelsſaum.

Wo der Blick ſich ſchaudernd wendet,
Wo des Herzens Fühlen endet,
Schreiteſt du in kühnem Gang.
Du allein eröffneſt Bahnen,
Nie betretene, und wir ahnen,
Was es war, das einſt uns zwang.

Was kein Forſcher je ergründet,
Was uns keine Zeit verkündet,
Du nur ahnſt es . . . deine Gluth
Schmilzt das Eiſen des Verſtandes,
Du nur zeigſt uns jenes Landes
Küſte, wo die Wahrheit ruht.

Dieſer Welt Beginn und Ende
Hellen deine Feuerbrände,
Und die Spanne, die ſie trennt.
Und wir ſehen Weltenweiten
An dem Blick vorübergleiten,
Welche nie ein Mund benennt.

Aber trügerisch ist dein Wissen,
Und die Bande sind zerrissen,
  Wenn des Tages Licht sich hebt.
Wer dir glaubt, der ist verloren,
Denn du bist aus Duft geboren
  Und aus Nebelhauch gewebt.

Wer dich zwingen will, dich hassen
Muß er und dich doch nicht lassen,
  Wenn dein Gluthkuß ihn berührt.
Doch am Tage muß er wandern,
Tief im Staube mit den Andern,
  Nur bei Nacht von dir geführt!

Um an deiner Brust zu liegen,
Muß er täglich dich besiegen,
  Denn bei Nacht bist Siegerin du!
Aber weh dem Tagversäumer,
Der dich liebt — du wirfst den Träumer
  Deinem Bruder Wahnsinn zu!

Wandlungen.

I. Ein Tag.

Auf einem Hügel stand ich jüngst am Morgen.
Vor mir ein tiefes Thal. Thauhelle Wiesen.
Ein kleiner Bach. Am Fuß des Abhangs Leben:
Ein Dorf. Mir gegenüber eine Höhe,
Umkleidet dicht mit dunklen, schlanken Tannen.
Tiefblau der Himmel. Keine leise Wolke.
Und Duft der Sonne lag rings auf dem Land.
Nicht schwül und angstvoll, wie (ein reifes Weib)
Die Sonne in des Sommers letzten Tagen
Die Erde tödtet mit der Macht der Liebe —

Nein, leicht und luftig, zart, unendlich-leise,
Das reine, warme Lachen eines Kindes,
So lag der Duft der Sonne auf dem Lande . . .

Ein Morgen war es, welcher doppelt mir
Ein Morgen schien nach langer, langer Nacht.
Nach einer Nacht, in der der Geier Traum
In der Gedanken Krallen meine Seele
Dahingeschleift hoch über alles Lebens
Abgründige Tiefen! — Nie geht diese Wege
Die wache Seele: schaudern würde sie
Und stürzen! . . . Und nach einer solchen Nacht
Voll Irrsinn, Sinn — voll Wirklichkeit und Lüge
Stand ich am andern Morgen auf der Höhe,
Vor der das Land im Duft der Sonne lag.

Als hätte diese Nacht die Kraft verzehrt,
Statt neue mir zu schenken für den Tag —
So müde war ich! — Plötzlich fühlte ich,
Wie meine Kniee brachen. Ich sank nieder,
Und meine Lider fielen willenlos,
Wie sich im Herbste löst ein müdes Blatt.
Noch aber fühlte ich, wie in dem Spiegel
Der blinden Augen jenes Bildniß glänzte,
Das wachend sie vor wenigen Sekunden
In sich gesogen. Und in diesem Glück
Entschlief ich. Ob ich träumte, weiß ich nicht.
Mein Schlaf war tief und fest, dem Tode gleich.
Doch ist traumloser Schlaf nicht Tod? Die Kinder
Der gleichen Mutter mit verschiedenen Namen
Benennen wir — warum?
Doch laßt mich sagen
Was ich erschaut, als wieder ich erwachte.
Als ich erwachte, lag das Thal im Dunkel.
Wie schwarzer Sammt lag Nacht zu meinen Füßen.
Wie grauer Dunst quoll's aus dem Thal hervor,

Und legte sich wie Schuld auf meine Brust.
Und Alles schien verändert meinen Sinnen.

In der Gewandung dunkler Wolken hing
Der Mond, ein Bild versteinter Qual und Reue.
Von seinem Antlitz aber goß ein Leuchten
Hernieder sich auf jenes Hügels Höhe,
Der mir genüber lag. Und auf dem Hügel
Sah ich ein Wesen stehn, das war mir gleich,
Und doch wie ich nicht.
Doch ich schaute schärfer.
Die Nacht durchschnitt mein Auge, und ich sah:
Ich war es doch! . . . Und ich erschauderte
Und wandte mich hinweg von jenem Bild.
Jedoch ich mußte wieder hin mich kehren
Und wieder in das eigene Antlitz schauen,
Das bleich und ruhig aus dem Dunkel tauchte.

Ich sah mich selbst, wie ich vor Jahren war,
Als noch die erste Hoffnung mich durchbebte
— Die erste auch, die welkte von so vielen —;
Als noch der erste Wunsch die Brust durchwühlte,
— Von meiner Jugend nahm ich mit ihm Abschied,
Denn jeder Wunsch ist schon ein Kind der Schuld! —:
Als noch das erste, scheue Lied ich sang,
Thöricht und unerfahren — doch voll Inbrunst,
Schwankend und unreif, doch voll stolzer Kraft,
— Ach, Kraft ist eine Frucht von starkem Stamme,
Zu früh gepflückt, und sie ist ungenießbar,
Zu spät, und sie zerfault an deiner Lippe! —;
In Lüge lebend, doch zur Wahrheit drängend,
Den Menschen fremd, doch Allen treu vertrauend, —
So sah ich mich dort stehn am andern Hügel!

Ich sah mich selbst die Hände aufwärts heben,
Und Gluth im Auge, Kraft im reinen Herzen
Dastehn in meines Lebens engem Kreis,

Ein Ziel erstrebend, welches ich nicht kannte,
Mit Worten so, wie mit Gefühlen spielend,
Betretend einen Weg, von dem die Blumen
Am schmalen Rande nur ich blühen sah . . .
Und wieder mußte vor der eigenen Thorheit
Ich schaudern — ich, der ich mir gegenüber
Ein älterer und ein fremder wissend stand!

In meine Hände legte ich mein Haupt,
Und jene Stunde hätte ich geweint,
Wenn nicht schon längst die Thräne mir versiegt.

Dann mit des Willens übermächt'ger Kraft
Griff ich die Bilder der Erinnerung
Und ballte sie erstickend in der Hand,
Die unablässig vor dem Auge stiegen
Und fielen. Und mit kühlem ernsten Sinn
Zog ich die Linie der Betrachtung: war
Nicht jenes Leben in der Täuschung Hoffnung
Weit schuldbeladener, als dein ferneres Leben,
Das Leben, dessen Wahrheit du bezahlt
Mit aller deiner künftigen Tage Glück
Dem Wucherer Verstand (vielleicht zu theuer!)?
Und Antwort gab ich dieser Frage: Ja!
Und wieder hob das Auge ich empor.
Und jenes andern Hügels Höh' war - leer!
Doch heller schien mir jetzt der Mond zu leuchten,
Siegreicher mit der dunklen Nacht zu kämpfen.
Ich sah gebannt in sein erloschenes Antlitz,
Von Wolken lag um ihn ein Ringgebirge.
Und wieder hob sich meinem Blick ein Schleier.

Mir schien, indem ich bebend aufwärts sah,
Als überzucke ein geheimes Grinsen
Das bleiche Antlitz, das dort oben über
Den Rand zerrissener Wolken lauernd starrte.

Es lächelte voll Hohn der Erde zu
Mit jenem Ausdruck, den ich einſtmals ſah
Auf den erſtarrten Zügen eines Todten,
Der Zweierlei vom Leben nur gekannt:
Das Elend und den Hunger, und der ſo
Geſtorben war, wie er gelebt: verachtend!

Und weiter war es mir in jener Stunde,
Als rauſchten von dem Monde Klänge nieder
Zur Erde. Und ſo glaubte ich zu hören:
„Auch du wirſt ſterben, wie ich ſtarb, du Ball!
„Auch dir wird einſt mit eiſigem Kuß Vernichtung,
„Wie mir ſie nahte, nahn! — Auch du wirſt ſterben
„Und einſt, ein Schreckensbild für andre Welten,
„Den todten Leib durch Ewigkeiten jagen
„Und nirgends Ruhe finden, wie ich ſelbſt!“

Noch mehr vernahm ich in derſelben Stunde,
Jedoch ich kann nicht ſagen, was es war.
Die Erde aber ſtöhnte auf und ſchwieg.
Leis klang des Windes Wehn in Tannengipfeln.
Und wiederum war Alles ſtill und leer.
Die Wolken waren weiter ſtumm gezogen.
Die Sterne ſah ich um den Mond ſich ſchaaren.

Im Fieber aber glühte meine Stirn.
Wie Fluth in Fluth, ſo brandeten die Fragen
In meiner Bruſt aufſchäumend durcheinander.

— So iſt der Tod der Sieger über Alles? . . .
Doch woher dir, du längſt erſtorbener,
Dann Leben noch? — Sieh, wie du herrlich ſtrahlſt,
Ein König über alle anderen Welten!
Jedoch ſogleich zurück warf mich die Woge
Des Denkens: Nein, nur Schein iſt Alles uns.
Uns ſcheint das wahr, was wir zu ſehen glauben,
Doch Wahrheit iſt, was unſres Sehens Grenze
Weit überragend uns verborgen webt . . .

So war das Leben eher als der Tod?
So ist das Leben dennoch letzter Sieger?

Und wieder stand ich auf der festen Erde,
Zurückgeschleudert abermals, und nieder
Sank ich ermattet in das feuchte Moos.
Und diese Wege ging ich grübelnd weiter:

— Ewig getrennt ist Himmel uns und Erde!
Des Denkens letztes Wort, es heißt: Verzicht.
Und schmerzlich lächelnd wird es sich erinnern,
Wie anders einst sein erstes Wort gelautet.
Wohl taucht in jene Fernen unser Auge
Und hängt voll Sehnsucht an dem kargen Licht,
Das sie uns spenden, doch der blöde Blick,
Er sieht die Hülle wohl, doch nicht den Kern:
Und nie wird Lösung jenem letzten Räthsel,
Das ein Geheimniß war und bleiben wird! . . .
Wohl Dem, der weiß, daß mit dem letzten Odem
Sein Leben stirbt, um nie mehr zu erwachen!
Wohl Dem, der es erkennt, daß zwischen Himmel
Und Erde eine Kluft liegt — riesengroß,
Daß nichts herüberlangt und nichts hinüber,
Und der dem lecken Boot des Glaubens nie
Sein Denken anvertraut! . . .
Das ist mein Wissen.
Der Wanderer Gedanke schreitet nie
Zu jenen Welten; und nie rührt der Blitz
Der Phantasie, so grell er leuchten mag,
An ihres Wesens Saum — nur Menschenwahn
Und Menschensehnsucht — thöricht, hochmuthsvoll —
Glaubt sie zu fassen — und erfaßt sie nie!

Und immer weiter spann mein Denken sich,
Und vor mir lag die Summe alles Dessen,
Was Menschenweisheit in dreitausend Jahren
Erbaut, zerstört und wieder auferbaut.

Nein, höher nicht, als je ein Adler flog,
Erhob der muthigste Gedanke sich.
Und weiter nicht, als Rauch von unsern Hütten,
Flog unsre Sehnsucht, jenem gleich zerwehend
Starb sie im fremden, uferlosen Raum.
Und tiefer, als der Blick des Menschen blickt,
Drang nie die Phantasie in jene Weiten —
Denn wollte wagend sie die Grenze brechen,
Ergriff die schwindelnde der Riese Wahnsinn
Und warf sie in die Nacht, die sie gebar!

Nein, jene Welten, sie sind nicht die unsern!
Viel höher nicht, als eines Knaben Pfeil
Die Luft durchschnellt in absichtslosem Spiel,
Laß deine Wünsche schweifen, Sohn der Erde!
Und willst du Glück — so küsse von der Lippe
Der Schwester dir, was dir beschieden ward . . .

So sann ich. Als ich wieder aufwärts schaute,
Da hielt den Himmel eine Riesennacht
Mit Schattenarmen weit und stumm umspannt.

So war zu Ende dieser Tag gegangen.

II. Eine Nacht.

Und wieder stand ich auf demselben Hügel,
Nachdem die Zeit die Kluft von wenigen Wochen
— Die Kluft so schmal und doch so abgrundtief,
Daß nur Erinnerung leichten Sprungs sie nimmt —
Gezogen zwischen mir und jenem Tage,
Da ich zum ersten Mal dort oben stand.

Doch diesmal deckte Nacht mit schwarzem Fittich
Die Lande und den Himmel, wie die Mutter
Ihr Kind bedeckt, auf daß es schlafen möge.

Kein Sonnenathmen mehr, kein Lichterglänzen,
Nicht Tagesklarheit und kein Sternenleuchten —
Blauschwarze Nacht nur! Selbst die weißen Finger
Des Mondes hatten sich zur Faust geballt.

Was heißt es denn, in seiner Jugend schreien
Nach Licht? Aus ewig wachem, herbem Zweifel
Nach Wahrheit? Und aus immer durstiger Pein
Nach Frieden, wenn die Sinne stark genug
Nicht sind, den Frieden zu ertragen, wenn er,
Wie Abendschimmern über Berge, kommt?

Und hier war Friede! Hier zum ersten Mal!
Und als ich ihm nun gegenüberstand
Mit großen Augen und mit banger Frage,
Da war das Herz, das reich genug gewesen,
Um einer Jugend voll Enttäuschung und
Voll Irrniß Widerstand zu leisten, nicht
So stark, um nun den Frieden zu ertragen!

Als Sieger sterbend, als Besiegter lebend!
Als Knecht ein Mann — ein Kind als Freier nun! —

Und hier war ewiger Friede! — Ewiger Friede?
Das ist ein Wort, wie tausend andre, welches
Nach Außen glänzt, im Innern aber fault,
Brichst du die Hülle mit der Wahrheit Finger.
Ewig? — ewig ist einzig nur der Wechsel.
Ewig der Kampf nur zwischen Nacht und Licht.
Ewig der Kampf nur zwischen Thun und Wollen.
Ewig der Anfang, der das Ende ist.
Ewig das Ende, das ein Anfang scheint!
Doch nie und nirgendwo ist ewiger Friede!
Denn Friede ist ein windgeschütztes Wasser,
Auf das der Fluch des Stillstands sengend brennt,
Und wenn es nicht die Ränder überkocht,
So fault es und verfault und stirbt verfaulend.

Ich ſtand in Nacht und hob die müden Arme,
Doch griffen ſie in Luft und ſanken nieder.

Wie ſeltſam doch, daß Wünſche niemals ſterben!
Wie unartige Kinder, ſich verſteckend,
So kommen immer wieder ſie; ihr Plärren,
Es quält uns immer, immer, immer wieder . . .
Sie wollen unerſättlich immer Neues,
Und haſt du einmal ihren Wunſch erfüllt,
Begehren mehr und mehr ſie; und am Ende
Steht leiſe ſchluchzend noch ein allerletzter,
Und der verlangt am wenigſten: den Tod!
Jedoch zur giftigen Waffe wird ſein Spielzeug,
Zum Dolch, der gegen unſere Bruſt ſich richtet. —

Noch einmal ſuchte ich die Hand zu heben,
Jedoch ſie ſank, und an dem Fichtenſtamme
Glitt nieder ich in das bereifte Moos.

Und wie der Flügel einer Fledermaus
Berührte Schlaf mein Auge. Träume kamen
Und gingen. Und ein Traum; und der war ſo:

Ich ſtand auf einer blüthenloſen Ebene,
Und auf ihr waren Schaaren fremder Menſchen.
Die einen ſtanden nah mir; andre ferner.
Die einen hingelagert zu der Felſen Füßen,
Die in der Runde an die Ebene grenzten.
Die anderen aber an des Fluſſes Rand,
Der ſie von Süd nach Nord lautlos durchglitt.
Da waren einige, die ſuchten Blumen,
Wo Steingeröll nur war; und weinten auf,
Wenn ſie nicht finden konnten, was ſie ſuchten.
Da waren andere, die wogen Steine
Halblächelnd in den abgezehrten Händen
Und warfen ſchweigend ſie einander zu.
Da ſtanden welche dicht in einem Haufen,

Und ihre Lippen sprachen, doch kein Laut
War zu vernehmen: andere lauschten aufwärts,
Als müsse über die entseelten Felsen
Ein Wort, wie Windwehn, kommen, das sie sehnten.
Da waren Füße, welche bluteten:
Da waren Stirnen, hinter denen Feuer
Zu glimmen schien: da waren weiße Lippen,
Jedoch sie lachten: zarte Frauenhände,
Doch krallenartig waren ihre Nägel:
Da waren Kinder mit ergrauten Haaren
Und Greise da mit sinnlos-kindischem Lachen:
Da waren Männer mit zerfehnten Gliedern
Und Frauen, unnatürlich stark und groß.

Da plötzlich wandten alle Blicke sich
Auf mich, der einsam dastand zwischen ihnen,
Nicht wissend, was das war, was er da sah.
Und hundert Finger wiesen nach mir hin,
Und hundert Stimmen kreischten wüthend auf,
Und hundert Augen blitzten Haß auf mich.
Und, angepackt von namenloser Furcht,
Abwandte ich mich schaudernd und entfloh.

Doch ringsum starrten trostlos steile Felsen,
Von denen es wie Fäulniß niederwehte.
Zwar schien ein Ausgang an dem Felsenende.
Dort glühte es wie blaues Dämmerlicht,
Und dorthin stürzte ich, und hinter mir
Quoll her die Schaar. Ich fühlte, sah sie nicht.

Und über Steingeröll, durch Baumgestrüpp,
Durch trübe Wasserlachen, über Felsen,
Auf messerscharfen Kanten ging die Flucht.
Ich stürzte — um mich wieder aufzuraffen.
Ich glitt — jedoch ich achtete es nicht.
Ich taumelte — jedoch ich eilte weiter,
Denn hinter mir mit wüthendem Geschrei,

Das nicht aus Menschenmund zu kommen schien,
Raste der Zug. Ich wandte einmal mich
Und sah, sie kamen näher, immer näher.
Und Keiner schien ermüdet, aber mir
Erzitterten die Knie und starb der Athem —

— — —

Hülfesuchend wandte ich den Blick.
Vor mir lag des Thales steile Enge,
Und was Ausgang mir geschienen, Felsen,
Starre Felsen waren es, so ragend,
Daß sie nie der Lebende erklettert.
Alles starr und schweigsam. Aber — seltsam!
Von den Felsen goß das blaue Licht
Hell und sprühend in Milliarden Strahlen
In die Tiefe sich des kahlen Thales,
Wie am Morgen nach dem Dunkel sich
Sonne auf die starre Erde senkt.
Und so hell und klar war Alles rings,
Daß mir graute vor dem hellen Licht,
Das mich völlig zu durchleuchten schien
Nach der Jugend zweifelstrüber Nacht.
Blau und flimmernd lag es an den Felsen,
Blau und leuchtend auf dem steinigen Boden,
Blau und kühlend es auf meiner Stirn . . .

Und wieder griff mich unnennbare Angst — —
Und plötzlich warf ich mit dem Rücken mich
Nach hinten an den Felsen, meine Füße
Feststemmend und die beiden Hände streckend,
Zum Kampf auf Leben und auf Tod bereit,
Schrie ich die Horde, die mir nachquoll, an:
„Was wollt Ihr?!“ — und ich sah mit stierem Blick
In alle die Gesichter, die sich hundert=
Und tausendfach mir zu vermehren schienen
In ihren gierigen und tückischen Blicken.

Doch keine Antwort kam auf meine Frage.

Nur von den Wänden fiel verhallend nieder,
Wie ein Gestein, das achtlos sich am Rande
Im Laufe langer Jahre losgebröckelt
Und nun nach hundertjährigem Schweigen brach,
Das Echo meiner Worte: „Was — wollt — Ihr?“-

Doch auch dem Echo wurde keine Antwort.

Jedoch gehässiger flammten alle Blicke
Und gieriger zitterten die fahlen Lippen,
Und mit den Händen auf die Brust mir zeigend,
So standen sie, unübersehbar-drohend!
Doch fester preßte ich mich an die Wand
Und ballte wild die Hand. Dann aber drang
Ein Stöhnen solcher Wuth entgegen mir,
Daß ich aufschrie und ihnen unterlag —

Da — was that ich? — ja! so war es — so:

Da — so träumte mir! — riß ich das Herz
Aus der Brust mir selbst und warf es ihnen,
Welche fletschend mich umstanden, zu!
Und mit Lächeln sah ich es zerrissen
Und mit Lächeln sah ich es sie schlingen —
Jeder nahm ein Stück und kaute heulend,
Jeder aber schien gesättigt mir . . .
Und als ob das Leben mir gewichen,
Stand ich, kalt und schmerzlos, aber lächelnd,
Lächelnd, lächelnd — immerwährend lächelnd.
Und begriff nicht, was ich sah, und sah nicht,
Was ich doch begriff, und unter ihnen
An den Händen nahmen sie mich fröhlich)
Zog ich in das Thal zurück und unter
Ihnen lebte ich und lebte, und wie sie
War ich, aber wußte nicht mehr, daß ich
War —
Ja, so träumte — mir — so — träum — te — mir
— — — —

Und ich erwachte von dem grausen Traume! —
Schon bebte durch die Nacht das Nah'n des Tages
Und Licht und Dämmerung kämpften ineinander.
Und dort — ich stand mit hocherhobener Stirn
Und wandte meinen Blick dem Osten zu —
Dort stieg die Sonne! — Ewiges, heiliges Licht,
So grüßte ich noch nie dich, so mit Andacht
Und so erfüllt von deiner stillen Größe! —

Sie stieg. Und höher hob ich meine Stirn,
Und andere Gedanken streiften mich,
Als sie geküßt mich um die Tages-Wende,
Da ich auf diesem selben Hügel stand.

Auf unsern Weg wirft mit gehässigen Händen
Das Leben unabläßig einen Hagel
Von Steinen, doch wir eilen blind vorüber.
Da aber fliegt der kleine Stein des Zufalls
Vor unsers Wagens Rad — ein Ruck — die Speichen
Zersplittern, und wir stürzen in den Abgrund,
Der zu den Seiten unsers Pfades klafft,
Und uns empfängt mit grellem Hohngelächter
Das Unglück, welches stetig uns gefolgt.
Jedoch so lange uns der Zufall nicht,
Der schlimmste Feind uns Allen, tödtet,
Stehn da wir, riesenstark und fühllos Allem.
Zum höchsten aller Ziele sind erstarkt wir,
Und noch gebrochen, mit entseeltem Herzen,
Wenn Jugend schon, und Liebe, Glück und Frohsinn,
Wenn alle Wünsche schon, wir lebend starben,
Verlangen unsre Sinne stürmisch Licht!
Die Wahrheit, — unsre letzte, letzte Liebe, —
Sie stirbt nicht eher, bis uns selbst der Tod
Zeigt, daß die Wahrheit selbst nur Lüge ist!
Doch streben, ringen, leben — hundertmal!
Was heißt es denn, ob wir noch sterben müssen?
So hoch, als jemals ein Gedanke flog,

So weit, als Phantasie gelangen konnte,
So fern, als je die Sehnsucht flatterte,
So weit laß deine Wünsche fliegen, Mensch!
Nichts sei dir Grenze, nichts sei Ende dir,
Und Alles Anfang nur zu neuen Zielen!

Wir werden an die Schweife jener Welten
— Und mögen sie dem Tode zu uns schleifen! —
Uns klammern in entbrennendem Begehren!
So lange reden, bis uns Antwort wird!

Ist unermeßlich unsre Kraft nicht? — Eisern
Nicht unser Wille? — Unersättlich nicht
Und gierig unser Durst? — Wer stillte ihn,
Seitdem der erste Mensch begann zu trinken?

Ja — unser ist die Welt! — Unser ist Alles,
Unser ist Licht, ist Leben — süßes Leben!
Und unser ist zeitlose Ewigkeit,
Die Zeit uns wird! Und Unermeßlichkeit,
Die Raum uns wird! — O Wanderer Gedanke,
O Wanderin Phantasie — Ihr stürzt die Welt
Und baut sie wieder auf durch Euren Willen!

So dachte ich. Und als ich niederschaute,
Da lag die Erde in dem Arm des Lichtes
So schön, so duftend, wie am ersten Tage,
Und lächelte mir zu und küßte mich.

So war zu Ende diese Nacht gegangen.

Der Flug des Todes.

Nacht lag auf dunklen Hügeln.
Da flog auf leichten Flügeln
Stillschwebend der Tod einher.
Er flog die Erde vorüber.
Ihn quälte ein Wunsch, ein trüber.
So flog er hin zu dem Meer.

Ihm folgte die Verweſung.
Und weinend floh die Geneſung
Vor ſeinem Fluge her.
Es zog ihn hinauf zu dem Himmel.
So flog er vorbei dem Gewimmel
Der Menſchen und über das Meer.

Er kam zu einem Sterne.
Der lag der Erde ferne,
Und Licht umlohte ihn hehr.
Da mußte der Tod ſich wenden
Und flog mit leeren Händen
Weiter über das Meer.

So flog er von einem zum andern
Der Sterne in ſchweigendem Wandern,
Und die Hände blieben ihm leer.
Sein Antlitz ward ſtarr und dräuend,
Doch ſtetig die Kraft ſich erneuend
Flog weiter er über das Meer.

So kam er zur Grenze der Welten,
Wo brandend die Wogen zerſchellten
Und keine Küſte mehr.
Da mußte den Flug er enden
Und rückwärts die Fittiche wenden
Weit über das wallende Meer.

Und wieder mußte er ſchreiten
Durch ungemeſſene Weiten,
Vorbei an der Sterne Heer.
Vorbei an dem ſtrahlenden Lichte,
An dem ſein Wunſch zu nichte
Geworden, und über das Meer.

Und hinter ihm ſchwanden die Himmel.
Da über der Menſchen Gewimmel
Stand er, gewaltig und hehr.

Und ſpannte die eiſernen Hände
Und wußte des Mordens kein Ende,
Und hinter ihm rauſchte das Meer.

Aufweinend ſtarb die Geneſung.
Und neben ihm ſtand die Verweſung.
Und die Hände wurden ihm ſchwer.
Da mußte der Träuende enden
Und flog mit vollen Händen
Zurück zum verlaſſenen Meer.

Noch lag Nacht auf den Hügeln,
Als er mit müden Flügeln
Stillſchwebend zog einher.
So flog er die Erde vorüber.
Ein Morgen kam, ein trüber,
Da ſtand er über dem Meer.

Epilog.

— „Freudig kämpfend bis zum Ziele!"
Freund, das ſind ja Worte nur.
Nicht mit leeren Tönen ſpiele,
Willſt du folgen klarer Spur.

Wann hat je ein Ziel ein Streben,
Wenn es ſchrankenlos die Welt
Seinem eigenen, kurzen Leben
Kühn und kräftig unterſtellt?

Und wozu ein Kampf auf Erden,
Wenn er nicht ein Ziel gewinnt:
Daß wir Alle froher werden,
Als wir waren, als wir ſind?!

„Freudig" — kämpft der Wahnbethörte
Und der Knecht auf blinder Spur.
Wer des Mitleids Stimmen hörte,
Kämpft in herben Schmerzen nur.

Ueber Sterbende und Leichen
Wird vielleicht sein Wünschen gehn,
Und sein Ziel — er wird es weichen
Weit und immer weiter sehn . . .

Sturm

1887—1888

Dem Andenken

Max Stirner's.

Erste Ausgabe: Zürich 1888.

An

Max Stirner.

„Der Einzige und sein Eigenthum: 1845."

Nichts fiel aus deinen Händen,
Als dieses eine Buch —
O Rebe an Sonnengeländen,
Die solche Traube trug!

Ich schaue von den Blättern
In meine Zeit umher:
Sie schreien wild nach Rettern,
Dich — kennen sie nicht mehr.

Sie haben dich gescholten,
Die dich verstanden nie.
Du hast es ihnen vergolten:
Du hast — ergründet sie!

Erkennen ist mehr als Verachten.
Ihm ward die Welt ein Spiel,
Dem bei lächelndem Betrachten
Der letzte Schleier fiel.

Die Menschheit will belogen
Und frech betrogen sein —
Du hast sie nicht betrogen,
Du warst ja einzig dein . . .

O Genius, den sein Jahrhundert
Nie in die Arme schloß,
Der gekannt nie, nie bewundert
Ward von dem feilen Troß,

Der nie „sich selbst bezwungen“,
Nein, der die Andern bezwang,
Der nie — „den Bruder umschlungen“ —
Am Becher der Lüge trank,

Der himmelhoch überragend
Die belächelnswerthe Welt,
Einsam seine Schlachten schlagend
Sich auf sich selbst gestellt,

O Genius, hinabgesunken
Wärst du in das Schweigen der Nacht?
Nein — meine Lippe, getrunken
Hat sie — ich bin erwacht! —

Unsterblicher! Schauernd begrüße
Ich dich aus der Nacht um mich her —
Ich suche die Spur deiner Füße
Und finde sie nicht mehr . . .

Was thatest du denn, Vermessener?
Du warst dein eigener Gott!
O ich liebe dich, du Vergessener!
Was kümmern mich Wuth und was Spott? —

Und ich sehe dich, wie du bei Seite
Die schreiende Menge schobst
Und dann dich in die Weite
Auf Adlerschwingen hobst —

Wohin? — Das weiß kein Anderer.
Dir folgte Keiner nach:
Stumm schritt der Weltenwanderer
Nacht hinter sich, vor sich Tag,

An den Göttern vorbei, die versanken,
In die Ferne, weit — weiter . . . so weit! .
Ja, du gingst . . . Doch deine Gedanken
Bewachen die schlummernde Zeit . . .

Zur zweiten Auflage.

Gluth war mein Geist und meine Seele Brand
In jenen Tagen, da dies Buch entstand.

Ein Sturm ergriff mich. Und der Sturm ward Wort.
Das Wort riß Andere im Sturme fort.
Ich ließ mich treiben durch den weiten Raum.

Wunsch ward mein Geist und meine Seele Traum.

Dann stieß mein Fuß. Ich schlug das Lid empor:
Auf Bergeshöhn stand ich im Nebelflor.
Die Nebel theilten sich. Und ob der Welt
Sah ich verlassen mich dahingestellt.
Zu meinen Füßen quoll ein Wolkenmeer —

Leer ward der Raum und meine Seele leer.
Was ich ersehnt, erhofft, was ich geglaubt,
Des letzten Haltes sah ich mich beraubt.

Wo war ich? Und wo fand ich Unterkunft?

Still ward die Seele und mein Geist Vernunft!
Die Woge meiner Jugend war verbrandet,
An meinem Strand war ich — als Mann — gelandet.

Und langsam fand ich mich. Ein Jahr zerrann
In letzten Kämpfen, bis ich mich gewann . . .
Von Nebelschleiern war ich dicht umhüllt —
Von Rufen aus der Tiefe wild umbrüllt —

Von Lockungen der Höhen süß umklungen —
Höhen und Tiefen habe ich bezwungen!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

O Mensch, du bist Ahasver, der verflucht
Die Welt durchmißt und seine Heimath sucht!
Weil er an Gott noch und die Menschen glaubt,
Erlahmt sein Fuß und wird sein Haar bestaubt,
Kann er nicht sterben! — — —

Einst stand er zu Gott.
Dann ward ihm Gott Erkennen, Haß und Spott.

Nun glaubt er an den Menschen. Und er sucht
Und sucht — und findet nie — und bleibt verflucht!

Und ewig wandert Ahasver . . . Und blickt
Er je zurück, er vor sich selbst erschrickt . . .
Und weiter irrt er — sucht — und schwankt verloren
Dem Lichtbild zu, das ihn zum Spiel erkoren!
Fata Morgana ist sein Glaube. Saat,
Die in der Frucht verdorrt, wenn er sich naht.

Herb wird sein Herz; aufschreit sein fahler Mund.

Erlösung heißt der Felsen, an dem wund
Der Glaube seine müden Flügel stößt.

Erlöst wird Der nur, der sich selbst erlöst!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ahasver. Mensch, wann endest du dein Wandern?
Wenn du verlorst den Glauben an — die Andern!

Jedoch du hoffst — und irrst — und liebst — und glaubst,
Bis du dir selbst den letzten Glauben raubst.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ahasver-Mensch, dein wirrer Lebenslauf
Schlägt wie ein Buch sich heute vor mir auf:

Betäubt vom Dunsthauch einer todten Zeit,
Sehnend dein Herz nach der lebendigen schreit.
Wie ein Geheimniß wallt ihr Vorhang vor
Dem feuchten Blick, der sich — zum Licht verlor.

Und wie dein Fuß fortstrauchelt, lockt ein Licht:
Du wankst ihm zu — dem Lügenlicht der Pflicht!

Jahrtausende, sie sinken schweigend nieder.
Den blutgepeitschten Nacken hebst du wieder . . .
Und wie er sich in wilden Krämpfen hebt
Vor deinem Wuthgebrüll die Erde bebt,
Dem Schreien des Enttäuschten, der verkauft
In Fetzen das Gewand der Lüge rauft! . . .

Ahasver-Mensch, bist du vom Traum erwacht?
Du wanderst.

Und ein Licht durchbricht die Nacht:
„Es giebt ein unveräußerliches Recht,
Das Keiner sich zu stürzen je erfrecht!
Es ist ein Bleibendes!"

Du jauchzest auf
Und du beflügelst deinen müden Lauf.

Der Mehrheit fügst du — der du (stets unschuldig)
Dich schuldig fühltest — feig dich und geduldig . . .

Jahrtausende, sie schwinden wie ein Traum.
In deiner Seele hat kein Wahn mehr Raum —
Der Andern ewig-unterthäniger Knecht
Hat endlich sich zu eigenem Sein erfrecht.

Und weiter gehst du freudig deine Bahn.
Wann langt dein wunder Fuß am Ziele an?

Unſelige Sehnſucht kehrt zur eigenen Bruſt
Den Pfeil noch nicht geſtillter Lebens-Luſt.

„Ich habe von der „Pflicht“ mich frei gemacht:
Das „Recht“ der Andern wird von mir verlacht —:
Den Glauben an die Menſchheit — nie verliert
Die Seele ihn, der mich zum Ziele führt!

Die Liebe iſt der letzte Stern, der mir
Den dunklen Pfad erhellt. Ich folge ihr!“

Jahrtauſende, ſie ſteigen in die Gruft.
Leer wird dein Weg. Und eiſig wird die Luft.

Ahasver-Menſch, haſt du dein Ziel erreicht?
Weshalb verſtummt dein Mund? — Warum erbleicht
Dein Haar? — Warum erliſcht des Blickes Gluth? —
Und weshalb ſenkt die Flügel ſtumm dein Muth?!

An Allem zweifeln — du haſt es gelernt!
An dich zu glauben — nicht! — Dir ſelbſt entfernt
Haſt du dich immer mehr — und mehr — und mehr,
Und leerer ward es rings, leerer, und — leer!

Ruhlos dein Geiſt die weite Welt durchmißt,
Er ſucht die Wahrheit, die er ſelber iſt.

So treibt durch die Jahrtauſende — o Bild
Der Schmach! — der mitleidloſe Wahn ſein Wild:
Bluttriefend, ſtöhnend, auf der Lippe Schaum
Raſt das gehetzte durch den Erdenraum.
Es bricht zuſammen — rafft ſich auf — und flieht
Zu leerer Fernen endloſem Gebiet! . . .

Die letzten Schläge ſchlägt, o Menſch, dein Herz —
Dann neigt es ſich in unerhörtem Schmerz —

Zum Schweigen ſinkt der gelbe Sonnenball,
Und Herrſcher wird der greiſe Mond im All . . .

Ein Tag wird kommen, wo der frevlen Jagd
Des Todes Bote jäh ein Ende macht.

Dann kehrst du dich zu dem Verfolger um
Und bietest ihm zum Todesstoß dich stumm.
Du wartest, während wild dein Herz erbebt —

Was hält die Hand, die sich zum Schlage hebt?

Sie zögert. — Immer noch? — Sie fällt nicht nieder?
Du hebst die staubbedeckten, heißen Lider —

Und schauderst — — Ist es Wahrheit? Ist es Hohn?

Wo ist er hin, er, vor dem du geflohn?!

Und leer liegt da die öde, kalte Welt,
Die nun des Sterbenden letzter Fluch durchgellt:
„O Menschheit, jetzt bist du von mir erkannt:
Er floh sich selbst, der jetzt erst selbst sich fand!!“ . . .
— — — — — — — — — — — — — — — —

Ahasver-Mensch, du gingst zur Heimath ein!
Du bist gerettet, denn du wurdest dein!
— — — — — — — — — — — — — — —

Ich kehrte bei mir ein. Mein ward die Welt,
Seitdem ich über sie mich kühn gestellt.

Und wieder braust mein Sturm jetzt durch die Lande.
Ich weiß: auch diesmal sprengt er stärkste Bande.

Nie kommt der Tag, der alle Menschen eint,
Ob den Entnachteten als Frieden scheint —
Wann aber kommt der Tag, der meinen Gruß
Der fliehenden Zukunft windet um den Fuß?
Ich weiß es nicht. Aus meines Lebens Buch
Riß ich das Blatt des Wahns — mir selbst genug.

Geendet ist der Kampf nicht, doch die Qual:
Ich ward mir selbst mein letztes Ideal!

Im Frühjahr 1889.

Zur ersten Auflage.

So wirf, meine Fackel, zum ersten Mal
Nun dein Licht in die Nacht unserer Tage!
Meine Hand ist stark! Leuchte, loh' auf!
Flamme! Zum Himmel schlage!!

Du streust deine Funken auf eine Welt,
Und kein Mund vermag dich zu nennen . . .
Wo die Kleinheit sich spreizt und die Größe verkommt,
Dort sollst, meine Fackel, du brennen!

Wo die Schuld sich freut, wo der Wahn sich dehnt,
Wo die Lüge regiert, wo das Unrecht nistet,
Wo Pflicht pharisäisch das Leben zermalmt,
Wo Härte als Tugend und Recht sich brüstet,

Dort wirf, meine Fackel, dein zündendes Licht
In die Herzen, sie schauernd zu schütteln!
Doch auf Stirnen des Grames wirf wärmendes Licht,
Sie auf aus dem Zweifel zu rütteln!

Ja! — so lange die Hand, die dich faßte und hält,
So lange die Hand nicht vermodert,
So lange sollen die Lügenden sehn,
Wie dein Licht ihre Lüge durchlodert!

Im Dezember 1887.

I know
That Virtue owns a more eternal foe
Than Force or Fraud: old Custom, Legal Crime,
And bloody Faith, the foulest birth of Time.

Percy Bysshe Shelley.

Eingang.

Ihr könnt das Wort verbieten —
Ihr tödtet nicht den Geiſt,
Der über Eurer Lüge,
Ein kühner Adler, kreiſt!
Ihr könnt das Wort verbieten,
Doch rollen wird ſein Schall
Hin über Eure Häupter
In dumpfem Widerhall!
So lange wird es rufen
Zur That die ſchlaffe Zeit,
Wie nach der trägen Mutter
Das Kind verlangend ſchreit,
Bis auf den höchſten Höhen,
Bis in dem tiefſten Schacht
Der Menſch zum letzten Kampfe
Sich aufrafft und erwacht.
Hei, wie die Steine fallen
Von Eurer feſten Burg!
Durch die geſtürzten Mauern
Glänzt ſchon das Frühlicht durch!

Und wenn auch Mancher sterbend
An Eurer Lüge sinkt,
Sich auf den leeren Posten
Ein neuer Kämpfer schwingt!
Ihr mögt sein Wort verbieten!
Ich sehe seinen Geist,
Wie er, ein kühner Adler,
Ob Eurer Schande kreist! —
Dann steigt auf todten Trümmern
Die neue Zeit empor,
Und Allen leiht sie freundlich
Ihr immer offenes Ohr!
Dann werden die Tage kommen,
Wo nicht mehr fort und fort
Das Wort der bangen Sehnsucht
Auf durstigen Lippen dorrt;
Wo Keiner Frevel nennen
Die kühne Wahrheit darf,
Wenn sie den Fluch der Lüge
Beleuchtet grell und scharf!
Dann sind wir endlich Sieger!
Und Euch, Euch bleibt die Schmach,
Die auf dem Weg der Freiheit,
Ein trüber Schatten, lag! –
Noch ist in Euren Händen
Die rohe, dumpfe Macht,
Die jedes freien Wortes
In Hochmuthsdünkel lacht!
Noch könnt Ihr es verbieten:
Das Wort – doch schon sein Geist
Hoch über Eurer Lüge,
Ein freier Adler, kreist!

Weltanschauung.

Eine neue Zeit wird kommen, anders geartet als jene, welche war und welche ist. Langsam wird sie kommen, wie dem Kranken der Tod und dem Genesenden das Leben, aber sicher.

Sie wird den entsetzlichen und unwürdigen Wahn der Autorität und alle jene ihm entspringenden Begriffe, wie: Religion, Nationalität, Staat, Patriotismus, Gesetze, Pflicht, Recht ꝛc., aus dem Bewußtsein und dem Gedächtniß der Menschen streichen und an deren Stelle setzen: Weltbürgerthum, Allgemeinheit und Unabhängigkeit; Selbstherrlichkeit und Selbsthülfe.

Und ein neues Wort wird hinzutreten, dessen Segnungen noch Keiner von uns kennt, nur Wenige von uns ahnen: Freiheit!

Denn das Ewig-Einzige beginnt zu siegen über alles Ererbte! —

Ich weiß nicht, wann es siegen wird, aber ich weiß, daß es siegen wird, und fahre in dieser Ueberzeugung in diesem Abschnitte mit der Aufzeichnung der Grundzüge einer Weltanschauung fort, welche nur das eine Ziel kennt: natürlich und vernünftig zu sein.

Die Dichtung der Zukunft.

1.

Kein Kind, das in muthwilligem Vergnügen
Sich Blüthen von dem Baum des Lebens naſcht,
Weltfern, am Waldesrand, in Selbſtvergnügen
Nach eines holden Traumes Falter haſcht —

Kein Weib, das um die Lüge unſerer Tage
Den Schleier ſtillzufriedenen Wahnes ſchlägt,
Und unſer Herz, vorüber jeder Frage,
Zu einem Paradies des Friedens trägt —

Und keine Greiſin, die mit müdem Blicke
Auf das von ihr Erreichte muthlos ſchaut,
Und ſtill entſagt, ſich ſelber dem „Geſchicke“
Hingebend, weil ſie ſich nicht mehr vertraut —

Nein, eine andere ist unserer Zeit
Verstoßene Göttin Dichtung! — Neue Bahnen,
Zu Zielen führend, welche wir nur ahnen,
Beschreitet sie in hoher Herrlichkeit!

2.

So wird die Dichtkunst unserer Zukunft sein:
Die Wahrheit wird sie ihre Göttin nennen.
In ihrem heißen, sonnenklaren Schein
Wird Tand und Wahn aufflackern und zerbrennen.

Wie dürres Holz aufraucht und sprühend knistert,
So fallen alle frommen, holden Lügen,
Dem glaubensseligen Menschen eingeflüstert,
Und aufwärts steigt in himmelkühnen Flügen

Der Adler Freiheit! — und vor seinem Flug
Rauscht auf die Luft; bei seiner Flügel Schlagen
Zerstäubt der Rauch — und in der Dichtung Buch
— Schau her! — ein neues Wort wird eingetragen!

3.

Sie wird die Blutthat immer Blutthat nennen.
Sie wird die Herrscher von den Thronen geißeln.
Sie wird den Mörder nicht zum Helden brennen
Und seinen „Ruhm" nicht mehr in Worte meißeln.

Sie wird die Könige nicht mehr besingen —
Sie wird ihr Lied dem Allerärmsten weihn.
Sie wird nicht Rosen um die Schwerter schlingen —
Nein, sie wird auf in wildem Schmerze schrein!

Und die Gerechtigkeit wird zögernd kommen,
Warmleuchtend gießt sich über uns ihr Schein:
Wir werden keine „Reinen" mehr und „Frommen",
Wir werden endlich einzig Menschen sein!

Poeſie.

Hebt hoch des Urtheils Waage und beſchwert
Die eine Seite mit der Wucht der Fracht,
Die der Verſtand, der grübelnde, beſcheert
Und in der Form der Dichtung dargebracht —

Legt auf die andere dann die leichten Blüthen
Der Poeſie, den kleinen, duftigen Strauß,
Der unverwelkt nach blinder Zeiten Wüthen
Mit Duft füllt unſers Lebens enges Haus —

Laßt dann die Hand! —: die Waagen werden ſteigen
Und fallen erſt, bis eine höher ſchwankt,
Und deinem Sinn wird ſich die Wurzel zeigen,
Aus der das Glück der Menſchheit langſam rankt.

Kampfweiſe.

Der kleine Geiſt läßt ſich in Händel ein,
Der große kennt den Kampf nur um die Sache.
Und weithin flammt ſein Wort wie Wetterſchein,
Daß es zur That die Schwächlichen entfache.

Laß ſie doch unten laut vorbei dir treiben
Mit hohlen Phraſen und mit rohem Spott.
Du wirſt, der ſtets du warſt, auch immer bleiben:
Vornehm und frei — ihr Gott iſt nicht dein Gott!

Das fernſte Land der Wünſche — kühn betritt es,
Selbſt wenn kein Andrer noch den Pfad betrat.
Wie werden mühlos einſt und leichten Schrittes
Die Enkel ernten unſere herbe Saat! . . .

Vorkämpfer.

Und als die Ersten sind wir auserlesen,
Die ersten Blöcke aus dem Weg zu räumen.
Darum hinweg mit schwächlich feigen Träumen.
Sie schwinden — und wir fühlen uns genesen!

Warum denn noch mit Winseln und mit Jammern
Uns an die Brust der müden Mutter klammern?
Warum nicht frisch und stark auf eigenen Wegen
Dem Ziel, das unsere Zeit uns stellt, entgegen?

Das ist das Wahre: seiner Zeit zu dienen
Und dennoch sie beherrschen! — Klaren Blickes
In Zukunft schaun mit eisenharten Mienen
Und schnell mit kühner Hand in des Geschickes

Verworrene Fäden greifen, ehe sich
Zum unlösbaren Knoten unser Leben
Verschlingen kann — wer rückwärts feige wich,
Der klage nicht — der hat sich selbst ergeben!

Grenzen?

Sie ziehen Grenzen, Grenzen überall,
Und schachteln Alles ein: jedwedes Leben,
Gefühle und Ideen, der Worte Schall,
Die Thaten, — ja das ungeborene Streben!

Des Einzelnen Geburt, Leben und Tod,
Und die Gesammtheit theilen sie und theilen.
O welchen, welchen Tages Morgenroth
Wird uns vom Fluche dieser Krämer heilen?!

Und nirgendwo sind Grenzen! — grenzenlos,
Was uns umgiebt, die wir uns Menschheit nennen!
Wir möchten uns umfassen, stark und groß,
Allein sie — scheiden, richten, mäkeln, trennen! — —

Schrankenloſigkeit.

Doch biſt du frei, dann ſei es ſchrankenlos
Und nirgends, nirgends, nirgends ſeien Grenzen!
Dann wird dein Denken klar und wahrhaft groß,
Der Welt gehören deines Geiſtes Glänzen!

Und lebe, wie du denkſt! — Nicht aus Syſtemen
Wirſt deines Lebens Bau du auferbauen.
Das Herz wird immerdar das Wort beſchämen —
So laß hinfort uns keinem Wort mehr trauen!

Nirgends ſind Grenzen! — nur die Zeit umſtellte
Uns Alle mit den künſtlich-hohen Schranken,
Doch ſie ſind morſch! — und unſere Zeit, ſie fällte
Die erſten Stützen. — Leuchtende Gedanken,

Sie ſtiegen auf, gleich Sternen, aus der Nacht,
In der in Irrniß wir verſunken lagen —
Sie werden uns als Sieger nach der Schlacht
Zu neuen, nur geahnten Ufern tragen!

Heimath.

Ihr klammert Euch in kleinlichen Gedanken
An jenes Land, wo Zufall Euch gebar,
Und fühlt Euch wohl in ſeinen engen Schranken.
Ob menſchlich jemals ſolche Liebe war?

Heil Euch! — ſo mögt ihr dort Euch auch begraben,
Genügſam und zufrieden, klein und klug!
Doch Jene, welche Blut im Herzen haben,
Sie fühlen ſolche Grenzen nur als Fluch!

Sie lieben auch die Heimath, doch ſie breiten
Nach außen kräftig ihre Arme aus,
Und wenn ſie heimwärts dann die Schritte leiten,
Wird ihnen zum Gefängniß nicht ihr Haus!

Vaterland.

Nicht, wo der Zufall einſt die Grenze zog,
Soll meine Liebe ſterben und erſtehen!
Ich will von freier Warte, weit und hoch,
Die Länder dieſer Erde überſehen.

Und wo die Freiheit wohnt, dort will ich leben,
Und wo die Menſchen wirklich Menſchen ſind,
Dort will ich wirken. Aber nimmer kleben
An einer Scholle, ein unmündig Kind,

Ein ganzes Leben. Und wenn immer frecher
Europa ihre freien Söhne bannt,
Dann rufe kühn: „Ich bin der Freiheit Sprecher,
Und gern vermiſſe ich mein ‚Vaterland‘!“

Unabhängigkeit.

Vertrauſt du einem Anderen dich an,
Er läßt am Fels des eigenen Glücks dich ſtranden —
Mit eigenen Händen ſteure deinen Kahn,
Nur ſo wirſt du im Port der Freiheit landen!

Wie heißt der Quell, an dem mit müden Lidern
Für immer du die große Sehnſucht ſtillſt?
„Die Unabhängigkeit von deinen ‚Brüdern‘,
Daß gehn du kannſt und weilen, wo du willſt!“

Für immer auf die eigene Kraft gewieſen,
Erhebſt du dich — warteſt des Angriffs ſtill —
Beſiegſt du — David — Goliath, den Rieſen,
Der Mehrheit heißt und dich zertreten will.

Weltbürgerthum.

Ja, größer iſt das Herz, der Geiſt iſt freier,
Der Sinn iſt edler, und das Wort wiegt ſchwerer,
Das rings in aller Kleinheit roher Feier
Dasteht, der höchſten Freiheit kühner Lehrer!

Liebe die Erde! — Liebe nicht ein Land,
Weil dir ein Zufall dort die Pfade wies.
Ein Land iſt niemals frei. Küſſſt du die Hand,
Die dich in Feſſeln zwang? in Knechtſchaft ſtieß?

Brich dieſe Ketten, die Beſchränktheit ſchürzte.
Ein Frevler, der da ſprach: Dies Land iſt mein!
Fluch ihm, der dir und mir das Recht verkürzte,
Menſchen und Bürger dieſer Welt zu ſein!

Staat.

Der Staat — er falle! — ob er Monarchie,
Ob Republik, ob ſozial ſich nenne,
Denn nie kann es geſchehn, — nie, ſag' ich, nie —
Daß je im Staat der Freiheit Fackel brenne.

Der Staat iſt Zwang. Er kennt nur Herr'n und Knechte.
Wir aber wollen keins von Beiden ſein.
Wir wollen unſ're heiligen Menſchenrechte,
Um ſie zu deuteln, keinem Zweiten leihn.

Erſt wenn ſein Joch von unſerm Nacken nahm
Die Hand der Freiheit, athmen Alle, Alle!
So lange aber dieſer Tag nicht kam
Ertönt mein Ruf: „Der Mörder Staat — er falle!“

Anarchie.

Immer geſchmäht, verflucht — verſtanden nie,
Biſt du das Schreckbild dieſer Zeit geworden . . .
Auflöſung aller Ordnung, rufen ſie,
Seiſt du und Kampf und nimmerendend Morden.

O laß ſie ſchrei'n! — Ihnen, die nie begehrt,
Die Wahrheit hinter einem Wort zu finden,
Iſt auch des Wortes rechter Sinn verwehrt,
Sie werden Blinde bleiben unter Blinden.

Du aber, Wort, ſo klar, ſo ſtark, ſo rein,
Das Alles ſagt, wonach ich ruhlos trachte,
Ich gebe dich der Zukunft! — Sie iſt dein,
Wenn Jeder endlich zu ſich ſelbſt erwachte.

Kommt ſie im Sonnenblick? — Im Sturmgebrüll?
Ich weiß es nicht . . . doch ſie erſcheint auf Erden! —
„Ich bin ein Anarchiſt!" — „„Warum?"" — „Ich will
Nicht herrſchen, aber auch beherrſcht nicht werden!" —

Partei.

Partei iſt heute Alles! — Jeder nimmt
Sich ſeinen Stand in einer; Jeder ſtimmt
Der eigenen Wünſche unberührte Saiten
Nach ihrem Klang; ob innerlich auch ſtreiten

Gedanken und Gefühle ſcharf dagegen,
Er iſt ein Glied der Kette, darf nur regen
Sich innerhalb der ſtreng gezogenen Grenzen,
Und alles Licht, er ſieht's wie Schatten glänzen

Durch die papiernen Wände der Partei!
— Wo aber iſt der Menſch, der kühn und frei,
Einzig allein die eigenen Wege geht?
Stark jedem fremden Einfluß widerſteht?

Und der sein Denken, wie sein Wünschen nicht
Den Wünschen And'rer schwächlich unterstellt?
Der Licht nur will, und nichts als hellstes Licht,
Zu klären seines Daseins ganze Welt?!

Als Bruder kennt er nur den Freien an
Und reicht ihm gern zu gleichem Kampf die Hand
Und drückt sie fest — doch niemals darf und kann
Zur Fessel werden dieses freie Band! —

Herren und Knechte.

Ein Hund ist Der, der einen Herren kennt!
Doch wir sind Herren nicht und sind nicht Knechte!
Schamlose Frechheit wagt es noch und nennt
Knecht einen Andern, dem die gleichen Rechte

Wie ihm gelegt einst in des Lebens Wiege!
— Ein Jeder sehe, ob er gehen kann,
Doch Keiner sei so hündisch, daß er biege
Sein Knie in Furcht vor einem andern Mann.

Gleich hoch sei jede Menschenstirn gehoben,
Ob sie nun arm sei oder schätzereich!
Ich will mein Recht, du magst das deine loben,
Für mich, für dich, für Alle ist es gleich . . .

Arbeit.

1.

Arbeit, du Wort, um das die Welt sich windet
In Krämpfen, welche heute so die Zeit,
Die kranke Zeit, durchschütteln, daß erblindet
Vernunft dem Wahnsinn ihre Zügel leiht!

Die Sklavin Arbeit will zur Herrscherin werden —
Wer jauchzt nicht, der die große Kunde hört,
Daß endlich die Verachtete auf Erden
Und heuchlerisch Gepriesene sich empört?

Sie sprengt das Thor der Zeit mit derben Händen,
Doch sie — die noch nicht ihren Werth erkannt,
Verkauft dem Wahn sich, ihre Schmach zu enden,
Ihm, welcher in ein neues Joch sie spannt!

2.

Noch immer will sie sich nicht selbst verwerthen!
Die Händler treibt aus ihrem Tempel sie
Und setzt in seine Hallen, die sich leerten,
Den Götzen Staat — ihn, der erhört sie nie!

Er schützt den Einen und beraubt den Andern;
Die Ersten trägt er mühelos ans Ziel
Und läßt die Letzten tief im Staube wandern;
Und ruchlos treibt mit Allen er sein Spiel . . .

Erst — nicht wenn, wie Ihr wünschet, freigegeben
Die Arbeit ward — nein, wenn sie selbst sich frei
Von ihren Herren machte, kann ein Leben
Erwachsen, welches werth zu leben sei.

3.

Ihr sagt: „Nichts ist, was ich mir selbst verdiente,
Gemeinsam ward, was wir erreicht, gethan,
Darum kannst du, den unsere Kraft umschiente,
Zurück nur geben, was du erst empfahn!“

So sucht zu Eurem Dienst Ihr mich zu zwingen
Und meine freie Kraft. Ich aber bin
Der Eure nicht. Es schwebt auf eigenen Schwingen
Der Eigene zum eigenen Ziele hin.

Ihr aber: bisher Sklaven nur der „Einen“,
Ihr werdet Sklaven nun der „Andern“ auch —
Der Freiheitsonne neuerwachtes Scheinen
Löscht trüber, düsterer, kalter Nebelhauch . . .

4.

Gebt Raum, Ihr Allesgleicher! — Seht sie steigen
Und fallen, jene lebenquellende Kraft,
Sie, die den Einzelnen dem starren Schweigen
Eurer Zusammenwürfler kühn entrafft!

Ist mein nicht alle Arbeit, die ich thue?
Sie, die aufs Spiel gesetzt, wird sie verspielt?
Mein mein Bethätigen? Mein meine Ruhe?
Und Feind nicht Jeder, der sie mir bestiehlt?

Natur schuf uns zu ewig wachem Streite —
Glaubt nicht, daß Ihr zum Frieden je ihn bannt,
Doch daß er sich zum freien Wettstreit weite,
Das, Zukunft, liegt in deiner starken Hand!

Gesetze.

Ihr seid die Diebe, die Ihr ohn' Erbarmen
Dem Unbeschützten stehlt sein heilig Recht!
Ihr seid die Elenden, die Ihr dem Armen
Sein letztes Brot zu nehmen Euch erfrecht!

Und Ihr seid Mörder, denn Ihr mordet ihn,
Der nicht, wie Ihr, in Glanz und Glück geboren,
Dem nicht, wie Euch, die rohe Macht verliehn!
Sprecht: Wer hat Euch zu Richtern je erkoren?!

Ihr wart es selbst! Um Euer kleines Leben,
Das bluterkaufte, länger noch zu retten,
Habt mit Gesetzen Ihr Euch dicht umgeben!
Gewalt heißt Euer Recht, und Kerker-Ketten!

Recht ſpreche Jedem einzig ſein Gewiſſen,
Und wo es ſchweigt, iſt nicht das Urtheil dein! —
Wenn der Geſetze letztes Blatt zerriſſen
Wird ausgelöſcht die letzte Sünde ſein!

Atheismus.

Vielleicht, wenn einſt die müden Augen brechen,
Wenn niederſinkt des Todes finſtre Nacht,
Daß ein Gebet dann meine Lippen ſprechen,
Das nie im Leben der Verſtand gedacht.

Vielleicht, daß ich mit einer Lüge ſcheide
Von einem Sein, das Wahrheit nur gekannt,
Wenn ich des Lebens letzte Schmerzen leide
In Angſt und Nacht und Irrſinn feſtgebannt.

Dann unterlag mein Geiſt; dann brach mein Wille!
Dann floh Vernunft! — doch wenn ich es vermag,
Dann künde noch der letzte Schrei, der ſchrille,
Dann künde noch des Herzens letzter Schlag:

„Ich glaubte nie an einen Gott da droben,
Den Lügner oder Thoren nur uns geben,
Ich ſterbe — und ich wüßte nichts zu loben —
Vielleicht nur Eins: daß wir nur einmal leben!“

Communismus.

1.

Glaubt nur an Liebe! — Ihr, die Atheiſten,
Die, wie Ihr rühmt, von Gott ſich frei gemacht,
Ihr ſeid die unverbeſſerlichſten Chriſten —:
Ihr folgt der Lehre, die Ihr doch verlacht.

O wunderlicher Zwiespalt der Gefühle!
Ihr fegt der Worte Oberfläche rein —
Aus ihrem wüsten, lärmenden Gewühle
Kehrt nie Ihr in der Worte Tiefe ein.

Ihr glaubt — und hofft — in selig-wirren Träumen
Irrt Euer Wahn um eine ferne Welt,
Bis — in unwirklich-wesenlosen Räumen
Verirrt — er seine letzten Flüche gellt . . .

2.

Es ist nur eine lange, lange Kette,
Die jene Lehre um den Fuß Euch wand,
Sie, welche Liebe lehrte . . . „Sie errette
Uns und die Welt!“ schreit Euer Unverstand.

Mich aber packt ein Grausen vor Euch Thoren,
Das nah und immer näher mich umschleicht,
Wenn ich Euch sehe, wie Ihr — stets verloren
Dem Feinde selbst den Griff der Waffe reicht,

Mit der er Euch vernichtet! — Und mein Grauen,
Es wird von keiner Hoffnung mehr erhellt:
Statt eine neue Welt Euch aufzubauen,
Glaubt Ihr — und schreit nach einer neuen Welt!

3.

Das Grauen vor der neuen Weltgestaltung,
Die weher Sehnsucht Wahnbild bleibt und ist . . .
Wo ist dann Freiheit noch? Und wo Entfaltung,
Wenn Keiner sich mehr an dem Andern mißt?

Was Staat jetzt heißt, wird dann Gemeinde heißen,
Der Einzelne wird mehr und mehr umengt,
Ihm ist versagt, sich los und frei zu reißen,
Er ist in — Rosenketten eingezwängt!

Die „Liebe" breitet ihres Mitleids Schwingen
Ueber der Tage unentschiedene Schlacht!
Sie lähmt dein Leben, meines Geistes Ringen:
Mein Lachen und dein Weinen sind bewacht:

Und bleigrau-öde, trübe Langeweile
Sinkt auf die Welt herab, ein Leichentuch,
Erfüllung hemmt des letzten Wunsches Eile
Und schließt des Lebens unverstandenes Buch . . .

Freie Liebe.

Frei sei die Liebe! — Keine Kette binde
Die Hände, die der freie Wille fügt!
Vielleicht, daß einst das Auge dir, das blinde,
Die Wahl des ersten, heißen Fühlens rügt.

Dann sollst du frei sein! — kommen soll und gehen
Der Mann zum Weibe, und das Weib zum Mann,
So frei wie droben frei die Winde wehen!
Frei sei die Liebe! — wahrlich dann erst, dann:

Dürft Ihr von Liebe sprechen, Sittenwächter,
Die Ihr uns unser Liebesglück nicht gönnt,
Und — echter Lebenslust arme Verächter —
Zu tadeln wagt, was nicht verstehn Ihr könnt.

Hinweg mit Euch! — gezählt sind Eure Tage.
Natur, die starke, ist in uns erwacht,
Und sie zermalmt mit einem Flügelschlage
Gesetze, Sitten, Euch und Eure Macht!

Moraliſten.

Ich weiß nicht, wen ich heißer als ſie haſſe:
Die Moraliſten — dieſe Heuchlerſippe!
Sie ſind wie Wachs, wo ich ſie auch erfaſſe,
Und lachend ſpotten ſie der ſchärfſten Klippe.

Wo die Natur ſchreit, ſeht Ihr ſie beſchwichtigen!
Wo Wahrheit redet, lächeln ſie voll Hohn!
Sie haben überall aus Worten, nichtigen,
Aus halben Lügen ſich erbaut den Thron.

Wo wir ſie endlich ganz zu fällen trachten
Und mit Verachtung ſie zu treffen wähnen,
Da ſtehn ſie lächelnd: „Wie? — wer kann verachten
Uns, welche alle ‚Guten‘ doch umlehnen?“

O dieſe Selbſtbewußten! — wann kehrt endlich
Die eigene Lüge gegen jene ſich,
Und klafft — für Alle plötzlich ganz verſtändlich —
Aus Tagen auf, von denen Wahrheit wich?! —

„Ich.“

Ich hebe mich empor! — Ueber die Andern
Erhebt ſich hoch und frei mein ſtolzes Ich!
Wie lange hat es — nach wie langem Wandern?
Gewährt, bis endlich ich gefunden — mich!

Nun wandere ich allein. Anders erſcheint mir
Die Welt, ſeit ich mich ihr nicht gebe hin:
Kein Lachen lacht mir, und kein Weinen weint mir,
Ich bin kein „Einer“ mehr — nur Ich ich bin!

Nichts weiß ich heute mehr von jenem Wahne,
Dem letzten, der mich einzwang in ſein Joch:
Der nicht mehr müden Hand entſank die Fahne,
Die Liebe heißt. — Ihr lacht! Zermalmt mich doch!

Gegenwart und Zukunft.

Die Weiten liebe! — keine sei dir weit
Und keine frei genug, wo du magst gehen!
Doch rückwärts schaue nie! — der todten Zeit
Mußt dann du in die todten Augen sehen:

Wirst tausend Arme fühlen dich umklammern
Und tausend Laute hören, die dich hemmen,
Und du bist stark genug nicht, diesem Jammern
Entgegen dich, entgegen dich zu stemmen!

Der weiteste Gedanke sei der deine!
Greif' ihn bei seinem Fittich, lichtbesäumt!
Dort schweife in dem tagesklaren Scheine,
Wo kein Gefühl mehr von Gewesenem träumt!

Mehr kannst du nicht! — Und sollst du sterbend sehen,
Daß Hochgedanken, freier als die deinen,
Die Welt mit neuem Flügelschlag durchwehen —
Du mußt in Wahn zu sterben nicht vermeinen!

Du warst so frei, wie dir es möglich war ...
Sind freier noch, die nach dir kommen, dann
— Auf! preise neidlos glücklich ihre Schaar!
Du siehst: es fällt die Welt aus ihrem Bann.

Du kämpftest gegen einen Gott noch — Jene,
Sie leben zweifelfrei in Wahrheit schon!
Du spanntest gegen Herrscher deine Sehne —
Sie wissen nicht mehr, was das ist: ein Thron!

Du kämpftest gegen Staat, gegen Gesetze —
Sie leben frei und wissen nicht mehr, daß
Wir ihnen stark erkämpft der Freiheit Schätze,
Denn fremd ward ihnen unser heißer Haß!

Wir in der Gährung — Jene in der Klarheit!
Wir noch im Streit — und ſchon im Frieden ſie!
Wir noch die Sucher — Träger ſie der Wahrheit!
Und ſie im Glück, das uns — gelächelt nie!

Egoismus.

Ich nehme dich, du todtgeſchmähtes Wort,
— Denn ich verſtehe dich! — in meine Arme.
Ich weiß: du biſt der Freiheit letzter Hort,
Und darum ſage ich zu dir: Erwarme!

Erſtarke, Egoismus! — Sieh', die Fluth
Des Wahns der Liebe regt und wächſt und ſchwillt,
Und was an Wahrheit in der Tiefe ruht,
Zeigt ſich als dein verzerrtes Ebenbild.

Nicht Haß, nicht Liebe liegt auf deinen Zügen,
Der Friede nur, der ſtets ſich ſelber hält —
Wann räumſt du auf mit allen frommen Lügen?
Und wann regierſt in Jedem du die Welt? —

Hinter dem Tode.

„Den Flammen ſollt Ihr meinen Körper geben,
Sobald der letzte Athemzug gethan,
Denn Tod iſt Ende! — daß ein zweites Leben
Entſprieße ihm, iſt eitler Thorenwahn!"

— So war dein letztes Wort, du großer Denker.
Sie aber thaten nicht, wie du begehrt,
Die einſt im Leben deines Geiſtes Henker,
Verlachten, was dein letzter Wunſch gelehrt.

Sie ſcharrten abſeits dich der Kirchhofgrenzen,
Um dich zu ſchänden. Doch ſie ehrten dich
Weit höher ſo, als mit erlogenen Kränzen:
Dein Leben und dein Tod — ſie glichen ſich.

Im Leben einſam, fernab ihren Schaaren:
Dein „Ich“ behauptend in der feilen Welt —
Im Tod ſelbſt Allen fern, die feind dir waren,
Von keinem Kreuz der Lüge mehr umſtellt —

Das war, was du gewollt! — wenn auch mit Beten
Kein Weinender zu deinem Grabe wallt,
So wird doch einſt erſchauernd zu ihm treten
Jenes Geſchlecht, dem all' dein Denken galt.

Freiheit.

1.

Sagt nicht, daß frei wir ſind! — Noch wird das Wort,
Das wie ein Hauch die dumpfen Zelte lüftet,
In die ſie ſich verkriechen fort und fort,
Noch wird es unterdrückt! — und wie zerklüftet

Auch unſer Fühlen, unſer Denken ſei:
Die bange Seele muß den Athem halten
Und darf hinaus nicht rufen, ſtark und frei,
Was ſie bedrängt! — Wie vor dem Schnee, dem kalten,

Der Frühling ſchaudert, ſchweigt ihr Wünſchen ſie
Und ſucht es ängſtlich, ängſtlich zu verbergen . . .
Das iſt nicht Freiheit! Täuſcht Euch nicht! Noch nie
Sahn wir befreit uns von der Knechtſchaft Schergen

2.

Sagt nicht, daß wir frei sind! Als Frevel noch
Gilt jedes Wort den blinden, feigen Schaaren,
Das kühn zu sprengen sucht das Eisenjoch,
Das auf uns liegt seit so viel trüben Jahren.

Sie spritzen ihre Schmach auf uns, um dann
Mit frechem Finger auf uns hinzuzeigen:
„Seht Ihr den Makel dort an jenem Mann?
Er geht in der Verworfenen blutigem Reigen!“

So nennt Ihr Haß, was einzig Liebe ist!
So scheltet Aufruhr Ihr, was nur Empörung!
Und streut ins Ohr der Lebenden mit List,
Wie immer, leere Worte der Bethörung!

3.

Jedoch Ihr fürchtet uns! Euch treibt das Grauen
Zu immer tolleren Wahnwitzsprüngen an!
Ihr könnt dem Freien nicht ins Antlitz schauen,
So werft Ihr ihn in dumpfer Kerker Bann.

Doch wähnet nie, die Freiheit aufzuhalten!
Armselige Thoren, lernet: daß der Fluch
Der Unterdrückten kreist ob Eurem Schalten.
Lernt es aus der Geschichte blutigem Buch!

Lernt es und zittert! — Ehe noch gesunken
Dieses Jahrhundert wieder in Nacht,
Hat unsre Erde Euer Blut getrunken,
Ist sie vom Schlummer dräuend aufgewacht!

Fünf revolutionäre Gedichte.

1888.

Der Stern der Freiheit.

1.

Trüb hebt zu verlorenen Sternen
Sich noch unſer Auge empor,
Eh' in unerreichbaren Fernen
Auch der letzte dem Blick ſich verlor.

Wenn Glaube auf Glaube geſunken,
Wenn Hoffnung auf Hoffnung zerſprengt,
Ein Licht iſt's — vielleicht nur ein Funken —,
Um das unſere Sehnſucht ſich drängt.

So vielen galt einſt unſer Lieben,
Und alle erloſchen in Nacht! —
Nur ein Licht, das dem Glauben geblieben,
Uns es grüßt in verſchwindender Pracht.

Noch hängt unſer Blick an dem Funkeln
Des Lichtes der Freiheit mit Flehn,
Es darf in den Tagen, den dunklen,
Der Knechtſchaft nicht auch uns vergehn!

Wie lange noch, daß in der Wolke
Der Zukunft es pfadlos zerſtiebt?
O leuchte, du Hoffnung, dem Volke,
Denn am heißeſten wirſt du geliebt!

2.

Doch kann es auch plötzlich geschehen,
Bevor du uns völlig zerschellst,
Daß wir Alle geblendet dich sehen,
Wie du Erde und Himmel erhellst.

Wie befreit von der schattenden Wolke
Du segnend am Himmel stehst,
Voran dem aufjubelnden Volke
Als Leitstern und Sonne gehst!

Dann — nach tausendjährigem Schlafe,
In dem Elend und Schmach uns umengt,
Hat endlich entschlossen der Sklave
Die verhaßten Ketten zersprengt.

Dann dürfen von Neuem wir glauben,
Die wir lange zu glauben verlernt,
Denn die Hände, gestreckt schon zum Rauben,
Sie haben das Schlagen verlernt.

Die Geißel ist ihnen entwunden! —
Stern der Freiheit, der nie mehr zerstiebt,
Nicht umsonst bist in dunkleren Stunden
Von uns du am meisten geliebt!

Selbstgespräch eines Proletariers.

Ich habe einen Arm, den Arbeit stählte,
Und eine sehnige, eisenstarke Hand
Und einen Blick, der nie sein Ziel noch fehlte —
Und dieser Blick, er ist auf Euch gewandt!

Auf Euch: ein jeder Eurer blutigen Tage,
Der lustdurchrasten, wird von mir belauscht,
Indessen an mein Ohr der Meinen Klage
Wie Ruf zum Kampf, wie Ruf der Zukunft rauscht.

Ich habe meiner Sklavenkette Glieder,
Glied ſie um Glied gezählt, geprüft, zerfeilt
Und weiß die Stelle, wo der Hammer nieder
An jenem Tage fällt, der ſie zertheilt.

Und dann, an jenem Tag, da es zum Retten
Zu ſpät, tret' hin ich vor Euch drohend dicht
Und ſchlage die wie Glas zerbrochenen Ketten
Euch in das nicht mehr lächelnde Geſicht!

Gelang der Arbeiter: Wehe der Welt!

Wir erhoben uns und — warten!
Die Jahrhunderte wir harrten,
Zaudern ſchon noch einen Tag;
Warten noch der rechten Stunde,
Um dann plötzlich in der Runde
Zu erſtehn mit einem Schlag.
Hört Ihr unſere Herzen klopfen?
Seht Ihr unſern Blick erhellt?
In den Becher noch einen Tropfen,
Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Die Jahrtauſende geknechtet,
Mit der Frechheit nicht gerechtet,
Stehn zum letzten Kampf bewehrt.
Schaut entlang nur unſere Reihen!
Bebt! Aus Eurer Saat gedeihen
Früchte, die Ihr nicht begehrt.
Hört Ihr unſere Herzen klopfen?
Seht Ihr unſern Blick erhellt?
In den Becher noch einen Tropfen,
Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Aus des Hungers fahlen Reichen,
Auf der Stirn der Knechtschaft Zeichen,
Kamen wir, die Ihr verbannt:
Unserer Weiber blutige Thränen,
Unserer Kinder scheues Sehnen,
Haben uns hinausgesandt.
Hört Ihr unsere Herzen klopfen?
Seht Ihr unsern Blick erhellt?
In den Becher noch einen Tropfen,
Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Was das Elend uns gelassen:
Ein vom Schmerz genährtes Hassen
Werfen in die Wage wir.
Glaubt es unsern bleichen Mienen,
Es ist Ernst! — Wenn einst erschienen
Unser Tag, dann zittert Ihr!
Hört Ihr unsere Herzen klopfen?
Seht Ihr unsern Blick erhellt?
In den Becher noch einen Tropfen,
Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Euer Hohn und Euer Lachen,
Unsern Zorn soll es entfachen
Heißer, bis Ihr nicht mehr lacht!
Bis die Schande Eures Lebens
Euch zermalmt, und Ihr vergebens
Euch verbergt im Schooß der Nacht!
Hört Ihr unsere Herzen klopfen?
Seht Ihr unsern Blick erhellt?
In den Becher noch einen Tropfen,
Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Wir erhoben uns und — warten!
Die Jahrtausende wir harrten,
Warten eine Stunde noch.

Doch die Stunde naht dem Ende . . .
Und mit einem Druck der Hände
Werfen ab wir unſer Joch!
Hört Ihr unſere Herzen klopfen?
Seht Ihr unſern Blick erhellt?
In den Becher noch einen Tropfen,
Einen noch! Und dann: Wehe der Welt!

Der Proletarier.

Entbehrung und Schläge und Hunger und Noth —
Das war es, was ſeine Jugend ihm bot.
Zehn Jahre im Frohn dann: vom Morgen zur Nacht
Um den Lohn ſeiner Arbeit durch Schurken gebracht.
Und dann nach dem Dunkel ein hellerer Tag,
Wo mit eiſernen Händen ſein Joch er zerbrach.
Ein Flüchtling nun zog er von Ort zu Ort
Und warb für die Sache und riß ſie mit fort:
Die Brüder, die rings in den Landen weit
Der Knechtſchaft, der Schmach und dem Elend geweiht.
Und die Herzen erwachten, wo er erſchien . . .
Doch die Schergen ergriffen und feſſelten ihn.
Zehn Jahre hielt ſeine wuthbebende Hand
Des Gefangenen klirrende Kette umſpannt.
Seine Stimme erloſch, ſeine Wange ward bleich,
Doch im Herzen ſein Haß, er blieb immer ſich gleich.
Und wieder nun zieht er von Land zu Land:
Sein Auge ſprüht Blitze, ſeine Worte ſind Brand,
Und in tauſend von Herzen die Saat ſich ergießt,
Aus welcher der Menſchheit der Segen entſprießt,
Und er ruft die Genoſſen von Fern und von Nah:
„Auf! Stürzet die Welt! Denn der Tag iſt da!“

Die Stimme der Freiheit.

1.

Ich rufe Euch, die Ihr in Noth und Grauen
Geboren seid und lebt: Ihr sollt mich schauen!
Ich rufe, Mann, dich, der mit eherner Kraft
Verhungernd Glück und Glanz dem Reichen schafft —
Laß ab die Hand vom Werk! Dich ruft mein Schrei:
Erwache! Folge mir! — und du bist frei!
Und du, der du mich einst so heiß begehrt,
Du hast im Dienst der Lügner dich verzehrt:
Ich rufe dich — sei mein! Von morgen an
Bist unter Freien du ein freier Mann!
Und dich, du Weib, du sahst in Noth und Gram
Die Kinder sterben — weißt du, wie es kam?
Weil Hunger Euch und Elend festgebannt,
Griff sie des Todes immer gierige Hand!
Ich will es stürzen, jenes feile Gold,
Dem Ihr verkauft seid, folget mir und *wollt*!

2.

Ich rufe nach Euch Allen, die gebückt
Am Schein des Glückes Ihr vorbei Euch drückt!
Warum habt Ihr gelitten, daß verbannt
Ich flüchtend irren muß von Land zu Land?
Ach, Ihr verstießet Euer eignes Glück —
Ich will bei Euch sein: auf, ruft mich zurück!
Bei Euch, die ich geliebt! Gebt Liebe mir,
Haß Euren Feinden, und ich bin bei dir,
Mein Volk, das ewig bis zum heut'gen Tag
In Schmerz und Knechtschaft tief entwürdigt lag!
Ich rufe heute dich zum letzten Mal:
Ermanne dich! Nach allzulanger Qual

Nimm in die Hand die Fahne, die mein Zeichen,
Laß flattern sie, und Alle werden weichen,
Die dich und mich gebannt, verfolgt, entehrt —
Und zu Euch wieder sich mein Antlitz kehrt.
Wenn über allem Volk Ihr sie entrollt,
Dann bin ich bei Euch! Zaudert nicht und wollt!

3.

Was zögert Ihr? Ich will Euch Alles geben:
Glück und Gerechtigkeit, Frieden und Leben.
Nur wollt! Ruft mich, und morgen bin ich da!
Was habt Ihr zu verlieren? Ich bin nah
Und stehe wartend schon — seid Ihr bewehrt?
Ist Euer Herz gestählt, gezückt das Schwert?
Tod oder Leben gilt es zu gewinnen —
Was laßt Ihr nutzlos Tag auf Tag verrinnen?
Tod ist das Leben, das bis jetzt Euch brach,
Und Leben ist das Glück, das ich versprach!
Doch eh' Ihr nicht die fluchbeladene Welt,
Die Euch betrog, bis auf den Grund gefällt,
Kann ich nicht kommen! — Hört Ihr, wie sie tollt,
Indessen Ihr verschmachtet? Auf und wollt!

Zwiſchen den Tagen.

Das iſt der grauſe Fluch des Lebens,
Vor dem des Herzens Schlag erbebt,
Vor dem Vernunft ſich zweifelnd wendet,
Vor dem erſterben muß, was lebt:

Sie, die in Lüge leben — glücklich!
Die Wahrheitsſucher — elend wir!
Und unaufhörlich pocht die Frage:
Was iſt's — das — zwiſchen dir und mir?

Was iſt's? was iſt's — und über Tiefen
Und Höhen taumeln fort wir, fort,
Bis unſer Mund kein Wort mehr findet,
Bis unſers Hirnes Kraft verdorrt . . .

Chicago.

I. Vor dem Morde.

An die Gemordeten.

Ueber die Länder und über die Meere
Sendet Euch ſeinen aufſchreienden Gruß,
Was in der Ketten zermalmender Schwere,
Was im Elend verkommen muß!

Daß nicht die Armuth ihr Letztes verliere,
Während die Erde ihr Zerrbild umtanzt,
Habt Ihr — der Wahrheit Pioniere —
Drüben die Fahne der Freiheit gepflanzt!

Weil Ihr der Menſchheit mißhandelte Knechte
Mehr als das eigene Leben geliebt,
Weil Ihr des Herzens edelſte Rechte
Selbſtlos in liebendem Eifer geübt,

Weil Ihr Menſchen war't, ſollt Ihr ſterben!
Aber die Schmach fällt auf Jene zurück!
„Menſch ſein" — das heißt heute: verderben,
„Menſch ſein" heute: — entſagen dem Glück...

Doch, Genoſſen, noch ſeid Ihr gefallen
Unter den Händen der Schlächter nicht,
Und unſeres Schmerzes aufzürnendes Schallen
Drohend den Elenden Rache verſpricht! —

Naht unſer Tag nicht? — Hat ihr Verderben
Noch nicht die Mörder des Rechtes erreicht?! —
Dann, Genoſſen, dann ſei Euch das Sterben
Für Euren herrlichen Glauben leicht!

Wißt: umſonſt nicht als Schrankenbrecher
Stießet die Thore der Zukunft Ihr ein!
Wißt: wir Lebenden werden die Rächer
Eures geheiligten Todes ſein!

16. October 1887.

II. Nach dem Morde.

An die Mörder.

Es iſt geſchehn! — Und ſchaudernd wendet ſich
Von Euch, den Mördern, eine Menſchheit ab!
Nicht jene Menſchheit, die in Nacht und Irrſinn
Begraben liegt am Morgen eines Tages,
Der ſchon die Erde ſegnend überleuchtet —
Nein, jene, welche durſtigen Herzens ſchon
Die erſten ſeiner Strahlen in ſich trank!

Schaudernd von Euch, den blutbefleckten Mördern!!

Vergebens waren alle jene Rufe,
Die Menſchlichkeit — nichts mehr — von Euch verlangten.

Nur Menschlichkeit! — Daß nie Gerechtigkeit
Von Euch uns werden würde, wußten wir.
Nur Menschlichkeit! — doch Ihr — verlachtet sie!

Es ist geschehn! — Von Furcht und Qual bedroht,
Von des Gewissens scharfem Biß gefoltert,
Habt Ihr — die feigen Knechte feiger Räuber —
Durch Eure Henker sie erwürgen lassen!

Es ist geschehn! Hört unsern Fluch! den Fluch
Von Millionen, die in dieser Stunde
Sich schaudernd ab von Euch, den Mördern, wandten:
Es breite über jeden Eurer Tage
Der Schatten sich des Sterbens, bis der Tod
— Derselbe Tod, den Ihr zu meistern wagtet —
Euch einzig noch Erlösung scheint vom Leben;
Und dann — verlasse Euch der Tod! Dann — lebt!
Euch rühre jede Nacht in jeder Stunde
Die kalte Hand des Rächers an und reiße
Euch auf vom Lager! — Das sei Euer Leben;
Und Euer Sterben dies: verlassen; freundlos;
Gehaßt von Euren Kindern; und verabscheut
Von Allen, die Ihr liebt; verflucht; verachtet
Erhebe sich vor Euren starren Blicken
In letzter Stunde einmal noch das Bild,
Das Eurer Tage nie versöhnter Schatten
Und Eurer Nächte dräuend Schreckbild war!
Dies unser Fluch! Vernehmt ihn! Lebt! Und sterbet! —

Es ist geschehn! — Wohl starben unsere Brüder,
Jedoch sie werden leben in uns Allen!
Sie sind die ersten Opfer nicht der Zukunft,
Und werden nicht die letzten sein — uns Alle
Berührt der Fittich unserer dunklen Tage.
Wenn einst die Menschheit nach unzähligen Kämpfen
Gelernt, was „Mensch sein“ heißt, und „menschlich handeln“,

Dann werden sie — wie wir in diesen Tagen —
Mit Abscheu sich von jenen Mördern wenden,
Und es verstehn, warum in unsern Herzen
Die Liebe starb und Haß erstehen mußte.

13. November 1887.

III. Ein Jahr später.

An die Ueberlebenden.

Ein Jahr ging dahin. Die verzehrende Gluth
Der Seele, nun ist sie verlodert!
Im Grab der Vernunft sind Verzweiflung und Wuth
Und mein Haß zur Wehmuth vermodert.

Und heute, wo ich endlich fand
Mich selbst in dem wilden Orkane,
Schreibt fest und langsam meine Hand:
„Auch Ihr seid gestorben im Wahne!"

Mein Glaube war nie der Eure: Ihr habt
Auf das „Volk" gebaut, auf „das treue",
Und als Ihr Euer Leben ihm gabt,
Da mußtet Ihr sterben in Reue . . .

Mein Glaube war nie der Eure — und jetzt,
Jetzt weiß ich, warum Ihr gestorben:
Weil Ihr Euer Heil auf die Liebe gesetzt,
Hat sie Euch als Opfer geworben . . .

Mein Glaube war nie der Eure: der Feind
Lehrt Liebe auch und — verlacht sie!
Erst wenn er ihr bestes Glück verneint,
Hat er zur Erkenntniß gebracht sie . . .

Hier der ewige Winter. Doch auf Euer Grab,
Wo so herrliche Herzen verlohten,
Sinkt nun ein lächelnder Frühling herab —
Nur Euch lächelt er nicht, den Todten!

Der letzten Rosen betäubender Duft,
Zerfließend gleich schwindendem Wahne,
Umschmeichelt mein Haupt — ich grüße die Gruft
Dort jenseits der Ozeane . . .

Lebt wohl! — Es enthebt Euer blutiges Bild
Sich dem rasenden Zeiten-Getriebe,
Uns aber beschirmt ein ehernes Schild:
„Wir glauben nicht mehr an die Liebe!"

Lebt wohl! — — —

Noch einmal redet mein Mund,
Ein Mund, der nie gelogen,
Zu Euch, den Lebenden. Und Euch kund
Thut er, warum Ihr betrogen.

Es ist Eure eigene, sühnbare Schuld,
Daß so arm Euer Leben und Sterben!
Euer Wahn, Euer Glaube und Eure Geduld,
Sie sind es, die Euch verderben!

Was sind denn Treue? Was Recht? Und was Pflicht?
Nur Worte, Worte, Worte . . .
O seht, es bricht ein leuchtendes Licht
Durch der Lüge goldene Pforte!

Und es sinkt von den Stirnen, von Gram beschwert,
Der Lorbeer des Märtyrerthumes,
Auf die sich in dunkelster Stunde geleert
Die Schale des schrecklichen Ruhmes —

Und Freude wuchert aus Gräbern, die
In Wahrheit vergessen jetzt nicht mehr . . .
Wer hat sie gemordet? — Ihr, welche Ihr nie
Getaucht in der Wahrheit Lichtmeer!

Gott Volk, jetzt habe ich dich erkannt:
Ich erreichte im Ozeane
Die Insel, wo die Erlösung ich fand:
„Wer Gott stirbt, stirbt im Wahne!“

Wann hebst du dich endlich aus deiner Schmach,
Du, das an sich selbst verblutet? —
Wenn der letzte Nacken knirschend zerbrach,
Wenn die letzte „Liebe“ vergluthet!

Jetzt vernahmt Ihr es Alle, die Ihr bereit
Für die Zukunft steht im Gefechte:
Wenn Ihr die Stärkeren geworden seid,
Dann seid Ihr — „in Eurem Rechte!“

1888.

IV. An dem Grabe.

1.

Hier also ruht Ihr! — Schweigend-ernste Stätte,
wie feierlich! —
So namenloser Leiden Schlummer-Bette,
still grüß ich dich! . . .
Ich neige mich . . . Doch dann, den Blick erhebend,
seh' ich dich, Weib,
Stolz, hochgerichtet, ob in Schmerzen bebend
den starken Leib,
Und frage dich: was schützt du deine Söhne
im Sterben erst,
Statt daß du sie die Freude, Lust und Schöne
der Freiheit lehrst?! —

O lange, lang' genug nun Unterlieger!
Kein Opfer mehr! —
Es trete nur der Zukunft froher Sieger
noch vor dich her!

Wie deut' ich deine wilde Zorngeberde,
den stummen Schrei?
„Fünf modern hier in dieser schweren Erde,
doch drei — sind frei!
Und wie ich diese Drei aus deinen Klauen,
Gewalt, dir riß,
So sicher werde ich den Morgen schauen
der Finsterniß!" —

So ward die Antwort meiner Zweifel-Frage
an diesem Ort,
Und Hoffnung trag' ich statt der alten Klage
von hier mit fort! . . .

2.

„Not murderers, but murdered."
Benj. R. Tucker.

„Gemordet, keine Mörder!" — Grabt die Zeilen
auf diesen Stein
Bei unserer Tage wahnsinnstollem Eilen
für ewig ein!
Daß jedes Herz fängt zornvoll an zu schlagen,
reu-übermannt,
Daß jedem Geiste es beginnt zu tagen,
daß, wer hier stand,
Sei es der Freunde einer, sei's ein Wanderer,
der achtlos kam,
Sich wendet, als ein Stärkerer und ein Anderer
in tiefer Scham! . . .

— Still grüßt dich, großes Grab, mein letztes Neigen,
mein Lied, es schweigt,
Bis einst aus deinem allgewaltigen Schweigen
der Morgen steigt!

Waldheim Cemetery, Chicago, 11. September 1893.

Der Alte und der Junge.

Ein Arbeiter-Zwiegeſpräch.

Der Alte:

Iſt wieder ein Tag nun der Sorgen vorbei?
Kaum mag ich noch glauben, daß es ſo ſei . . .
Doch die Sonne des Abends ſinkt hinter die Höh'n,
Und zur Ruhe ladet der Glocken Getön.
Zur Ruhe! — o Hohn, von Ruhe zu ſprechen
Zu Denen, die täglich im Joche brechen,
Deren Leben ein einziger Arbeitstag,
Der Stunde für Stunde ſie ſtückweis brach)!
Und der Tag meines Lebens — wie wird er mir lang!
Und jetzt kommen Stunden, da wird mir ſo bang
Und doch ſo leicht, als wollte beim Weh'n
Des Abends die Hoffnung mir wieder erſteh'n —

Der Junge:

Ja, Vater, das Wehen der neuen Zeit
Umrauſcht deine Schläfe — wir ſtehen bereit.

Der Alte:

Eine neue Zeit? — Ich glaub' nicht daran,
Die alte war ſchlecht — eine neue, was kann
Die Beſſeres bringen? — Mein Sohn, es iſt immer
Die Hoffnung der Lüge lügender Schimmer!
Ich habe gelebt — und in ſiebenzig Jahren
Die Leiden von ſiebzig Leben erfahren.
Ich wollte, ich wäre vor fünfzig geſtorben,
Ich hätte mir fünfzig der Ruhe erworben!
Du kennſt es, mein Sohn — ſo wie es begann,
So vom erſten zum letzten Tag es zerrann:
Es war Arbeit des Sklaven in ſtündlichem Frohn,
Und der Arbeit des Sklaven ward niemals ihr Lohn.
Ich habe geſchafft und hab' ſie bereichert

Sie haben gepraßt und haben gespeichert,
Indeß ich gehungert von Tag zu Tag.
Ja, so war das Leben, das auf mir lag,
Das Leben, zu dem wir — Mann, Weib und Kind —
Die in Armuth geborenen, verstoßen sind . . .
Und das ist der Schluß: daß nun preisgegeben
Der Gnade Jener mein kraftloses Leben!
Doch lieber, als an ihren Tischen lungern,
Die ich gedeckt, will am Weg ich verhungern!
— Ja, das Leben des Alters ist heute schwer,
Und der Wunsch seiner Jugend: der Tod, sein Begehr.

Der Junge:

Ich halte dich, Vater, und werde dich halten,
Bis einst deine müden Lippen erkalten.
Doch erst sollst der Zukunft ins Auge du seh'n,
Ihr Athem, er soll noch dein Alter umweh'n.
Denn wisse die Kunde: in allen Landen
Sind in Schaaren die Brüder und Schwestern erstanden,
Und sie haben die Hände zum Kampf sich gegeben,
Und sie schreiten entgegen dem neuen Leben,
Und Keiner hält ihren stürmischen Lauf,
Dem Glück und der Freiheit entgegen, mehr auf!
Auf dem Throne der König, der Pfaff am Altar,
Im Golde der Räuber erbleicht unserer Schaar!

Der Alte:

Mein Sohn, o wie gerne möcht' ich dir glauben!
Nicht will ich die Hoffnung und Freude dir rauben.
Doch sieh', auch unsere gemordeten Tage,
Wir trugen nicht stets sie mit nutzloser Klage.
Auch wir, wir haben uns oftmals geeint,
Um die Freiheit, die schöne, zu kämpfen gemeint,
Um das Banner der Führer uns treulich geschaart —
Und nicht eine Enttäuschung blieb uns erspart!

Sie haben geredet, getröſtet, verſprochen
Und uns, den Vertrauenden, Alles gebrochen.
Wir haben gekämpft und wir wurden vernichtet,
Und ſie, unſere „Helden“, wer hat ſie gerichtet?!
Wir banden uns feſter nur unſer Loos
Und blieben im Elend, und ſie — wurden groß!
Es ſind Lügner, mein Sohn, und wer ihnen glaubt,
Ihm wird Hoffnung und Glaube und Liebe geraubt!

Der Junge:

So war es, mein Vater, und aus Eurem Erliegen
Erſteht uns die Hoffnung auf freudiges Siegen!
Denn wir haben die köſtlichſte Lehre gezogen
Aus der Lüge Derer, die Euch belogen:
Hinfort nur uns ſelbſt — uns ſelbſt! — zu vertrau'n,
Und ſo werden die Zukunft wir auferbau'n!

Der Alte:

Deine Worte, ſie klingen verheißend und gut,
Doch mir, dem Enttäuſchten, mir fehlt jetzt der Muth.
Und ſage: Iſt Jeder unter Euch ſtark,
Sich ſelbſt zu vertrau'n bis ins innerſte Mark?

Der Junge:

Er iſt es! — Der Freiheit, zu der wir geboren,
Ihr haben wir einzig uns Alle verſchworen.
Doch nun höre die Lehre:
„Der Menſch iſt frei!
„Nicht ſei er beherrſcht, von wem es auch ſei!
„Sein iſt ſeine Arbeit, und ſein iſt ihr Lohn,
„Und er ſtehe hinfort in Keines mehr Frohn!
„Sein iſt ſein Daſein! — Nicht braucht er zu geben
„Den Andern: dem Staat, ſein Glück und ſein Leben!
„Er kennt keinen Gott mehr, nicht iſt mehr dem Wahn
„Des Glaubens der Andern er unterthan!

„Frei ist seine Liebe! — Und sein ist das Recht
„Zum Leben: sein Feind nur, wer sich erfrecht,
„Ihm dies Leben zu schmälern. —“ . . . So ist die Welt,
Die neu nun sich baut, und die alte zerschellt.

Der Alte:

Ich sinne — und sinne — und kann's nicht verstehn . . .
Soll Jeder die eigenen Wege nur geh'n?
Gelenkt nicht von oben, die Puppe am Draht?
Verpflichtet nicht mehr jenem Räuber, dem Staat?
Nicht Arme, nicht Reiche? — Noch Starke und Schwache?
In sich selber nur dienend der Menschheit Sache?
Kein Gesetz mehr, kein Zwang, keine Autorität?
Ob dann alle Ordnung nicht untergeht?!

Der Junge:

Die „Ordnung“ von heute, ja, die wird zergeh'n!
Doch auf eigenen Füßen wird Jeder steh'n,
Seine Würde als Mensch über Alles schätzen
Und darum die keines Andern verletzen!
Doch frei muß er sein — in der Ketten Geflecht,
Der Herrscher und Sklave ist friedlos und schlecht!

Der Alte:

Wohl leuchtet dein Wort wie ein zündender Blitz,
Doch es findet im Hirne so leicht nicht Sitz.

Der Junge:

Ihr vertrautet den Andern und mußtet erliegen,
Wir vertrauen der Freiheit, und wir werden siegen!
Auf des Einzelnen unerschüttertes Selbstvertrau'n
Da gilt es die neue Erde zu bau'n!

Der Alte:

Wie könnte das Streben nach Freiheit ich tadeln!
Doch wird sie Euch Alle, Euch Alle auch adeln?

Der Junge:

Sie wird es! Denn sieh, mit der Armuth Verderben
Muß Verbrechen und Laster verschwinden und sterben.

Der Alte:

Und die Lehre, die neue, wie nennt Ihr sie?

Der Junge:

Nach der Freiheit nannte sie sich: Anarchie!
Jeder Einzelne von uns ist stolz ihr Träger,
Ist der Zukunft Sprecher und der Gegenwart Kläger!

Der Alte:

O die Tage der Freiheit, könnt' ich sie Euch geben!
Ich wollte mein Leben noch einmal leben.

Der Junge:

Du kannst sie nicht geben, mein Vater, und Keiner,
Denn die Freiheit besitzt nicht ein Volk oder Einer,
Die Freiheit Aller ist Freiheit des Einen,
Und die Freiheit küßt Alle nur, oder Keinen.

Der Alte:

Und wann kommen die Tage, die sie Euch bringen?
Sie kommt nicht von selbst, Ihr müßt sie erringen,
Mit eisernen Händen die flatternden Falten
Des lustigen Gewandes der flüchtigen halten.

Der Junge:

Sag', hörst du nicht oft in den Stunden der Nacht,
Wenn die Welt verstummt, und dein Auge wacht,
Die Erde in Krämpfen erzittern und beben,
Als wolle ein neues, ein reineres Leben
Der Welt sie gebären?

Der Alte:

Ich höre es wohl.

Der Junge:

Und hörst du ein Brausen nicht, grollend und hohl?
Horch, das ist das Echo von künftigen Tagen,
Es kommt, uns die Kunde der Zukunft zu sagen . . .
Und lauter und lauter das Echo ertönt,
Unter eisernen Füßen die Erde stöhnt . . .
Und Thron und Altar beginnen zu wanken,
Und die Götzen des Goldes gerathen ins Schwanken . . .
Und der Marschtritt der Massen wird lauter und lauter,
Und der Zuruf der Brüder wird freudiger und trauter . . .
Und sie kommen hervor aus den Höhlen der Noth,
Und wie Eins klingt nach Freiheit der Ruf und nach Brot . . .
Und die Massen wachsen — was entgegen sich stemmt
Wird verschlungen vom Strom, der die Welt überschwemmt!
Und dann: auf den Trümmern zerborstener Paläste
Erhebt sich die Menschheit zum Freiheitsfeste,
Und was uns geknechtet, liegt Alles bezwungen:
Die Erde ist unser! Der Sieg ist errungen!!

(Pause.)

Der Alte:

Ich lausche . . . Dein Glaube, er lehrt mich versteh'n.
Nimm den Wunsch denn des Alters: Du mögest sie seh'n,
Die Tage des Glücks und der Freiheit, mein Sohn,
Und sie, die sie schafft: die Revolution!

Der Junge:

Ich werde sie sehen, und sollte mein Leben
Der Zukunft der Welt zum Opfer ich geben. —
Sieh' —: die Sonne der Freiheit steht über den Höh'n
Und sie leuchtet, wie nie sie geleuchtet, so schön! . . .

Der Fluch der Arbeit.

Der Segen der Arbeit? . . . Er heißt uns Vergeſſen,
Und unſere verkauften Tage durchmeſſen,
Von ſeinem Joche wir wund gedrückt.
Und naht dann der Abend, dann ſind wir zufrieden:
Wir verdienten uns Freude, die uns nicht beſchieden,
Bevor wir den Nacken nicht tief gebückt.

Armſeliger Wahnſinn verblendeter Thoren!
Zur Freude biſt du und bin ich erkoren —
Durch dein Leben allein haſt du ſie verdient.
Nur um leere, um kleinliche Tage zu kürzen,
Mit dem Trugbild von Pflicht ſein Denken zu würzen,
Hat ſich mit Phraſen dein Geiſt umſchient.

Und unermeſſen ballt ſich zuſammen
Ein Chaos von Arbeit und droht zu verrammen
Für immer, für immer der Freude Thor! —
Der Segen der Arbeit! — Ja, in ihrem Segen
— Als Schatten liegt er auf all' unſern Wegen! —
Faſt der Schimmer der Freude ſich ſchon verlor!

Gebückte Nacken gilt es zu heben,
In todte Adern zu gießen ein Leben,
Das Freude, Freude, Freude nur kennt:
Den Staub zu waſchen von grauen Stirnen,
Den Staub zu weh'n aus vertrockneten Hirnen,
Ein Licht zu entzünden, das heiter brennt.

Das Licht der Vernunft, das — vorbei an den Worten
Des Wahnes züngelnd — die ehernen Pforten
Der Zukunft mitleidlos offen ſtößt:
Wir wallen hinein in die leuchtenden Hallen,
Ein Taumel der Freude hat uns befallen,
Und vom Bann der Vergangenheit ſind wir erlöſt!

O Fluch der Arbeit: dir opfern vergebens
Wir Glück und Genuß und Freude des Lebens,
Zu tief sind in Wahnsinn und Nacht wir getaucht! —
Wann kommen nach Arbeit, nach Leid und nach Klage,
Nach Pflicht und nach Kümmernissen die Tage,
Wo die Menschheit nichts mehr zu vergessen
braucht?! —

Vernunft und Wahn.

1887.

I.

Ueber die Erde wandeln die Geschlechter
Wie die Zeiten des Jahres: in ewigem Wechsel!
Und unabänderliche Gesetze
Schreibt ihnen allen die Mutter Natur.
Noch immer folgte dem Völker-Frühling,
Herbeigesehnt und herbeigerufen
Aus lichtloser Irrniß unthätiger Zeiten,
Ein weichlicher Sommer des schlaffen Genießens,
Bis erntend die Späteren köstliche Früchte,
Gesät einst in dürren, unfruchtbaren Boden,
Mit lächelnder Miene der stolzen Freiheit
Erhobenen Hauptes nach Hause trugen.
Und immer noch folgten auf Zeiten des Lichtes
Lichtlose Zeiten: — statt Wissen der Glaube!
Bis endlich aus Nacht und Oede des Lebens
Holdlächelnd der Frühling der Freiheit wieder
Sich über die durstende Menschheit dehnte,
Herbeigesehnt und herbeigerufen!
Doch niemals, so lange die Menschen wandeln
Hin über die Erde, war ein Gewinn,
Dem nicht der Verlust auf dem Fuße gefolgt.

Noch nie war ein Anfang, der ohne Ende.
Anfang- und endlos ist einzig — die Welt!

Ueber die Erde wandeln die Geschlechter!
Den Spätgebornen lebt kein Erinnern.
Sie sind vergangen und kehren nicht wieder,
Und wie sie gelebt und wie sie gestorben,
Wir ahnen es nur, wir wissen es nicht.

Doch wie wir wurden, wir wissen es heute!
Mit Adlerkühnheit hat freie Forschung
Den Schleier vom Haupte der Wahrheit gerissen,
Und Alles, was Wunder und Glaube hieß,
Es ist gesunken in jene Nacht,
In die zu den Göttern vergangener Zeiten
Der Gott nun stürzte, den lange Jahre
Die Menschen den „Allerbarmer" nannten,
Und dahingestäubt ist dies Wort des Entsetzens,
Das der Wahn und der knechtische Sinn einst erdachten.
Vor unseren Augen liegt klar nun die Erde,
Auf der wir geboren, auf welcher wir sterben,
Und heimathlos stirbt der hoffende Glaube,
Ob Tausende jammern ihm schwächlich nach.
Sie bergen die Augen und wollen nicht sehen.
Zu grell ist das Licht noch für ihre Blicke,
Die immer in dämmernde Nacht nur geschaut.
Zu schwach ist ihr Fuß, um sicher zu stehen:
Er hat zwischen Irrthum und Hoffnung geschwankt
Und kann nun nicht wurzeln im Erdreich der Wahrheit.

Doch nimmer wieder wird auf den Sockel,
Von dem das Bild seines Gottes gefallen,
Der enttäuschte Glaube ein neues stellen —
Das ist vorbei! — und das ist errungen! —

Jedoch wir wollen nicht thöricht vertrauen,
Denn immer noch folgte dem Tage die Nacht,
Und stärker als Wahrheit war immer der Wahn!

Ueber die Erde wandeln die Geschlechter
Mit trägen Füßen und dumpfen Herzen!
Sie sinken hinab in die Nacht des Vergessens,
Und Keiner ist mehr, der nach ihnen fragt.
Sie traf das Loos, das sie sich verdienten.
Wer aber hob im Laufe der Zeiten
Den menschlichen Geist von der niedersten Stufe
Hinauf zu den Höhen der freien Erkenntniß?
— Das waren nicht Jene, von denen Geschichte
Uns prahlend meldet in blutigen Büchern,
Das war nicht die rohe Gewalt der Arme —
Das war jene fluthende Kraft des Geistes,
Die fesselos frei in den Stirnen der Denker,
Im Herzen der Dichter gelebt und gewaltet!

Sie gingen voran, und die Massen — sie folgten!
Sie folgten nicht dankbar und freudig — nein, blind,
Wie immer sie folgen dem herrschenden Führer,
Mag er sie heute in gräßliche Schlachten
„Für König und Vaterland" frevelnd treiben,
Mag er sie morgen zum Tempel leiten
Zur höheren Ehre des „liebenden Gottes" . . .
Sie folgen — so werden sie folgen der Wahrheit;
Mitdenken und fühlen, das werden sie nicht!

Ueber die Erde wandeln die Geschlechter!
Einsam wandeln die Streiter der Wahrheit.
Ihr Auge ist kalt, und ihr Mund ist herbe.
Ihr Herz ist verblutet im Kampf um die Wahrheit.
Doch ihr Fuß ist nicht müde. Nur schreitet er nicht mehr
Hindurch durch die Schaaren — an ihnen vorüber
Führt jetzt sein Weg. Er kennt nur noch eine,
Noch eine von allen Göttinnen der Erde,
Die strengste und reinste, die mitleidlose:
Vernunft! — Sie leitet ihn klar und sicher,

Und ihr allein gehört noch sein Hoffen,
Und ihr allein gehört noch sein Lieben,
Und ihr allein gehört noch sein Glaube!

II.

Doch das Licht liegt schattend über der Erde.
Die es besitzen, genießen es nicht,
Und die es erkämpfen, besitzen es nicht,
Weil immer weiter zu schwindelnder Höhe
Der Sporn heißfiebernden Suchens sie jagt.

Wo sind die Glücklichen unter den Menschen?
Die Glücklichen sind die unendlichen Schaaren,
Die freudig genießen den wechselnden Tag,
Und die nach Gestern zurück nicht blicken,
Und die auf Morgen nicht hoffend vertrauen,
Die nehmen, was ihnen der Zufall bietet,
Und geben, was Pflicht von ihnen verlangt.
Die thun, was die Andern thun, und die lassen,
Was Andere lassen, die hassend und liebend
Dieselben sich bleiben ein ganzes Leben.
Sie beten zum Gott, der der Gott ihrer Zeit ist,
Und leben in Glück und sterben in Frieden.
Und niemals greift Wahrheit mit stählerner Hand
Nach ihrer Stirn und nach ihrem Herzen.
Der Gewohnheit Kinder sind alle glücklich!

Die Glücklichen unter den Menschen — wer sind sie?
Die Glücklichen sind jene Thoren, die träumen,
Die immer in dämmernder Ferne Erfüllung
Des heißesten Wünschens des Herzens vermuthen.
Die im Herzen die Wonne und im Auge die Thräne
Sich selber für elend und unglücklich halten;
Die in tönende Worte die Lüge kleiden,
Und die es verstehen, sich selber zu täuschen,
So meisterlich, daß sie am Ende glauben,

Sie seien die Besten von allen Menschen,
Und seien die Wahrsten — und sind doch nur Träumer,
Die halb nur gelebt, ob ganz auch sich selbst.
Die Kinder des Wahnes sind immer glücklich!

Wer sind die Glücklichen unter den Menschen?
Die glücklichen Menschen, das sind die Gemeinen,
Denn die Gemeinheit ist immer zufrieden!
Sie steht am flachen Ufer des Lebens.
Sie hat nicht den Muth, sich ins Weite zu wagen,
Und doch nicht die Kraft, am Ufer zu bleiben.
So rührt sie mit schmutzigen Händen am Rande
Das Wasser und freut sich des eigenen Unfugs
Und wirft mit Steinen nach eilenden Seglern
Und spritzt mit Koth auf die Schaaren am Ufer,
Sie lebt von dem, was sie neidisch beschmutzt,
Und schaut verachtend vom sicheren Standpunkt,
Vom seichten, hinüber zu alle den Andern.
Auch das sind die Glücklichen unter den Menschen!

Und viele Andre sind glücklich-zufrieden — — —
Wo aber weilen denn Jene, die niemals
Die Täuschung, die Schlauheit, die Rohheit sich dienstbar
Zum Baue des eigenen Lebens gemacht?

Wo ist ihre Heimath? — „Sie haben nicht Heimath!“
Doch wo ist die Stätte, wohin sie sich flüchten,
Wenn müde gehetzt sie nach Ruhe sich sehnen? —
„In der eignen Brust nur; sonst nirgends — nirgends!“
Und eint sie kein Band? — „Der Gedanke allein!“
Und ist kein Zeichen, an dem sie erkennbar? —
„Das Lächeln des Schmerzes auf schweigender Lippe!“
Sie reichen sich niemals die Hände zum Bunde? —
„Nein, niemals! — für sich kämpft ein Jeder allein!“
Und was ist ihr Lohn? — „Ihr Lohn? — den empfangen
Die Andern für sie —“ Doch sage mir Eins noch:
Sie sind nicht glücklich? — „Ach, fragt mich nicht mehr!“

Gerechtigkeit.

I.

1887.

Gerechtigkeit — du bist nicht blind! Jedoch
Ein Gott schlang einst um deine Stirn die Binde,
Da er die Erde haßte, weil sie war.
Nun taumelst du mit kindisch-kleinen Schritten
Durch unsre Schaaren, und die Klugen fassen
Dich bei der Hand und leiten dich zu ihrem
Eigenen Vortheil, und du läßt dich lenken
Und siehst die Andern nicht, die jammernd dir
Mit aufgehobenen Händen folgen und
Dich nie erreichen, bis am Wege endlich
Sie liegen bleiben und nicht weiter können.
Gerechtigkeit — wann kommt der freie Mensch,
Ein Held, voll Löwenmuth, voll Löwenstärke,
Der dir die Binde von den Augen reißt
Und dich hinführt vor das versammelte Volk,
Daß Alle, denen du vorübergingst,
Mit lautem Jubel bittend dich umfragen
Und alle Ungerechten heulend flüchten? —
Jedoch, du bist zu dicht umstellt von Jenen,
Die Alles frech und ruchlos an sich rissen,
Und Keiner kann hindurch durch ihre Mauern.
Sie halten ihrer Lüge Speere vor,
Und Jeder, der zu dir gelangen will,
Verblutet an Gewalt! — Gerechtigkeit —
Zu Füßen deines Throns lagern die Fürsten
Und legen deine Hand auf ihren Scheitel —
Du aber glaubst, des Aermsten Haupt zu rühren!
An deinem Throne lagern feile Priester,
Und durch ihr Singen, durch ihr lautes Beten,
Dringt nicht dein Ruf, der Alle kommen heißt,
Dringt nicht das Schrei'n der ungezählten Schaaren,
Die nach dir rufen, immer, immer wieder!

An deinem Throne lagern sich die Krämer
Und bergen mit dem Leibe ihre Schätze,
Um die sie tausend Andere betrogen!
Gerechtigkeit — zu deinen Füßen stehen
Die Vielen, welche deine klaren Worte
Verdeutelt tragen in das Volk, das hofft
Und deine eigenen Worte nicht versteht!
Gerechtigkeit — du bist ein Kind geworden,
Weil sie dem Weib zu lange schmeichelten!

— Und wir verlernten, ferner dir zu glauben.
Weil wir dich niemals sahn von Angesicht
Zu Angesicht — da lernten wir dich hassen!
Zu klar ist unser Blick, um noch zu glauben!
An dich? —
Vielleicht, weil wir es täglich sehen,
Wie du den Armen strafst, der hunger-gierig
Ein Stücklein Brot sich nahm von fremdem Tische,
Und wie sein Bruder, der mit schlauer List
Unzähligen das letzte Stücklein stiehlt,
Im Ueberflusse frevelnd weiter prasst?
Oder vielleicht, weil du die letzte Stunde
Dem Glücklichen vergällst — sollen wir glauben,
Daß diese Stunde seine Strafe sei,
Die Strafe für ein Leben voller Glück?!
Wir lachen, denn auch wir sind klug geworden.
Wir glauben auch nicht mehr an deinen Himmel
Und deine Hölle, denn wir wurden klug!
Und warum sollen wir dir ferner glauben?
Vielleicht, weil du den Mörder tödtest, der
Den Wüstling schlug, der ihm sein Weib entehrt,
Und weil den Mörder du mit Purpur krönst,
Der hin sein Volk gemordet, sich zu Ehren?!
Weil Jener reine Leidenschaft nur kannte?
Und Dieser aller Lüge hohle Phrasen,
Und es verstand, aus edelreinem Triebe

Unmenſchliche Gelüſte ſich zu modeln?! —
Gerechtigkeit, du biſt es nicht, die ſtraft,
Du biſt es nicht, die irrt — ach, ich vergeſſe,
Daß ſie die Augen dir verbunden haben,
Die ſelbſtiſch-frechen — — du biſt immer groß,
Jedoch du weilſt nicht mehr auf unſerer Erde
In deiner erſten, heiligen Geſtalt! —
Wann ward das Heilige jemals nicht unheilig,
Wenn ſchmutzige Menſchenhände es berührten? —

Nie aber ſtandſt du über unſerer Erde,
Du hatteſt nie ihr Schickſal in der Hand —
Wir ſind es ſelbſt, die dich geſchaffen haben,
Und Andre waren es, die dich verzerrten! —

Gerechtigkeit — wann ſendeſt deine Kinder,
Die Zwillingsſchweſtern: Menſchlichkeit und Liebe
Und ihren Bruder Freimuth — du hinaus,
Daß unſere Erde endlich glücklich werde? —

Allein dein Bruder iſt dir immer treu.
Er wandelt noch mit ewig gleichem Schritte
Ueber die Erde, ernſt und ſegenſpendend.

Ich ſehe nicht den Tag, wo uns der Kühne,
Der Freie, Starke kommt, der dir die Binde
Von deinen Augen reißt. Ich ſehe nur
Den Bruder Tod mit ſeiner harten Hand,
Die Falten glättend, welche du gezogen,
Die Herzen heilend, welche du gebrochen,
Die Sinne einend, welche du verwirrt! . . .

II.

1889.

Gerechtigkeit, wie groß hat und wie schön
Der meißelnde Gedanke dich erschaffen:
Als Quelle, die dem Müden Labung spendet,
Als Schooß, in dem er weinend sich verbirgt,
Als Leitstern, der die Heimathlosen ein
In ihre Heimath führt . . . Die „Heimathlosen“ —
Was sage Euch ich, wenn ich jetzt zerreiße,
Was Euch vor Jahren auch ich auferbaut?!

Leicht ist es, eine neue Lüge geben:
Der Fluch des bleichen Mundes, der am stein-
Gewordenen Brote wund sich biß, er trifft
Dich nicht, der du — leichtfertiger Lügner — es
Dem schreienden Volke reichtest. Aber schwer
Ist es in diesen Tagen der Verwirrung,
Wo Liebe und Selbstlosigkeit zum Mantel
Verächtlich-feiler Seelen stets geworden,
Die Wahrheit, welche nichts verheißt, als sich,
Die Wahrheit, die auf Trümmern Schutt's, auf Haufen
Gefallener Leichen und auf Gräbern wuchert,
Aus seines Herzens leergewordener Zelle
Dem schreienden Volk als Labe hinzureichen . . .
Sie starben, die Ermüdeten, verhungert,
Doch ihre Seelen sättigte ein — Wahn!
Dennoch, Euch Heimathlosen, nichts als Wahrheit!

Gerechtigkeit, Phantom, lebloses Wesen!
Du Waffe in der Schwachen Hand, die Starken
Mit ihr zu schlagen — niemals richtest du
Dich gegen jene Brust, die dich erzeugte;
Sie ist gefeit, denn sie verlacht dich nur!

Verlacht sie auch, wie Jene sie verlachen!

Ergreife das Gespenſt mit ſtarken Händen,
Erwürge es, dann ſtrecke weit hinaus ſie,
Und hinter Dunſt und Nebel, welche ſchwinden,
Liegt offen deinem Willen eine Welt!

Sieh' hin in eine Zeit voll Wahn und Irrſinn,
Was iſt Gerechtigkeit?
Nichts iſt gerecht,
Was unſers Lebens Wagen lenken will,
Und Alles iſt gerecht, was ich mir nehme,
Auf daß ich ſie zu meinem Ziele führe!

Biſt du der Sieger, biſt du der Gerechte . . .
Biſt der Beſiegte du, biſt du im Unrecht . . .

Ich ſehe eine Welt, nein, nicht voll Schuld
— Denn es giebt keine Schuld — nein, nur voll Narren,
In der der „Bruder" ſeinen „Bruder" — „richtet".
Der Thor ſitzt auf dem Seſſel. Und der Weiſe
Geht ſtumm am eklen Poſſenſpiel vorüber.
Ihr aber wartet auf Gerechtigkeit!

Ja, wartet, bis ſich Euer Leben neigt,
Ja, wartet, bis Jahrhundert nach Jahrhundert
Sich in den dunklen Schooß der Zeit verkroch,
Ja, ſpielt mit dieſem Wahnbild Eurer Träume,
Das fern Euch ewig, wie der Himmel, bleibt!

Nie kommt der Held voll Löwen Muth und Stärke,
Und käme er, er hätte nichts zu thun,
Als machtlos zuzuſchauen, wie die Welt
Das Bild des Götzen mit erdarbten Kränzen,
Von deren Blättern blutige Thränen träufen,
Mit bündiſchem Gewinſel hoffend ſchmücken —

„Wir ſind es ſelbſt, die dich geſchaffen haben" —

Ja, aber Alles, was wir sehnend „schufen“,
Ist Rauch und Wahnsinn, der als Eisen-Geißel
Erbarmungslos gekrümmte Rücken peitscht!

Ich sehe nicht den Tag, an dem dein Bild
In Trümmern hinstürzt, nimmer zu erstehen —
Ich sehe nur — und nichts mehr hoffe ich —
Den Retter Tod, mit seiner starken Hand
Die Falten glättend, welche du gezogen,
Die Herzen heilend, welche du gebrochen,
Die Sinne einend, welche du verwirrt! . . .

Am Ausgang des Jahrhunderts.

I.

Bist du in dunkler Nacht, wenn Alle du verlassen,
Geschritten schon durch einer Weltstadt wirre Gassen,
Die noch vor Stunden hell im Lärm des Tages lagen?
Die Häuser ragen stumm. Um die geschwärzten Dächer
Webt sich ein Dämmerlicht. Doch schwach und immer schwächer,
Denn schon beginnt im Morgen es zu tagen.

Du schreitest lässig heim. Scharf in die Stille fallen
Hörst du mit müdem Ohr der eigenen Tritte Hallen
Und klar ihr Echo an den Wänden.
Wie schwül die Sommernacht! — Der Mond wirft seine Strahlen,
Bevor das Sonnenlicht zerstreut die seltsam-fahlen,
Weithin mit weißen, schmalen Händen.

Doch sieh' die Häuser dort, wie sie im tiefen Schatten
Sich schweigend, drohend ernst fest aneinandergatten —
So steht das Schlechte eng zusammen
Und birgt sich feig in dunklen, dumpfen Ecken,
Um langsam immer weiter sich zu strecken,
Wenn rings erlöschen will der Wahrheit Flammen.

Und du eilst an den Häusern schnell vorüber.
— Doch schien es da dir nicht, als sei vorbei ein trüber,
Formloser Schatten dir gezogen?
Du schaust dich um — doch Alles still und leer!
— Doch dort! — und wieder! — ist da nicht ein Heer
Von solchen Schatten dir vorbeigeflogen?

Und du erschauderst. — Wesenlose Wesen,
Ins Heute ragend, die gestern gewesen,
Dem Lebenden, der weiter eilt, ein Fluch!
Ein Recht verlangend, das sie schon verloren
In ihrer Sterbe-Stunde neu geboren,
Und todt noch selbst sich nicht genug!

Mit beiden Füßen schon im Reich des Todes stehend
Und doch mit durstigem Blick noch müde rückwärts sehend
In jene Welt, die ihre Heimath war;
Vielleicht im Leben ruchlos-frech geknechtet,
Vielleicht im Jubeltanz, vielleicht geächtet —
Und festgebannt stand ihre Schaar!

So schien es deinen Sinnen, doch es schien
Dir einzig so ... um deine Stirne fliehn
So Träume nach durchtobter Nacht!
Die, wenn das Tageslicht die Wallenden bescheint,
Das, was sie sind, dir werden: spurlos und unbeweint
Die Bilder eines — Traums dein kecker Mund verlacht.

Doch was sie wirklich waren, weißt du nicht.
Nicht ahnst du, daß die ‚Sterbenden am Licht'
Mehr sind als Bilder eines Wahnes,
Und weniger noch als wesenlose Schatten!
Ein Korn ist Wahrheit — die die Kühnheit hatten,
Die sahen sie, die Geister des Orkanes.

Die sahen sie in solchen stummen Nächten,
Wenn Trug und Wahrheit fest sich ineinanderflechten,
Die sahen sie, wie du sie sahst.
Und anders doch —: Dir sind sie eitler Schein,
Doch ihnen wurden sie zu Erz und Stein.
Geh' weiter — sie sind fort, wenn du dich wieder nahst.

Wir aber sahen sie, wie sie mit sicherem Schreiten
So jede Nacht durchziehn der Weltstadt stumme Weiten
Und niedergehn beim ersten Hahnenschrei.

So ziehn sie jede Nacht: die Geister der Zerstörung,
Den Haß im Auge und im Herzen die Empörung,
Und sehn, wie weit ihr Werk geschritten sei!

— Noch einmal schaust du um. Doch Alles still und leer.
Doch an der Ecke dort, siehst du auch dort nichts mehr?
Wie ein Gewand fühlst du es wallen,
Und wie ein Moderduft weht es um deine Stirn,
Und heißer jagt dein Blut durch dein ermattet Hirn,
In deinen Ohren tönt ein langgezogenes Hallen . . .

Da packt ein Schauder dich! und du gehst schneller, schneller —
Und jagst dem Morgen zu, der stetig heiterer, heller
Die Angst von deinem Herzen lacht . . .
Doch oft noch fährst du auf in andern dunklen Nächten,
Wenn Träume der Verwesung um deine Stirn sich flechten —
Und dann gedenkst du dieser Sommernacht! — —

II.

Wenn meine Lebenswünsche im Schattentanz entflohn;
Wenn unter mir, ein Nachhall, des Lebens Schmerzenston
In jene Ewigkeit des Friedens hingestoben;
Wenn von dem Handgelenk die letzte Fessel fiel:
Wenn — im Verlieren — ich des Tages letztes Spiel
Zusammenwerfe: dann — in ungezähmtem Toben

Bricht das, was mir Natur gegeben, aus!
Dann richte ich mich auf: das enge Haus
Wird mir zum ungeheuren Raum der Welt.
Sie schlafen Alle, und kein Menschenohr vernimmt,
Wie meiner Schritte Echo dann an der Wand verschwimmt,
Und wie mein Aufschrei wild durch nächtige Stille gellt.

Doch ist es nur ein Aufschrei: bei diesem einen Schrei,
Da kommen Alle schon, die ich mir rief, herbei —
Sie — jene Geister der Zerstörung,
Wie du sie einst gesehn in stummer Sommernacht.
Wie ein Gedanke waren sie dir, nur halbgedacht,
Und waren dir nicht, was sie sind: Empörung!

— Und dann beginnt ein Kampf. Und zwischen mir und ihnen
Ist er geendet erst, wenn hell der Tag erschienen.
Und ihre Kraft ist stärker: doch größer ist mein Mut.
Es ist ein stummes Ringen, kein Richter steht zur Seite.
Sind mit dem Frühlicht sie geflohen in das Weite,
Dann trockne ich die Stirn — und an dem Tuch klebt Blut.

Und an dem Tuch seh' ich des Schweißes blutige Flecken:
Und fühle noch nach mir sich ihre Hände recken;
Und fühle noch des Athems schwülen Brodem:
Und fühle noch, wie sie die Kehle würgend packen:
Wie sie die Nägel tief in das Gehirn mir hacken —
Und schwer und keuchend fließt mein Odem . . .
— — — — — — — — — — — — — —

Das ist der Kampf, den allnächtlich, bevor das Dunkel zerrinnt,
Einsam und gramvoll auskämpft des Jahrhunderts verlorenes Kind.
Das bist auch du — das ist Jener — das bin nicht ich allein! —
Zwischen Leben und Leiden fließen die Ströme im Sonnenschein,
Und sie schaukeln auf den Wellen, und jauchzend ihr Lachen erklingt,
Doch plötzlich verstummt ihr Lachen, wie ein Glas am Munde zerspringt —
Und es sind zu ermattet zum Helfen, die dann am Ufer noch stehn,
Doch sie müssen es Alle sehen, — und sie müssen es *sterbend* sehn!

III.

Das ist der Kampf, der hundertmal sich ausgekämpft in Allen,
Auf die ein Strahl des Wahrheitsdrangs aus Zeiten Nacht gefallen,
Und hundertmal wird er gekämpft mit jedem aufleuchtenden Tage.
Und er ist stets derselbe, ob er dort sich kämpft im Wissen,
Ob ihn allein der Dichter kämpft, in seinen Strom gerissen.
Er schreit wie Grollen und Zürnen hier, dort klingt er wie Flehen und Klage.

Derselbe stets, ob ihn der Mensch in Thaten kämpft, in Worten,
Die noch berauschend gestern blühten, morgen schon verdorrten:
Wenn die Tage der Freiheit gekommen, dann sind sie von Allen vergessen.
Derselbe, ob du durch ihn kämpfst, weil selbst du noch ein Sklave,
Ob du ihn kämpfst, die Knechte aufzurütteln aus dem Schlafe,
Ihr Recht an dem Rechte des Herrn, der sie ruchlos geknechtet, zu messen.

Ob der Gefangene ihn kämpft stumm hinter Kerkermauern,
Ob ihn der Arme zweifelnd kämpft in brütend stummem Trauern —
In Allen, in Allen ist endlich das Bewußtsein der Würde erwacht.
Ob ihn ein König schaudernd träumt auf seinen Purpurkissen;
Ob ihn der Priester bebend ahnt, aus seinem Wahn gerissen —
Sie hören die Stimmen der Rächer schon wie Wettergedröhn vor der Schlacht.

Und wer nicht weiß, der denkt; und wer nicht denkt, der fragt;
Und wer nicht fragt, der zweifelt; wer noch nicht zweifelt, klagt
Doch ein Bangen, ein Ahnen, ein Sehnen hat Alle, hat Alle ergriffen.

Ein Ton fiel hörbar niederwärts, er fiel in unsre Mitte.
Nun lauschen wir ihm immerfort bei jedem Schritt und Tritte –
Es ist ein Laut wie das Stöhnen der Wuth, die noch das Schwert nicht geschliffen.

So rollt durch alle Adern er, der Kampf: schwer, unablässig.
Sie mögen schüren ihn zum Brand, ersticken ihn gehässig:
„Ich verlange, was nie mir geworden: mein Menschenrecht, das entehrte!“ –
Es ist derselbe blutige Kampf, ob aufschreist du in Schmerzen.
Ob du in bangem Ahnen sinnst, den Makel noch zu merzen.
Doch die rächende Hand hält Keiner mehr auf, die eisern bereits bewehrte! –

IV.

Wir standen am Scheidepfahle, wo sich zwei Wege gewendet:
Der eine wies in die Ferne, der andre ist bald geendet;
Schon blicken Jene zurück und wissen nicht mehr wohin.
Wir schritten vorwärts und sahen durch Nacht schon die leuchtenden Weiten
Und reichten der Zukunft die Hand, hin über den Abgrund der Zeiten,
Stahlhart war unser Wille und klar und bewußt unser Sinn.

Sie müssen sich Allem entgegen, was wahr und frei sich nennt, stemmen,
Sie müssen, Verzweiflung im Herzen, ein Meer versuchen zu dämmen,
Und fühlen es klarer von Tag zu Tag: sie gehen zu Grunde.
Schon sehn sie zurück und messen den Weg, auf welchem uns gehen
Mit freudig-pochenden Herzen und blitzenden Augen sie sehen.
Heil uns: die Zukunft ist unser! — Fluch ihnen: sei ihnen die Stunde!

Von Zweifeln zernagt, von Angst gejagt, gefoltert vom eignen Gewissen,
So sind vom erstorbenen Lager sie jäh in die murrenden Lüfte gerissen,
Und sie kämpfen den Kampf, denn sie wissen: der Kampf ist der letzte! —
Doch unser der Sieg: hinein in die Masse, die furchtdurchklaffte!
Wer ist unser Feind? — Nur eine zerrissene, lustersichlaffte,
Absterbende Kranke, die schon der Hauch der Verwesung zersetzte! —

So sieht im Spiegel die Zeit ihr angstzerrissenes Gesicht:
Der Vater erkennt sich wieder in dem eigenen Sohne nicht —
Recht nennt er, was jener fluchwürdigen Frevel nennt!
Unheiliges Wünschen die Sehnsucht, der schon die Erfüllung winkt!
Unersättlich und unrein die Lippe, die am Kelche der Zukunft trinkt!
Unlauter die heilige Flamme, die unsere Herzen durchbrennt!

Wohl wiegt er in Zweifeln das Haupt, doch hat ihn der Strom nicht ergriffen,
Ihm hat seiner Wünsche Schneide noch die wirbelnde Zeit nicht geschliffen:
Er kann uns nimmer verstehen. Und wir — verstanden ihn nie!
Noch wähnt er, das Siegel des Knechts auf des Sohnes Stirne zu drücken,
Und sieht doch in machtlosem Zorn seines Wahnes Kränze zerpflücken
Die Hand, der ein höherer Gedanke, als Rücksicht, die Kraft verlieh!

Wir standen am Scheidepfahle. Wir gingen hinein in die Weite!
Uns zieht die Hoffnung auf hellere Tage — auf Tage des Glücks' — das Geleite!
Und mag über Leichen und Trümmer der Weg zum neuen Leben auch gehn:

Wir wollen, daß endlich zu Ende sich kämpft der ewige Kampf
um das Rechte!
Wir wollen, daß endlich der Tag des Zorns aufleuchte diesem
Geschlechte!
Und der Sonne der Zukunft — ihr wollen auch wir in die
herrlichen Augen sehn!

V.

Du warst, Erkenntniß der Natur, es, die den Schleier hob!
Vor der ‚der Traum des Ideals', der lügende, zerstob!
Du hast, was ‚Glaube' hieß, vernichtet!
Du hast den Wahn, die Phantasie, die Hoffnung vor die Stufen
Der freien, echten Wissenschaft mit Zauberkraft gerufen
Und hast die Thörichten gerichtet!

Du zeigtest uns, daß nichts wir sind als Glieder in den Ketten,
Daß keine Hand sich zu uns neigt, uns liebend zu erretten,
Daß ‚Mitleid' nur ein Wort, ein lebenbares.
Daß ewig wir gezwungen sind, auf eigener Kraft zu stehen,
Statt mit umflortem Auge in die ewige Nacht zu sehen —
Ein Bild des Lebens gabst du uns, ein klares!

Du zeigtest uns, daß Alle wir am Anfang noch der Bahn
Zu neuem Leben stehen: daß wir wenig noch gethan;
Daß wir es sind, die erst beginnen sollen!
Doch zeigtest du uns auch, daß wir nicht aus den Himmelshöhen
Geschleudert auf die Erde sind; daß wir noch Ziele sehen,
Die wir uns unterwerfen dürfen — wollen!

Und so hast du geboten uns — und auch die Kraft verliehen —:
Aus jeder Lebensfrage stark den letzten Schluß zu ziehen
Und keinem ‚Gott' mehr zu vertrauen.
Und während noch um uns die Wuth der Todtgetroffenen gellt,
Sehn wir die Wahrheit, groß und ernst, hinschreiten durch die Welt,
Die Zukunft langsam aufzubauen!

VI.

Mit Blut befleckt, doch lebensstark, so wurdest du geboren:
Das jüngste Kind der Mutter Zeit zum letzten Kampf erkoren,
Gezeugt in einer Nacht voll Finsterniß und Gluth.
Der Lärm der Revolutionen klang in deinen Ohren.
Und nie hast das Erinnern du an diesen Klang verloren:
Er zuckt in deinem Hirn und er durchpulst dein Blut.

Zuweilen hat er dich gepackt und aus dem Schlaf geschüttelt,
Und dann hast an den Ketten du in dumpfer Wuth gerüttelt —
Doch tiefer schnitten sie hernach nur in dein Fleisch.
Und stöhnend bist in Nacht und Schmerz du da zurückgesunken.
Dir war, als hätte nie dein Blick das Frühlingslicht getrunken!
Doch heute, wo du stirbst, fühlst du, wie Fluchgekreisch —

Ein grauenvoller Rachеklang! — wie Grollen, Bitten, Klagen,
Gleich Meereswogen, welche wild das nächtige Ufer schlagen,
Gewaltig dich umbraust — du sinnst und stehst bewegt:
Das sind die alten Töne, die dein Wiegenlied gewesen,
Und bei den alten Tönen fühlst du wieder dich genesen,
Jahrhundert du, das schon in seinem Schooße trägt

Die Zukunft einer Welt! — sieh, durch des Throns geborstene Fugen
Sickert die ekle Fäulniß schon! — durch Purpurmäntel lugen
Schaust du ein Knie, das bebt, ein Herz, das angstvoll zuckt.
Und unterdessen halbversteckt die wilde Völkertatze,
Gekauert liegt sie schon bereit, daß sie die Eisentatze
Einschlägt — sieh, wie zum Sprung sie murrend schon sich duckt!

Und deines Lebens denkst du da! — du denkst an Achtundvierzig.
Das waren Tage — weißt du noch? — so märzenhell und würzig —
Und doch: auch sie umzog der Nebeldunst der Schmach!
Und du gedenkst der Tage, da du deine Feuerbrände
Im Seinefluß sich spiegeln ließest, gedrückt in Schwielenhände —
Doch in die Nacht versank auch dieser Sonnentag!

Und heute, wo du sterbend schon, da spornst du ins Gefechte
Den vierten Stand, den ärmsten Stand — zum Kampf für seine Rechte —
Du fühlst Gerechtigkeit dein starres Herz bezwingen.
Und eh' du in die Zeitennacht wirst stürzen, schwinden, sinken
Wird einmal noch dein müder Mund am Blute satt sich trinken —
Und unser Jubel soll dein Todtenbett umklingen! . . .

VII.

. . . Will nun mit heiterem Mund das Lied von der Freude singen.
Lachen soll es, dies Lied, und wie Schellengeläut soll es klingen,
Wie um zum jubelnden Tanz jeden noch Säumigen zu laden.
Denn ich liebe die Freude! Ich liebe die athmenden Lippen,
Liebe die kleinen Hände, die unter drohenden Klippen
Sich im Wasser der Freude in sorglosem Uebermuth baden.

Liebe die lachenden Augen, aus denen das Leben glänzt,
Liebe die strahlenden Stirnen, um welche der Leichtsinn sich kränzt,
Welche das Dämmergrauen des Schmerzes noch niemals beschienen;
Liebe die Stärke der Schwachheit, die ohne heißes Bemühen
Küßt die Lippen und bricht die Rosen, die ihr — vielleicht unverdient — blühen.
— Ach, heißt doch Leben uns heute: sich Freude verdienen.

Heilig sei ihnen ihr Recht: sich im Glanze der Stunde zu freuen,
Selber sich wieder mit jeglichem Tag in der schuldlosen Lust zu erneuen.
Heilig ihr Recht: zu leben! — zu leben!! — in Freude zu leben!!!
Freude — sie ist ein Geschenk, das aus morgenheiteren Hallen
Einstens in sonniger Stunde achtlos herniedergefallen —
Keiner kann es erringen; und nur Wenigen ist es gegeben!

— — Dies sei das Lied der Freude. Und mein Lied, es gehöre ihnen,
Welche das Dämmergrauen des Schmerzes noch niemals beschienen.
Es ist ihr Recht. Und ihr Recht — es muß ihnen werden.
Doch nun will auch von Jenen, von Jenen — doch leiser — ich singen,
Welche — Verfluchte des Lichtes! — ringen, und während sie ringen,
Fast vergessen, daß sie, um zu leben, geboren auf Erden.

Welche die Lippen der Freude freiwillig und gern niemals küssen:
Welche sich jede Lust in Schmerzen erringen erst müssen —
Wohl: Verlorene nennt ihr sie alle mit seltsamem Lächeln ...
Ja! Berührt sie ein Kuß, so schaudern sie angstvoll zusammen,
Statt des ruhigen Lichtes begehren sie lodernde Flammen,
Heischen der Sonne Brände statt der Lüfte erfrischendem Fächeln.

Heimath — und Liebe — und Leben —: sind ihnen nur Worte.
Pochen mit bebender Hand an jede verschlossene Pforte.
Wollen die Wahrheit des Lebens, die Wahrheit der Freude erst wissen.
Und um die Wahrheit zu finden, müssen ihr Leben sie wandern.
Unglücklich sind sie. Warum? — Weil doppelt unglücklich die Andern.
Ja, sie lieben die Freude und können die Wollust des Schmerzes nicht missen!

Lieber am dunkelnden Strand des ewigen Schmerzes liegen!
Lieber die leblosen Brüste des bleiernen Trübsinns umschmiegen!
Lieber die brodelnde Fluth der Wasser des Todes schlürfen!
Als mit zitterndem Herzen in Hoffnung auf Glück noch zu harren,
Ewig zu zweifeln, um glauben zu können, und ewig verspottet als Narren,
Kennen die Freude und sie in Tropfen genießen nur dürfen!

Reich' mir die Hand, meiner Jugend Genosse: gewaltiger Schmerz!
Weiter vermag ich dies Lied nicht zu singen. Zu voll ist mein Herz.
Freude beherrscht erst die Welt, wenn Gerechtigkeit worden uns allen!
Wann die Tage der Freude, die Tage der Menschheit uns kommen?
Wenn aus des Herrschenden Hand das Scepter der Willkür genommen,
Wenn von des Geknechteten Hand die letzte Fessel gefallen!

Einst vielleicht, wenn die Menschheit, die ganze, im Lichte sich wiegt,
Wenn die echte Freude des Lebens auf allen Stirnen liegt,
Wenn wir nach tödtlichem Kampf uns die Rechte der Freiheit erworben,
Dann wird die Lust des Lebens auch uns allkräftig durchdringen,
Dann will das Lied von der Freude zu Ende voll Jubel ich singen —
Schweige, du thörichter Träumer, dann bist du schon lange, schon lange gestorben!

VIII.

Dir, Volk, gehört des neunzehnten Jahrhunderts letztes Ende!
Erwache aus dem Schlummer denn, und hebe deine Hände
Und nimm, was immer dein gewesen.
Auch dich durchpulste endlich das Bewußtsein deiner Würde:
Auch du hast in dem Lebensbuch, bevor dich ganz die Bürde
Erstickt, ein menschlich Wort gelesen.

Und dieses eine Wort, du kannst es nie und nie vergessen . . .
Dein eigenes Leben hast du kühn und stark an ihm gemessen,
Und sahst: dein Leben ist dein eigen.
Und du begannst zu hassen sie, die dir es frech entrissen.
Die meisterhaft verstanden es, ihr eigenes Gewissen
Und deine Fragen todtzuschweigen.

Nun, wenn am Abend müde du von der Arbeit gehst,
Nun, wenn am Tage rastlos du an der Arbeit stehst,
Tönt dieses Wort in deinen Ohren.
Es hat von Menschlichkeit, von Leben dir gesprochen.
Und an dein Herz fühlst du voll Ungestüm es pochen
Und fühlst: noch bist du nicht verloren!

Und fühlst: du, der geduldiger gewesen als der Sklave,
Fährst aus durchquälten Träumen auf nach tausendjährigem Schlafe,
Und wagst es endlich selbst zu denken.
Und Alles klafft dir plötzlich auf: du siehst all' ihre Lügen,
Mit denen sie umsponnen dich, siehst, wie sie dich betrügen,
Siehst, wie sie dich voll Falschheit lenken!

Da wallt es in dir grollend auf, und dich durchfrißt ein Zürnen,
Und Purpurgluth des Hasses flammt auf deinen Eisenstirnen,
Wie Sonne an der Tage Wende.
Und während sie in Winkeln sich voll Scham und Angst verstecken,
Wirst du nach dem verlorenen Recht die müden Hände strecken,
Und dein ist des Jahrhunderts Ende!

IX.

Kehre wieder über die Berge, Mutter der Freiheit, Revolution!
Heißt nicht Gerechtigkeit deine Schwester? Heißt nicht Recht dein mißachteter Sohn? —
Kehre wieder über die Höhen!
Lange standst du, das Antlitz gewendet,
Sahst nicht, wie deine Menschen geschändet,
Hast deine eigene Schmach nicht gesehen.

Kehre wieder über die Berge! dein ist die Rache! dein! nur dein!
Wende dein Antlitz, dein starres, hernieder, welches wie zuckender Wetterschein
Schon so oft auf die Frevler gefallen!

Reiche uns Allen die rettende Hand,
Laß deine Stimme von Land zu Land
Hoffnung kündend und grollend erschallen!

Kehre wieder über die Berge! — Ehe in Licht das Dunkel vergeht,
Ueber den Häuptern der Schuldigen zermalmend dein gefürchteter Fuß schon steht,
Werden von Antlitz zu Antlitz dich schauen
Wir, die wir Alles und Alles verloren! —
Wir, die Verlorenen — zum Kampfe erkoren —
Rufen dich, Mutter, in heißem Vertrauen!

Härte die Herzen, die schwankend geworden, weil sie zu lange, zu lang' schon gezaudert!
Kläre den Sinn des Knechts, der noch bangt und noch schaudert,
Zeige ihm, was seines Muthes Gewinn!
Stelle mit lockenden, leuchtenden Farben
Vor sein Auge geerntete Garben,
Vor seinen Wunsch die Erfüllung hin!

Kehre wieder über die Berge, Mutter der Freiheit, gesegnete du!
Lächle mit einem einzigen Blicke deinen schwankenden Kindern nur zu,
Und sie werden wie Eisen sein!
Zeige die Freiheit, die er verloren,
Und das Recht, zu dem er geboren,
Jedem Einzelnen — und er ist dein!

Ja, du kommst! Und wir grüßen dich tausend-,
Tausendmal, Mutter! — und dröhnend und brausend
Rollt unser Ruf zu des Erdballs Grenzen!
Aus den Kerkern, wo wir geschmachtet,
Ueber die Ruchlosen, die uns verachtet,
Sehn wir die Flammen der Freiheit schon glänzen!

Kehre wieder! — es ruft dich die Menschheit heute am Abend des qualvollsten Tags!
Da ist kein Herz, das nicht höher schon klopfte heißauflodernden, froheren Schlags
Heute, wo eine Ahnung es streift,

Heute, wo deinem Nahen wir lauschen,
Das wie der Wipfel prophetisches Rauschen
Deiner Berge uns zwingend ergreift!

Heute in Qual wir, und morgen schon, morgen,
Morgen vielleicht schon in Freiheit geborgen
Unsere Kinder, die über die Leichen
Ihrer im Kampfe gefallenen Väter,
Jeder Einzelne der Menschheit Vertreter,
Schweigend und ernst sich die Hände reichen!

Ja, du vernahmst unserer Sehnsucht Rufen!
Nieder der Zeiten zerfallene Stufen
Steigst du gewaltigen Schrittes schon,
Kehrst du wieder über die Berge,
Bist der Gerechtigkeit rächender Scherge,
Mutter der Freiheit, Revolution!

X.

„Und wie waren jene Tage, da in Nacht die Menschen lagen?
Sage, werden jene heller werden, welche jetzt uns tagen?
Werden Hoffnung sie und Wünsche an den Strand der Zukunft tragen?
Wird der Sieg je unserer Zeit?
Waren jene Tage besser nicht, als unsere Tage sind,
Wo die Liebe ein Gespött nur, und der Vater flucht dem Kind?
Sage, waren jene Tage nicht von dieser Sünde rein?"

Vor dem Knechte der Begierde beugte der Begierde Meister,
Vor dem Söldling sich der Herrscher — und allmählich dreist und dreister
Lachten leise erst, dann lauter der Vernichtung Schattengeister.
Diese Saat: uns keimt sie auf.
So war jene Zeit des Friedens — eine Zeit der Knechtschaft war
Dies Jahrhundert, jeder Würde, jeder freien Würde bar.
Doch sie ist hinabgesunken. Hellerer Tag — er stieg herauf!

„Gerne möchten wir dir glauben; gerne Zweifelsqual
beschwichtigen —
Aber sind nicht alle Wünsche Töchter nur des Tags, des nichtigen?
Trifft uns Schuld? — nein, wir sind schuldlos. Aber Euch und
dich bezichtigen
Wir der Sünde gegen Recht!
Was ist Recht, wenn nicht geheiligt durch der Zeiten Athemhauch?
Was uns unsere Väter lehrten, was ehrwürdig-heiliger Brauch,
Das ist Recht! — Recht, das zu stürzen von dem Thron Ihr
Euch erfrecht!"

‚Recht' ist Euch, auf Brudernacken den geschirmten Fuß zu setzen!
‚Recht' ist Euch, am Blut der Schwachen Euren gierigen Mund
zu letzen!
‚Recht' ist Euch, für Eure Lüste unser karges Glück zu schätzen —
Diesem ‚Rechte' dreimal Fluch!
Dieses ‚Recht', in dessen Namen unser Streben Ihr bekämpft,
Dieses ‚Recht', in dessen Schirm Ihr Eures Herzens Klopfen
dämpft,
Heil der Hand, die in dies ‚Recht' die Fackel ihres Zornes trug!

„Das sind Worte! — Sind wir schuldig, wenn die Laster sie
zerfressen?
Laß sie ihre Pflicht erfüllen! Wer nicht schafft, soll auch nicht
essen!
Und du wagst es, unser Leben ab an ihrem Wunsch zu messen?
Wir sind Träger der Cultur!
Doch was ist dein Volk, das rohe, das sich nie dem Schmutz
enthebt,
Das dem Tag und seiner Lust nur stumpf und thierisch weiter
lebt?
Komm zu uns! Bei uns erreichst du deines Strebens Ziele nur!"

Lügner! — Nie hat je so schamlos, nie ein Mund so frech
gelogen!
Jenes Volk, das dich ernährt, das dich aus deiner Schmach
gezogen,

Jenes Volk, das du um Alles: Leben, Glück und Licht betrogen,
Wagst du zu begeifern, Wicht!?
Nieder in den Staub! und beuge, beuge dankbar dich vor Jenen,
Deren Hunger, deren Jammer, deren Schande, deren Thränen
Dir es gaben, daß du wandeln darfst in des Jahrhunderts Licht!

Schweige! Nicht ein Wort mehr! furchtbar-fordernd wird es bald erstehen,
Dieses Volk, das du ‚verachtest', und in deine Augen sehen,
Und du wirst erblinden, zittern, flehen, sterben und vergehen —
Du, der sie mit Füßen trat!
Dann gedenke dieser Worte: heut' noch blähst du dich in Schuld,
Aber morgen wird sie reißen — die erhabene Geduld
Dieses Volks, dem endlich, endlich auch der Tag des Glückes naht!

XI.

Von den Tagen des großen Sterbens singt jetzt mein Lied . . .
Ueber uns werden sie kommen, wie der Sturm, der die Höhe umzieht;
Wie ein Fluch, der sich endlich erfüllt; wie ein Blitz, der sich tödtlich entladen.
Das werden die Tage des Grauens, die Tage der Rache sein,
Und sie, die nie Mitleid gekannt, um Mitleid werden sie schrein —
Doch die Antwort wird ihnen: „Wo ist Euer Gott nun, um Euch zu begnaden?

Der Gott, in dess' Namen an unserem Glück Ihr Euch satt gezehrt?
In dess' Namen Ihr uns getreten und unsere Schwestern entehrt?
Ihr habt es zerrissen, und nimmer knüpft wieder zwischen uns und Euch sich das Band!

Was war Eure Macht? — Nicht Liebe, nicht Recht! — Eure Macht: Euer Gold,
Nun iſt in den Schmutz der Gaſſen das gleißende hingerollt.
Und es wäſcht Euer Blut der Erniedrigten Schweiß vom entwertheten Tand.“ —

Die Tage des Zorns! Wer in Freude gelebt, in Jammer wird er verderben,
Doch weſſen Leben ein Sterben nur war, in Hoffnung und Luſt wird er ſterben,
Denn über die Gipfel der Nacht klimmt ſchon der Morgen des Lichts!
Aufklaffen wird unſre Erde bei dem furchtbar-gewaltigen Kampf.
Und der Himmel wird ſich umdüſtern von des Blutes aufwallendem Dampf —
Denn es ſind die Tage gekommen: die Tage des Erdgerichts!

Wo heute noch Städte geſtanden, wird morgen Einöde ſein,
Wo nie ein Menſchenruf ſchallte, wird gellendes Klagen ſchrein —
Ein unendliches Grauen der Angſt wird Alle, die ſchuldig, ergreifen.
Sie werden die Ihren verlaſſen und über die Berge fliehn,
Doch das Schreckensgeſpenſt der Reue wird ihre Pfade umziehn,
Und ſchluchzend werden die Erde mit krallenden Fingern ſie greifen.

Hier hat ein Sohn ſeinen Vater im Taumel des Wahnſinns erſchlagen . . .
Dort eine Mutter ihr Kind, das ſie unterm Herzen getragen,
Damit es nicht ſchaue die Tage, die ſchrecklicher ſind, als der Tod . . .
Dort blendet ein Armer ſein Auge an des rinnenden Goldes Glanz . . .
Dort ſchlingen ſich Weiber der Luſt in bacchantiſchem Jubeltanz,
Indeſſen die wankende Halle den Blinden Verderben droht . . .

In die Laute der Luft gellen Klagen der Angſt — doch ſie ſingen ein Lied,
Das, wie Waldwehn ob rauchenden Trümmern, die jagenden Herzen umflieht —
Und das Lied — es ſchmeichelt den Armen, daß die Freiheit gekommen nun ſei . . .
Und ſie richten die Blicke zur Erde, eine Thräne des Glückes rinnt nieder —
Doch da dringt in ihr Ohr ein Kreiſchen und Knirſchen der Todesangſt wieder,
Und Alle brechen ſie aus in ein gellendes Jubelgeſchrei:

Sie ſehen zwei Feinde, die ringen: in die Kehle des einen gewürgt
Hat ſich der andere, dem endlich die blutige Rache verbürgt,
Und zum Haufen ſchleppt er die Leiche des elenden Feindes, der einſt
Das Blut dem darbenden Knecht aus den kranken Gliedern geſogen,
Der ihn um das Glück ſeines Lebens bis heute frevelnd betrogen,
Und er richtet ſich auf: „Wer lacht nicht? Du ſtirbſt, wenn Du weinſt!“

Und Keiner weint! — Und ſie tanzen Alle und ſingen laut,
Indeſſen der Haufe der Todten ſich höher und höher ſtaut,
Und ſie ſingen das alte Lied, das Lied: die Marſeillaiſe!
Doch jählings verſtummt ihr Singen — ſie fühlen des Grauens Wehn,
Und ſie müſſen einem Gedanken ins furchtbare Auge ſehn,
Und ſie fürchten ſich plötzlich, daß dieſe bluttrunkene Erde verweſe!

Es iſt ein Geruch in den Lüften, wie aus Todtenwelten herauf,
Sie kennen die Stunde nicht mehr, den Sternen- und Sonnenlauf —
Sie ſehen nur ringsum gehäuft mit ſtieren Blicken die Leichen.
Und ſie ſtehen und warten auf Etwas, das dennoch nicht kommen will,

Und langsam kriecht über die Erde ein Schweigen, furchtbar und still,
Und sie fühlen sich langsam hinab in die Tiefe des Todes weichen —

Und die Erde liegt schweigend und leer, bis — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

XII.

Bis jede Hand verdorrte, die Andrer Arbeit stahl;
Bis jede Lust verstummte, gezeugt aus Andrer Qual;
Bis jedes Schwert verrostet; bis jeder Schild zersprang!
Bis jede Stadt gefallen, wo Schmach und Weh gewohnt;
Bis sich entleert die Hallen, wo Schmach und Lust gethront;
Bis in der Mittaghöhe dasteht der neue Tag!

Bis aus des Menschen Seele die Zeit zwei Worte riß:
‚Beherrschen‘ heißt das eine — ‚dienen‘ das andre; bis
Wir alle neben einander über die Erde gehn!
Bis alle Schranken fielen; bis jedes Leben versüßt;
Bis Glück zum ersten Male jede Menschenstirn geküßt —
So lange wird die Erde im Zeichen des Sterbens stehn!

XIII.

Bist du in dunkler Nacht, wenn Alle du verlassen,
Geschritten schon im Geist durch des Jahrhunderts Gassen?
Sahst du im Geist, was war? Sahst du, was kommen wird?
Noch fallen Geißelhiebe auf ihren wunden Rücken,
Noch müssen scheu sie beben, noch schweigen, noch sich bücken —
Und doch: der Tag, schon naht er, der Freiheit uns gebiert.

Wie von des Blinden Auge Thräne auf Thräne fällt,
So fallen unsere Tage vom Lid der Zeit: wer hält
Die Tropfen, welche fallen, Tropfen auf glühend Eisen?
Sie ziſchen auf, erlöſchen, und immer heißer glüht
Die unterwühlte Erde. Tag, wo, an dem erblüht
Gerechtigkeit, um uns den Weg zum Glück zu weiſen?

Geh' hin und ſieh' die Zeit! Sieh', wie ſie jubelnd tanzen
Auf ihrer Brüder Leichen! — Sieh', wie ſie ſich verſchanzen!
Wie Heere aufſtehn, um die Frevler zu vertheidigen!
Sieh', wie ſie ſich am Schmerz des Volkes frech ergötzeln!
Wie ſie, wenn auf es ſchreit, es ruchlos niedermetzeln!
Sieh', wie ſie alle ſich zum Bund ſchweigend vereidigen!

Das iſt unſer Jahrhundert! — Die Zeit, wo zwiſchen Nacht
Und Morgendämmern leiſe der Ruf des Tags erwacht:
Der Eine flucht ihm, und der Andere bewundert's.
Wie langſam Tag auf Tag von ſeinen Tagen flieht!
Und eine Menſchheit wartet und hofft — doch Keiner ſieht
Den Tod toddräuend ſtehn am Ausgang des Jahrhunderts!

Das starke Jahr

Der „Dichtungen" zweite Folge

1888—1890

Erste Ausgabe: Zürich 1890.

Immer dunkler deine Lieder? —
Ja. Es kehrt zum Abstieg nieder,
Was mißachtet-unverstanden
Lag in jahreschweren Banden.
All' die Klugen und die Kalten
Möchte ich zu Narren halten.
Meine Schleier will ich hissen
Ueber sie, die Alles wissen.
In geheimnißvolle Tiefen
Stimmen nach, die lockend riefen,
Die sie klagend-süß umhauchen
Will ich ihre Klugheit tauchen . . .

Dem

gehaßten Gefährten

des starken Jahres

gehöre sein Werk.

Prolog.

Das „ſtarke Jahr“ ſpricht:

Lieſt du mich in ſpäter Nacht,
Hauchen dieſe heißen Blätter
Schwül dich an mit wilder Macht! . . .
Als Zerſtörer und Erretter
Komme ich und hebe leiſe
Dich aus deines Lebens Kreiſe:
Meiner ſtillen Stunden Grübeln
Denkſt du nach, hältſt ihnen ſtill —
Kannſt du mir es wohl verübeln,
Wenn ich dich gewinnen will?

Nein . . . du fühlſt, mein leichter Flug
Hebt dich über alles Leben
Dorthin, wo in Schmach und Trug
Du dich nicht mehr Andern geben,
Nicht mehr unterſinken kannſt,
Du — der du in mir dich fandſt!
Du verneinſt, was du geweſen,
Wirſt zu Dem, den du gewahrſt —
Du, der bebend mich geleſen,
Kannſt du bleiben, der du warſt?!

Du willst fort. Jedoch es ist
Nicht genug, mit mir zusammen
Zu durchwandern eine Frist —
Nein ich stürze dich in Flammen,
Daß an kühleren Ufern dann
Deine Sehnsucht landen kann.
Denn die Mühsal solches Fluges
Will belohnt am Ziele sein:
Wir durchstohn das Thal des Truges
Und beim Frieden kehren wir ein.

Schweigend wendet Blatt um Blatt
Deine Hand; das letzte liest du:
„Alles Lebens bin ich satt!"
Meine Seiten schweigend schließt du.
„Was kann mir von dir noch kommen,
Der du Alles mir genommen?!"
Deine Lippe fragt es zitternd.
„Wozu habe ich gelebt?"
Haucht sie, während ein verbitternd-
Leeres Lächeln sie umschwebt . . .

Oeffne mich nach Jahren nur
(Wenn du längst mich schon vergessen)
Einmal noch, dieselbe Spur
Mit mir wieder zu durchmessen,
Und du wirst mich ganz verstehen,
Wirst in neuem Licht mich sehen!
Und du ahnst, wie ich geworden,
Wie die Jugend, die mich schuf,
Die an fremden Ufers Borden
Nun verklingt wie Heimats-Ruf . . .

Wisse: ich bin Gluth, die sengt,
Bin der kühne Fackelträger,
Der die dunkle Ferne sprengt,
Bin Beschwichtiger und Erreger!
Anders kann ich dich nicht schaffen,
Als du wurdest — auf dich raffen,
Werden Herz und Sinn dir stumpf,
Kann ich, — das ist mein Triumph!
— — — — — — — — — — — —
Schließe mich für immer, immer! . . .
Aber wenn du nie mich auch
Wieder öffnest, wird mein Schimmer
Dich umwehn noch wie ein Hauch . . .

Man glaubt, nicht mehr ſein zu können, als Menſch. Vielmehr kann man nicht weniger ſein!

Max Stirner.

An Charles Baudelaire.

O ich vernahm dich ſchon, als deiner Sprache Laute
Mein Ohr noch nicht verſtand . . . dein Wohllaut überthaute
Die heiße Seele ſchon . . . Nun laſſe deine Seiten
— Elektriſch-funkenſprühend — durch meine Hand ich gleiten:
Und ich verſtehe dich! . . . Noch hab' ich nicht genoſſen
Den ſüßen Zauber ganz und ſchon bin ich umſchloſſen
Von weichen Armen — ob ich nicht, Charles Baudelaire,
Sie beſſer vom geſenkten Haupt mit Schaudern wehre?! . . .

Doch nein! Es träuft das Gift, das ſelig ich getrunken,
Auf glühenden Boden nieder; und kniſternd-ſtille Funken
Entſprühn der müden Stirn. Du ſahſt die Welt als Irre,
Ich ſehe ſie als Raum, in dem ich ziellos ſchwirre.
Und unſerer Sehnſucht Schreie, erklimmen ſie die Stufen
Der fernen Zukunft? — Nein! Umſonſt iſt unſer Rufen . . .

Ich ſtrecke meine Arme weit in die Nacht, die ſchwere,
Die weder du noch ich beſiegt, Charles Baudelaire . . .

„Undankbarkeit."

Ahnst du nicht, daß diese Tage,
Wärmend wie der Sommerwind,
Nur mit leisem Flügelschlage
Auch zu mir gekommen sind?

Daß erst nach durchdarbten Nächten,
Die mir Herz und Muth gebleicht,
Dieses Glück — mit dem zu rechten
Sich nicht lohnt — auch mich erreicht?

Dies Bezahlen alter Schulden
— Ungern nur erfüllte Pflicht —
Sühnt das bittere Gedulden
Allzu langer Jahre nicht! —

An der Ecke des Ballsaals.

Ja rase, hinstürmende Melodie,
um heute nicht mehr zu schweigen!
Rase, rase, so sah ich noch nie
vor dem Leben das Sterben sich neigen!

Als vermöge sie niemals zu enden, so klingt
diese unharmonische Weise —
Sie gellt, sie schreit auf — und doch: sie zwingt
auch mich in ihre Kreise!

Ich leere ein Glas nach dem andern . . . Mir ist,
es sei nicht zu schwer das Vergessen.
Wir brauchen ja nur die gegebene Frist
in nie stockendem Lauf zu durchmessen!

Er ſei wie die Weiſe, die mich umgellt,
auch ſie begehrt nimmer zu enden:
Gleicht ſie nicht dem Schrei in der murrenden Welt?
dem Schwert in zerbrochenen Händen?

Aus der Einſamkeit.

1.

Zuweilen tönt ein Ruf in meine Einſamkeit . . .
Wo kommt er her? Was will er? — Hier iſt nur weit und breit
Die große, ernſte Stille. Sie, die Unendlichkeit,
Weiß nichts von mir und Euch, weiß nichts von Raum und Zeit.

Was wollt Ihr noch? — Ich gab Euch Alles, was mir gehört.
Ihr habt es nicht genommen: das Wort, das ſich empört,
Und jenes, welches leiſe, wie Wind im Schilfe röhrt,
Der Schönheit Pfad gewandelt, hat Euch nicht aufgeſtört.

Ich fragte nichts nach Euch! Mir ſelber ſtets genug,
Fand ich das Wort des Fluches für meines Lebens Fluch.
Er iſt gefeſſelt nun. Das ich allein ertrug,
Mein Leben — es iſt mein nun! Und Hilfe nenn' ich Lug!

Wie der vom Pfeil Getroffene hab' ich an dieſes Meer,
Wo Einſamkeit verbrandet, mich ſtill getragen her.
Stört mich nicht länger! Wollt Ihr, die Ihr nichts gabt, noch mehr?
Geht in die Welt hinüber und lernt: die Welt iſt leer!

2.

Wer durch die Erde wandert, wer diese nächtige Welt
Mit seines Geistes Fackel — ein Suchender — erhellt,
Den dürft Ihr nicht mehr rufen zum Fest, das Euch gefällt,
Der hält mit Eisenhänden, was er erworben hält.

Tanzt doch in Euren Sälen! — Ich fragte nach Euch nie.
Tanzt doch! Was wollt Ihr denn noch? — Was wollt Ihr?
Poesie?
Ich lache! Wem die niemals aus tiefem Schmerz gedieh,
Der wünscht vergebens, daß ihm ein Anderer sie lieh.

Ihr habt sie weggestoßen. Und sie ging schweigend fort —
Jetzt ruft Ihr die Verschmähte zu Eurem Fest als Sport?
Sie zürnt Euch nicht, den Thoren — sie lächelt ... Und von Ort
Zu Ort zieht still sie weiter zu ihrer Heimath Port.

Sie hat noch eine Heimath, die Ihr verloren schon;
Und sie, die Unbelohnte, ist noch sich reichster Lohn.
Und sie, die Freigeword'ne, nicht steht sie mehr im Frohn
Der Herrscher und der Sclaven vor einem gold'nen Thron.

Sie wandert ihre Wege ... Auch hier, zum stillen Meer,
Kommt sie zuweilen lächelnd, wie Rosenduften, her ...
Stört mich nicht länger! — Tragt Ihr nach Gold und Glanz
Begehr,
Geht hin in Eure Säle! Tanzt doch! Was wollt Ihr mehr?!

3.

Der Regen rauscht hernieder. O diese Einsamkeit!
Ich sehe rings nur Sterben. Kein Leben weit und breit.
Und Stunde fällt auf Stunde vom bleichen Mund der Zeit,
Und jede ist ein Lied mir: ein Lied, dem Tod geweiht.

Ein Lied, das nie geschrieben, hinausgeflogen ist . . .
Ein Lied, das nie die Worte am Laut der Sprache mißt . . .
Ein Lied, das schönheitstrunken und schweigsam wie die List . . .
Ein Lied, von dem Ihr Andern — Ihr Anderen! — nichts
wißt! . . .

Sprecht, habt Ihr das Geheimniß des Glückes je gekannt?
Schlang je um Eure Stirnen sich der Freude Rosenband?
Ihr seid in blindem Taumeln ihm schreiend nachgerannt —
Doch fernab Euren Wegen fand sich's zu diesem Strand . . .

Und täglich hebt's die Flügel: schwirrt wie ein Falter her,
Schwebt über diesen Wogen und schläft an diesem Meer;
Mit Augen, wie die Sonne, und Händen, gabenschwer,
Kam es aus Eurer Welt mir: denn Eure Welt ist leer! —

Die Flamme.

Schon so Vieles ist gekommen
Ueber mich, seitdem genommen du mir bist!
Und noch immer kann ich lachen . . .
Wie das seltsam ist!

Stunden, Tage, Wochen, Jahre —
Wiege, Hoffnung, Zweifel, Bahre — immer gleich!
Was dazwischen liegt? — Ein Entfachen
Der Gewalt im Reich.

In dem Reiche meiner Kräfte.
An den morschen Stamm festheftete ich mein Tuch.
Es ist roth — von meinem Blute . . .
Weht es Euch als Fluch?

Kann ich denn noch immer lachen? —
Nein, ich muß! — Denn nicht mehr fachen läßt sie sich,
Jene Flamme, die zum Muthe
Fachte dich und — mich!

Heimkehr der Seele.

Aufschreiend entwand sich dem wärmenden Pfühl
Die sehnende Seele — nach Tagen
Der finsteren Schwermuth in lautes Gewühl
Ihren Reichthum zu tragen.

Der lärmenden Menge entbot sie das Gold,
Enthoben der Fülle des Innern.
Sie verlangte Gehör, nicht begehrte sie Sold
Für ihr Hoffen, ihr Erinnern.

Doch Keiner sah sie. — Was wollte sie hier?! —
Ihr Antlitz ward trüber und trüber.
Es wogte die taumelnde Masse an ihr
Vorüber, immer vorüber . . .

Mit blutenden Füßen, doch unversehrt,
Nur gefoltert von heimlicher Reue,
Ist das weinende Kind nun heimgekehrt
In die Arme der Treue . . .

Wechsel.

Ich seh' den Morgen steigen aus der Gruft
Der Nacht und seh' die Nächte niederfallen —
Ein Sonnenkind, das lebenheischend ruft
Die Eltern, welche alternd weiter wallen.

Ich seh' dies ew'ge Finden, ewige Flehn
Nicht mehr mit den erstaunten, blinden Blicken
Des Kindes jetzt: was unbesiegbar schien,
Sah ich erliegen feindlichen Geschicken.

Es stürzt die Eiche in der Nacht der Sturm.
Sie wuchs empor im Ebenmaß der Stunden,
Und doch: sie unterliegt dem Mörder Wurm,
Erst wenn Jahrhunderte sie überwunden.

Ich sah, was dalag in erstarrtem Tod,
Aufstehn zu neuem, ungeahntem Leben,
Aus Fäulniß und Verwesung, Angst und Noth
Mit letzter Kraft gebrochene Kraft sich heben.

Der Funke, welcher schon verloschen war,
Glimmt weiter, gleich unsterblichen Gedanken.
Der Letzte in der kampfgeweihten Schaar
Wird Erster, wenn die Andern sterbend sanken.

Es lebt der Eine; und der Andere stirbt.
Mein Glück dein Unglück: Fluch für mich dein Segen.
Ich schweige. Doch mein bleicher Mund umwirbt
Das Glück mit dieses Herzens hastigen Schlägen.

Heimliche Aufforderung.

Auf, hebe die funkelnde Schale
empor zum Mund,
Und trinke beim Freudenmahle
dein Herz gesund!

Und wenn du sie hebst, so winke
mir heimlich zu,
Dann lächle ich und dann trinke
ich still wie du . . .

Und ſtill, gleich mir, betrachte
um uns das Heer
Der trunkenen Schwätzer — verachte
ſie nicht zu ſehr.

Nein, hebe die blinkende Schale,
gefüllt mit Wein,
Und laß beim lärmenden Mahle
ſie glücklich ſein. —

Doch haſt du das Mahl genoſſen,
den Durſt geſtillt,
Dann verlaſſe der lauten Genoſſen
feſtfreudiges Bild,

Und wandle hinaus in den Garten
zum Roſenſtrauch —
Dort will ich dich dann erwarten
nach altem Brauch;

Und will an die Bruſt dir ſinken,
eh' du's erhoffſt,
Und deine Küſſe trinken,
wie ehmals oft,

Und flechten in deine Haare
der Roſe Pracht —
O komme, du wunderbare,
erſehnte Nacht!

Der Trinker.

An den feuchten Häuſerwänden,
Wo ein bleiches Frühlicht rankt,
Taſtet er mit müden Händen
Heimwärts ſich. Er ſucht und ſchwankt.

Aus den Augen des Betrunkenen
Weht ein überlegener Trotz,
Um die Lippen des Gesunkenen
Spielt das Lächeln eines Gotts:

„Eurem Treiben zu entrinnen,
Drin ich lange festgebannt,
Stieß ich mich von Geisteszinnen
In den Schmutz mit eigener Hand.

Was der fahle Tag verbietet
Einer längst gelähmten Kraft,
Die er eisern festgenietet
Hält in unerhörter Haft,

Schenkt die Nacht, wo ich vergessen
Darf, was mir an Glück zerrann,
Wo an mir ich Euch noch messen,
Ach, und Euch verachten kann!"

Nächtlicher Kampf.

Flammend in der Nächte Dunkeln
Fiel ein Stern. In diese Nacht,
Die begehrte, reicht mit Funkeln
Keines Sternes scheue Pracht.
Wer den Pfad der Einsamkeit sich
In erlahmtem Muth gesucht,
— Einmal nur! — um den dehnt weit sich
Nacht, die täglich er verflucht.

In die Höhe ich mich richte,
Denn unmöglich scheint mir nicht,
Daß in diese, allem Lichte
Abgewandte Nacht er bricht:

Jener Strahl, dem meine ganze
Lebensleidenschaft gehört,
Die mit ihrer Flammenlanze
Meines Himmels Nacht zerstört.

Und mit jugendkühnen Händen
Werfe Alles, was ich an
Den schon halbgeleerten Geländen
Der Erinnerung pflücken kann,
Hin, um dieses große Schweigen
Einer nackten, leeren Nacht
Kraftvoll niederwärts zu neigen
Zu dem Tag, der bald erwacht:

Eine Stunde, wo zum ersten
Male mich ein Mund geküßt!
Eine andere (— meiner leersten —),
Wo ein Leben ich versüßt!
Eine dritte, wo allein ich
Die Unendlichkeit durchdacht!
Eine vierte, die beim Wein ich
Wild im Freundeskreis durchlacht! —

. . . Fällt in dieser Nächte Dunkeln
Noch kein Stern? Genügt es nicht,
Daß ich vier der Stunden funkeln
Ließ in hellem Jugendlicht?! —
Weiter grübele! Oder siegend
Mordet dich die dunkle Nacht.
Raffe auf dich! Sie bekriegend,
Wage eine letzte Schlacht!

Und beschämt und still begann ich:
Als noch jung und stark ich war,
Fand ich selbst mich und durchrann ich
Selbstvergessend Jahr um Jahr.

Wollte zu dem Niegewollten
Reichen — rang — gewann — und sie
Waren es, die Dank mir zollten! —
Glücklich, glücklich war ich nie! . . .

Und die leeren Himmel schwiegen.
Dunkel lag die stille Nacht.
Nicht ein Sternbild sprach von Siegen.
— Warum weiter ich gedacht?
Weil ich diesem frechen Schweigen
Nicht mich sklavisch beugen will,
Halte in dem wirren Reigen
Meiner Tage jäh ich still!

Auch ich schweige. Und die Stunden
Nehmen ruhig ihren Lauf. —
Da, verblutend an den Wunden,
Schrie ich voll Verzweiflung auf:
Nein, der nächste Morgen soll mich
Als Besiegten nimmer sehn —
Schulde dieser Nacht noch Zoll ich?
Ich bezahle! Laßt mich gehn!

Nicht genügend! Ringsum Nacht noch.
Wieder hebe hoch ich mich:
Bin hinab zum tiefsten Schacht doch
Dieses Seins gestiegen ich —
Hab' an Menschen, Gott und Göttern,
Doch gerüttelt ohne Ruh',
Freche Nacht, an Todesspöttern,
Nie besiegten, stirbst auch du!

Und mit neuen Kräften hebe
Ich mich adlergleich empor:
Ob ich sterbe, ob ich lebe,
Ist mir gleich. Ob ich verlor,

Ob gewann, das will ich wiſſen!
Und mit einem letzten Blick
Schaue auf ich: dort zerriſſen
Liegt die Nacht! O Augenblick —

Biſt du mein? — Ich bin der Sieger! —
Hellt ein Stern dort nicht die Nacht?! —
Nein, ein neuer, friſcher Krieger
Tritt in die entſchiedene Schlacht:
Statt der Nacht tritt nun der Morgen
In erneuter Rüſtung hin,
Dem ich — gegen ſeine Sorgen
Wehrlos — unterlegen bin!

Furcht.

Wie? — Jetzt bangt dir vor der Erfüllung
Der Stunde, wo das Glück den Zoll
In Nächten zögernder Enthüllung
Mit halbem Lächeln zahlen ſoll? —

Du bangſt?! — In eigenem Verſchulden
Wird auch dies Glück von dir verſpielt,
Das noch in freundlichem Geduldeten
Dein Leben aufgeſpart dir hielt!

Tauſend Tage gehen . . .

Tauſend Tage gehen, ſchweigend, unbeachtet:
wie die Andern leben, wir uns leben ſehn . . .
Dann kommt einer, der uns ſtillen Blicks betrachtet:
und wir ſchauern auf und ſehen, wo wir ſtehn . . .

Tauſend Tage gehen: das ſind viele Stunden,
wie zahlloſe Worte ſpricht ein Kindermund . . .
Fröhlich wähnten wir uns ihnen feſt verbunden;
plötzlich ſehn wir: zwiſchen uns klafft Tiefe ohne Grund

Tauſend Tage gehen, wie im Herbſt die Blätter
fallen vom Spätwind umwehten, kahlen Baum . . .
Jählings greift ein wüthend-wildes Winterwetter
in die Krone unſeres Lebens — fort der Traum!

Tauſend Tage gehen, tauſend kommen: einer
kommt zuweilen dir und mir und weckt uns auf.
Aber wie viel Anderen kommt in Tauſenden Keiner
muthig unterbrechend ihres Lebens Lauf? —

Tauſend Tage gehen . . . Oft wenn in den Nächten
ich, der Längſterwachte, weiter ſtumm gewacht,
Dachte ich, wann kommt — feſt alle zu umflechten
ſie, die eine, große Stunde bei der Nacht?

Am nächſten Morgen.

Und der Morgen hob ſich. Wieder ſtand das Licht
Ueber unſerem Scheitel. Doch dich ſah ich nicht . . .

Meine Grüße ſendet von der Höhe hier
Nun kein Morgen nieder mehr ins Thal zu dir . . .

Doch das Fenſter ſeh' ich, dem dein Bild geraubt:
Seh' die Rebe ſchwanken, die es grün umlaubt:

Hör' des Thores Klirren — aber deine Hand
Iſt es nicht, die öffnet: nicht zum Sonnenſtrand

Seh' ich dich mehr schreiten! — Sehe durch den Traum
Des genossenen Glückes meine Zukunft kaum! —

Wie die Tauben fliegen um dein Giebeldach —
Und im Herzen immer noch die Sehnsucht wach! . .

Krähengekrächz.

Heute hatte ich einen leckeren Schmaus:
Ich fraß einer Leiche die Augen aus, wo die Wege sich scheiden.
Und am staubumwehten, verlassenen Weg
Entstand ein heimliches Zwiegespräch zwischen uns Beiden.

Wenn ich hackte und riß, hob er sich empor,
Zu flüstern in mein verschwiegenes Ohr eines Sterbens Geschichte.
Er stöhnte noch. Aber ich krächzte und schrie:
„Was moderst du hier, der du doch wie sie gewandelt im Lichte?"

„„Am Wege erschlagen nach Lärmgelagen
Und taumelnden Tagen, was soll ich dir sagen, was scheert es dich? —
Sie sind meine Erben. Aus mühsamen Scherben
Ein Glück zu erwerben für sie, dann zu sterben: das Schicksal traf mich!"" —

Ich krächzte und sprach: „Armseliger Thor,
Der sich lebend und sterbend nichts Besseres erkor, du warst nicht gescheut.
Doch sei ruhig, mein Freund, dein Fleisch ist gut,
Viel Muskeln und Sehnen und wenig Blut. Danke. Hat mich gefreut!"

Ich hackte noch einmal und riß einen Fetzen
Von der Warze der Brust, um damit zu letzen die Kleinen zu Haus.
Da lag er: starr, fühllos, blutend und bleich —
Und ich spannte zum Flug in mein endloses Reich die Flügel aus.

Was wollt Ihr? Am beſten, es nähme heiſchend
Der Tod ſie Alle. Dann kämen wir kreiſchend und aufgeſchreckt
Unſere Schnäbel wetzend . . . Ja, wer noch nicht fraß
Ein acht Tage lang faulendes Menſchenaas, weiß nicht, wie das ſchmeckt!

Sommerlüge.

Letzte dieſer Sommernächte,
In dein müdes Sterben flechte
Ich ein letztes, müdes Lied,
Das — wie Ruf auf öden Waſſern —
Uns aus Liebenden zu Haſſern
Macht und dann von dannen zieht.

Ein Stein, der aus hohen Hallen,
Lange ſchwankend, nun gefallen,
Und — was noch er hielt, es ſtürzt . . .
Und ein Tropfen, welcher leiſe
In des Trankes ſchale Kreiſe
Gleitend ſie vergiftend würzt . . .

Sommerlüge! Geſtern Falter,
Heute mühſam müdes Alter,
Dem du feig und ſtumm dich fügſt!
Mit verzehrender Lippe küßten wir
Deine Lippe, gleich als wüßten wir
Nicht, wie frech du uns belügſt . . .

Ewige Kinder, irr und ſchutzlos,
Und vertrauend — bah, wie nutzlos
Dieſes Selbſtbelügens Spiel!
Und wie freudlos! Immer wieder
Horchten wir auf Sommerlieder,
Während Schlummer uns befiel.

Mit der letzten deiner Nächte,
Dieser, muthlos nun ich rechte,
Denn Empörung packte mich:
Einen Kranz schon welker Rosen,
Weil die hauchberaubten, losen
Mich nicht freun, zerzerre ich! . . .

„Philosophie."

Die Wahrheit, die du ab- und fernsichtslos einst fandest
Und in ein leichtes Wort, dich zu befreien, bandest,
Sie sah der „Denker", der sie grübelnd nachempfand . . .
Und ohne daß er sie am eigenen Fleisch empfunden,
(Schmerzlich. Erlösend. Und des Zweifels doch entbunden.)
Sprach er sie aus; sprach, was er nicht verstand.

Er ward berühmt und groß. Die Wahrheit wurde kleiner.
Wer er gewesen war, sie wußten es nicht, Keiner,
Doch seines Namens Schall, ein Jeder nannte ihn.
Zwar war sein Name nur ein tongebundnes Hallen,
Das heute hier genannt, dort morgen zu verschallen,
Und niemals hinter ihm, dem Wort, der Mensch erschien.

Die Wahrheit ward zum Wort: die reiche war vergessen.
Das Leere war zu leer, um voll sie auszumessen.
Und ein Jahrhundert sank, sank wie der Flocke Licht,
Die auf durchschwärzten Boden, ein Fittich, stumm sich senkte,
Der seinen weißen Flaum mit Alltagsschmutz durchtränkte —
Die Menschheit sah vor sich die Wahrheit, greifbar-dicht.

So greifbar-dicht: sie brauchte sich lässig nur zu bücken,
Ein wenig nur zu beugen den lahm gewordenen Rücken,
Von dem nicht eine Last durch fremde Hülfe wich.
Die Menschheit, sie verliert nicht eine Stunde Leben,
Um Wahrheit sich zu mühn. In ihre Hände geben
Mußt du, was du ihr giebst. Dann — dankbar beugt sie sich!

Verloren war die Macht, an Herzen wild zu ſchlagen,
Sie mit hinauf zum Licht voll Urweltkraft zu tragen!
Die Wahrheit war, jedoch ſie war — mit Staub bedeckt.
Vielleicht wird ein Jahrhundert ſchweigend vorübergehen,
Und dann wird eines Tag's ein neuer Menſch ſie ſehen,
Der hungergierig neu nach ihr die Hände ſtreckt . . .

Wer wird das ſein? Nie Der, der kühl-entſchiedenen Blickes
Weiter zu weben wagt geordneten Geſchickes
Geſpinnſt, in fremdem Reichthum die kalte Stirn ſich kühlt.
Wer wird das ſein? — Ich? Du? — Er, welcher raſchen Fluges
Vorüberflog dem Thal der Schmach, dem Ziel des Truges,
Und ſie, wie du, die Wahrheit, am eigenen Sein gefühlt?

Einer, wie du, der einſt in einer großen Stunde
Die Wahrheit, die erſtickt ward auf geweihtem Munde,
Leicht in ein leichtes Wort voll ſchweren Sinnes band!
Doch niemals, niemals, nie Einer von Jenen . . . Jenen,
Die ohne Schmerz und Kraft, Gemüth, Gewalt und Thränen
Die Wahrheit morden, die der Suchende einſt fand!

Modernes Idyll.

Bevor der Vorhang ſich vor der Menge
Und vor ihren hungrigen Blicken hob,
Stand ich mit ihr in der ſtaubigen Enge
Eines Winkels der Bühne. Der Abend umwob

Uns Zwei und die Farben der ſtarren Couliſſen
Mit der Dämmerung geheimnißtrunkenem Licht.
Sie hatte dem Schwarm ſich der Andern entriſſen —
Da ſtand ſie: ein lebengewordenes Gedicht!

In dem duftigen Reiz ihrer ſiebzehn Jahre . . .
Nie umſpannte ein feineres Knie das Tricot;
Eine weiße Roſe im ſchwarzen Haare;
Auf den Lippen ein Lächeln, halb traurig, halb froh . . .

Die lieblichſte aller Tänzerinnen,
Die je eine jauchzende Menge entzückt!
O, wer vermochte ihr je zu entrinnen,
Den einmal ſie mit einem Blicke berückt?

— Statiſten huſchten an uns vorüber,
Es hatte der Saal ſich mit Menſchen gefüllt,
Durch das Loch im Vorhang ſah'n wir hinüber —
Da wurde ich jäh von dem Wunſche erfüllt:

Meinen Mantel um ihren Nacken zu ſchlagen,
Sie zu heben an meine wogende Bruſt,
Sie hinunter in meinen Wagen zu tragen
Und mit ihr zu genießen die göttlichſte Luſt . . .

Denn an meine Schulter lehnte ſie ſchmeichelnd
Ihr bepudertes Köpfchen: „Ich mache dich weiß?“ —
Mit den kindlichen Augen mir Treue heuchelnd —
Und ich beugte mich nieder und küßte ſie heiß!

Da plötzlich tönte das Klingelzeichen
Wie ein Weckruf in meine Wünſche hinein.
Kaum konnten wir ſchnell uns die Hände noch reichen:
„Auf morgen!“ ... Ach, morgen — biſt du nicht mehr mein!

Rückkehr.

Sind wir allein, dann ſind wir wahr.
Doch treffen wir zuſammen,
Dann ſchießen aus allen Ecken empor
Der Lüge züngelnde Flammen.

Und ſie zerfreſſen unſer Glück!
Langſam, langſam . . . doch ſicher, ſicher!
Und in die Einſamkeit zieht uns zurück
Die Erkenntniß mit hartem Gekicher — —

Erfahrung.

O ſage Keiner, daß ich kein gelehriger
Schüler geweſen ſei den klugen Lehren,
Die mir das Leben gab: ein Dreißigjähriger
Bin ich — und kann mich ſchon vortrefflich wehren.

Die größte Stunde war es, da ich lernte
Ganz wahr zu ſein, doch nie ganz wahr zu ſcheinen,
Zu nähern da mich, wo ich mich entfernte,
Zu ſchweigen, aber nie mich zu vereinen.

Dem Wahnwitz die gleichgültige Miene leihen,
Stets zu belächeln, doch nie zu verſpotten,
Und mehr als eine Stunde nie zu weihen,
Sei's einem Einzigen, ſei's dem Geheul der Rotten.

Nie ſagen, was ich will; ſtets, was ich dachte,
Wenn ich der Narrheit Cours genau erfahren.
Du kannſt nicht Alles ſagen, darum trachte
Zu retten dir von allzu flüchtigen Jahren

So viele, wie du brauchſt, zu ſein der Thoren
Weiſeſter, und der größte Thor der Weiſen.
Verſtehſt du mich? — Gieb nie dich ſelbſt verloren
Und prüfe Alles, was die Andern preiſen.

Jedoch, wozu der greiſenhaften Lehren!
Ein Jeder kennt ſie, Keiner lernt von ihnen,
Des frechen Lebens kühn ſich zu entwehren
Und Glück mit eigener Kraft ſich zu verdienen!

Darum: kannſt du nicht lachen, laß das Lachen;
Wenn du nicht weinen kannſt, nun ſo verſpotte
Die Weinenden — wozu die Gluth entfachen?
Ein Jeder kniet ja doch vor ſeinem Gotte!

Sei weder Fels, noch Aar. Unter Geringern
Magst du der Letzte sein; doch unter Großen
Brauchst du nur „du“ zu sein, um mit den Fingern
Auch ihre Größe mühlos umzustoßen.

Glaube an nichts! Und suche nie die Wahrheit,
Denn es giebt keine Wahrheit! — Nur vergebens
Häufst du zu einem Tempel falscher Klarheit
Die wirren Trümmer des verlorenen Lebens.

Ich aber, zög' ich einmal noch ins Leben
Mit jener Kraft, die nutzlos ich verschwendet,
Ich würde immer nehmen, niemals geben,
Nicht dort beginnen, wo ich erst geendet!

Ich sah ein Kind . . . Es spielte . . . weltgeschieden . . .
Und hörte einen Vogel jubelnd singen . . .
O, daß ich wünschen dürfte: Euch den Frieden!
Und mir des Vogels immerleichte Schwingen!

Stimmung.

Deine Gedanken sind fluthende Lieder,
Meine Gedanken sind kalt wie das Nichts.
Beuge mein Haupt ich müde darnieder,
Hebst du das deine in Ströme des Lichts.

Hebst du es lachend, ein göttlicher Zecher,
Welcher, verachtend die nüchterne Welt,
An ihrer Stirn den geleerten Becher,
Den in Freude geleerten, zerschellt.

Vor dem gefüllten Glase indessen
Sitze ich müde. Nicht schmeckt mehr der Wein.
Wohl — ach! — in Träume, doch nicht in Vergessen
Spinnt mich die dämmernde Stunde ein.

Matt, wie die Stunde, reiht Zeile an Zeile
Schwerer Gedanken die läſſige Hand,
Während das Glück in verſchwend'riſcher Eile
Lorbeer und Luſt um die Schläfen dir wand!

Die Nachtfalter.

1.

Dieſe kleinen, zarten Flügel,
Wie mein Licht ſie kühn umſchwirren!
Kamen ſie von jenem Hügel,
Hier ſich tödtlich zu verirren?
Dieſe ſchimmernden Inſecten,
Lauer Sommernacht Vaſallen,
Wie ſie ihre Flügel reckten,
Hier dem Tode zu verfallen!

Kamen ſie von jenen dunklen
Bergen hier zu mir herüber?
Wüßten ſie, daß dieſes Funkeln
Nur ein Schatten iſt, ein trüber,
Der — wie meiner Seele Sehnen
Nach endlos-durchdarbten Tagen —
Vom Balcon geſtillte Thränen
Fallen läßt auf ſtumme Klagen . . .

Müde Falter! Kommt Ihr immer,
Immer wieder in den Stunden,
Wo des Tages dürrer Flimmer
Längſt vom Schmerz ſchon überwunden?
Um in meiner Lampe Flittern
Mit geängſtetem Geflatter
Tod zu finden, Tod, den bittern,
Den die Seele immer matter,

Selbſt in Nächten eines Lebens,
Das ſich ſchweigend niederbeugte,
Nun vergebens, nun vergebens,
Weil es einſt zu ſtark ſich däuchte,
Sucht und ſehnt. — Ihr Falter würde
An dem Licht, das mein Erkennen
Ewig ſieht, auch meine Bürde
Nächtlich ſich zu Staub verbrennen! —

Vom Balcone ſchweift der Schimmer
Meiner ruhloſen Gedanken
Immer, immer, immer, immer
Hin durch meines Daſeins Schranken!
An die Stirn ſchmiegt ſich die Rebe,
Wiegend ſich in nächt'gem Hauche —
Ob ich ſterbe, ob ich lebe:
Was ich mehr als Ruhe brauche?!

Wieder aus dem Wunſche weckt mich
Meiner Falter ruhbegehrender
Flügel — ach, nicht länger ſchreckt mich
Mehr ihr Kreiſen: ruhverzehrender
Kummer kam und hält gepackt mich,
Und indem ſie ſcheu mich wieder
Und mein Licht umflattern, hackt mich
Sehnſucht dieſer Nacht darnieder!

2.

Kamt Ihr mit den leiſen Flügeln,
Die nun todermattet liegen,
Wirklich her von jenen Hügeln,
Die dort an die Nacht ſich ſchmiegen?
Kamt Ihr, um, die wegbeſtaubten
— Wollte Euch der Tag nicht tagen? —
An meines Balcons belaubten
Hängen tödtlich zu zerſchlagen?!

Lockte Euch die Nacht und lockte
Euch des Lichtes flackernd Fachen?
Wollt Ihr helfen, die verstockte,
Die nicht schlafen läßt, zu durchwachen?
Ach, ich bin ein schlechter Lacher,
Und in seltenen Lebensstunden
Wird dem blöden Schmerzentfacher
Reiner Freude Kranz gewunden!

Kommt Ihr dennoch? — Seid gegrüßet!
Gab es eine Nacht, wie diese?
Dank, daß Ihr sie mir versüßet,
Schlummert selbst der Schmerz, der Riese.
Kommt, Ihr Kinder dieses Schweigens,
Einer Nacht von uns durchwacht,
Tanzt den Tanz des Todten-Reigens
Um das Licht, von mir entfacht . . .

Was bedeutet Leben? — Wir, die
Ewig-Wachen, werden seines
Sterbens Erben sein. Gebt mir die
Strahlen seines ewigen Scheines!
Ich verlange sie! — Ich wachte,
Wenn die Andern ringsum schliefen!
Ich verlange sie! — Ich dachte
Mich hinein in Abgrundtiefen!

Lebt — und kreist! — doch ich will tauchen
In die Gründe meiner Nächte,
Will hinaus mit stillem Hauchen
Strecken meine offene Rechte!
Wie Ihr kamt, Ihr Nachtbeflügelten,
Will ich dieser Nacht, der weichen,
Und der großen, florumhügelten
Ferne meine Seele reichen!

3.

O wie reich die Nacht! Und Keiner
Ist, der mit mir sie durchwachte!
Ist nicht Einer, ist nicht Einer,
Der mit mir sie gern durchlachte?
Hier ein Glas, und hier das Funkeln
Edlen Weins, und hier die Seele,
Die in dieser Nacht, der dunklen,
Gern dem Freunde sich vermähle!

Freunde, ach! — wer ist geblieben?
Fremder, komm'! voll Sehnsucht rufe
Ich dich her: ich will dich lieben
Auf des Lebens letzter Stufe.
Komm'! der ich dich kennen lernte
Heute, morgen dich zu lieben —
Komme! daß dich nicht entfernte
Dieser Tag, der uns geblieben!

Komm'! Ich will mit diesem Tranke
Deine müde Lippe kühlen!
Will in deinem kurzen Danke
Das Verlorene wieder fühlen!
Sieh, wie um mein Licht die Flügel
Dieser Nachtgeborenen irren:
Laß von deinem dunklen Hügel
Deine Seele zu mir schwirren!

Diese Nacht noch! — ach! schon morgen
Haben wir vielleicht für immer
In den Sorgen uns verborgen
Dieses Lebens! — Wächst der Schimmer? —
Kommt er? Nein! — gewiß umfangen
Von Vergessens-Fluthen hält ihn
Schlaf zurück . . . Nein, wozu langen
Aus dem Strom herauf der Welt ihn?!

Einſam wieder! — In die Nachtluft
Dieſer lebendämmernden Stunden
Steigt des Morgens feuchter Schlachtduft
Wie aus tauſend friſchen Wunden!
Löſche ich das Licht? — Ach, immer
Würdet, Flügel Ihr der Wacht,
Mit mir kreiſen um den Schimmer,
Wie wir kreiſten dieſe Nacht!

Geiſt und Welt.

Nicht in ruhevollem Schreiten,
Nicht mit Fallen, nicht mit Gleiten,
In der Luft nur, die ihn trägt;
In der weiteſten der Weiten
Sich zum Flug mein Geiſt nur regt.

In der Luft, die ihn getragen
Seit mit ſtetigem Flügelſchlagen
Er dem Staub ſich hoch enthob,
Daß aus leeren Erdentagen
Er die Ewigkeit ſich wob . . .

Wer ſo hoch ſtieg, kann nicht fallen!
Wolken, welche ihn umwallen,
Werden Stützen ſeinem Fuß,
Wenn die Himmel ihm mit Hallen
Bieten ihren Freudengruß.

Zur Erfüllung ward ſein Ahnen!
Er entläßt die Unterthanen,
Seit er ſelbſt ſein Glück gebiert
Und auf immer ferneren Bahnen
In der Nacht ſich ſtumm verliert! . . .

„Helene."

Mein Lied voll blutiger Thränen
Hat meine Hand befleckt!
Hat mich in diesen Tagen
Von Neuem aufgeschreckt!

Was jene Zeit nicht konnte:
Aus der gewollten Bahn
Den freien Geist zu werfen —
Mein Lied hat es gethan!

Mein Lied, das ich vergessen,
Wie jene Tage . . . das
Ich heut' zum ersten Male
Aus — Neugier wieder las! . . .

Entblößt ist das Verhüllte
Dem Muth, der sich erfrecht!
Zum Schatten ward der Schleier,
Der fiel! — Du — bist gerächt!!

An den Utern.

1.

Ihr, welche Ihr in Freiheit lebt,
Erwachte, welche geschlafen,
Die Ihr am Ziel, das Ihr erstrebt,
Was wißt Ihr von uns, den Sclaven?!

Nichts. — Doch Ihr kennt den langen Pfad,
Den Pfad über Grüfte und Klüfte,
Den einst auch Euer Fuß betrat,
Den Ihr gingt mit erlahmender Hüfte.

Und wir, was wissen wir von Euch,
Den Großen, den Erhabenen —
Ihr seid den großen Todten gleich,
Den Gestorbenen, den Begrabenen.

So wallen die Wahrheitsucher, wir,
Der Zukunft erliegende Beute:
Wir kennen ein Dort nur, nicht ein Hier:
Ein Morgen nur, nie ein Heute!

Doch wir fragen Euch. Gebt Antwort nun:
„Wie seid Ihr so groß geworden?
Woher Euer Lächeln? Woher Euer Ruh'n
An heimath-sicheren Borden? . . ."

2.

Ihr fragt uns. Euer wilder Schrei
Erreicht uns noch, die Lebenden.
Wir sind nicht todt. Wir sind die frei
Und lächelnd Antwort Gebenden.

Was sucht Ihr ein Ziel? Es giebt kein Ziel.
Das über Euch leuchtete — in Euch
Ruht, was Natur Euch lieh zum Spiel.
Was gebt Ihr dem Wahne hin Euch?

Er treibt Euch peitschend von Tag zu Tag,
Er läßt Euch nicht stehn, nicht rasten,
Er hemmt Eures Herzens freudigen Schlag,
Und das Glück verscheucht Euer Hasten.

Besinnt Euch auf Euch selbst! — Kehrt ein
Bei Euch selbst in verschwiegener Stunde! —
Ruht! — Festigt Euch! — wieder dann schmeckt der Wein,
Der Kuß von geliebtem Munde.

Was wollt Ihr von uns? — Ihr nennt uns groß.
Wir wissen es nicht. Wir — leben.
Wir wollen nicht mehr aus der Zukunft Schooß
Unerreichbare Güter heben.

Was fragt Ihr uns? — Euer Fragen ist leer.
Es vermag uns nicht mehr zu rühren.
Ihr seid am Ziel! — Was wollt Ihr noch mehr?
Wer vermöchte Euch weiter zu führen?! —

Frühlingsnacht.

Ich träume immer von den hellen Tagen.
Wie kommt es doch? Ist es nicht Nacht? Das Schlagen
Der Nachtigall im Wipfel drüben will
Nicht ruhen. Und ich halte lauschend still.

Ein Heimweh übermannte mich nach dir . . .
Und eine Sehnsucht nach verlorenen Nächten . . .
Und ein Erinnern, immer wach in mir . . .
Und Schmerz und Angst — wer kann mit ihnen rechten?

Was fragt nach meinem Antlitz Ihr, dem blassen?
Die Nachtigall will mich nicht schlafen lassen!
Wie süß sie schlägt! Ich kann es nicht ertragen,
Ich will zu dir — um Alles dir zu sagen!

Wann? — Jetzt! — Wohin? — Ach, ich vergesse immer,
Daß längst in Asche sank des Feuers Schimmer . . .
. . . Die Nachtigall! Die ganze, lange Nacht
Hab' ich mit ihr und sie mit mir durchwacht! . . .

Walter, oder: das Gelage.

Dreizehn Zettel. Beschrieben in einer Nacht.

1.

Des Festes ungestümes Treiben
hat auseinander uns gesprengt.
Verdammt, ob wir auch nah' uns bleiben,
der Tisch, der zwischen uns sich drängt!

Wohl können manches Wort wir tauschen
hin durch die Fluth, die uns umrauscht —
Jedoch: sie könnten uns belauschen,
und ich: ich bin nicht gern belauscht.

So sei von Stunde dir zu Stunde
ein Wort des Scherzes hingereicht,
Daß sich auf deinem jungen Munde
der Zug der Freude heller zeigt . . .

2.

In dieser nordischen Nacht lebt eine
der Griechennächte wieder auf . . .
Aus dieser Luft, aus diesem Weine
klingt griechische Schönheit hell herauf . . .

— Ob auch bei ihren Lustgelagen
an rebbekränzter Tische Rand
— (In größeren und schöneren Tagen) —
Dionysos wie heute stand?

Segnend wie heute, wo sein Geist uns,
der sonnenlächelnde, umschwebt,
Und in der Hochkunst unterweist uns,
wie man vergißt und wie man lebt — —

3.

Was rufst du bei den Festgelagen
nach einer Zeit, die trüber schleicht?
Weißt du, wer von den künftigen Tagen
dir Edleres und Reineres erreicht?

Reineres, als dieser Freude Funkeln?
Und Edleres, als dieser Wein? —
Auf, laß die dunkeln Tage dunkeln,
und helle Tage heller sein!

Sieh', blüh'n auf unſern ſtolzen Stirnen
die Roſen nicht in vollſter Pracht? —
Was ſchauſt du nach beeiſten Firnen?
Nein, Walter, noch iſt es nicht Nacht!

❦

4.

Wild ſchäumen auf zerwirrte Klänge:
Hebt höher nun das Glas empor,
Wer in des Lebens ſtummer Enge
ſich ſelber noch nicht ganz verlor!

Wer weiß, ob Ihr, bevor geſunken
der Tag hinab, nicht ſterben müßt!
Nicht ein Glas bleibe ungetrunken,
nicht eine Lippe ungeküßt!

Nicht eine dieſer Sommerroſen,
die ſolche ſelige Nacht durchglüh'n,
Soll, ohne in des Feſtes Toſen
all' ihren Duft zu ſtreu'n, verblüh'n! . . .

❦

5.

Wie morgenfriſch ſind deine Züge!
Nie ſah ich ſie ſo jugendlich,
Als jetzt, wo vor der erſten Lüge
dein blaues Auge nicht entwich!

Du biſt die Jugend! — ſieh' umher doch:
Was an der Zeit vorbei ſich drückt,
Hier ſchreit es nach Vergeſſen! — Mehr noch:
Du biſt die Jugend, die beglückt!

Sie, die mit einem einzigen Lachen
zahllose müde Herzen wirbt . . .
Die zündet, ohne zu entfachen . . .
Und nie — wenn an sich selbst nicht — stirbt . . .

6.

Was siehst du? — Freudetrunkene Männer
und freudetrunkene Weiber, die
der Klugheit der betrogene Kenner,
der Dummheit der — Erkannte zieh.

Mit Goldstuck überladene Wände.
Flirrendes Gas. Gefälschten Glanz.
Kleine, beringte, weiße Hände.
Wogende Brüste. Wilden Tanz.

Und das Gewoge seidener Schleppen:
Ein wechselvolles Einerlei . . . —
Dort auf marmornen Gartentreppen
dunkle Gestalten, zwei und zwei . . .

7.

Wie durch das bebende Gebäude
dahinrast der entbannte Tanz!
Giebst eine Stunde du der Freude,
so gieb die eine Stunde ganz!

Bedenke nicht, was morgen kommen
an Glück, an Glück entfliehen kann!
Was kann dir noch das Morgen frommen,
hält dich das Heut' in seinem Bann?! —

Rast lauter, Ihr erlösten Geigen!
Zersplittert, Gläser, klingt Ihr nicht!!
Wohl naht auch uns ein ewiges Schweigen,
doch nie naht uns ein Weltgericht!!!

8.

Der Achte! — es beginnt zu zittern
die Hand, und der Gedanke sich
In Wohllaut-Strophen zu zersplittern.
Wie Heimathsruf umfliehn sie mich . . .

Noch bist du jünger, als wir Alle —
bald wirst du älter als wir sein!
Du ahnst: du mischst von Fall zu Falle
dich dicht und dichter unseren Reih'n.

Den Reihen dieser Lebenssatten,
die nur die Stunde noch beglückt,
Die über ihrem gierig-matten
Taumeln der Wollust Waffe zückt!

9.

Lehnend an morschenden Geländern
umkühlte mich die Morgenluft.
Aus seiden-knisternden Gewändern
haucht schwül dich an ein Ambraduft.

Mir leuchten diese bleichen Sterne
in Nacht zurück, die mich umengt —
Dir, Walter, in des Tages Ferne,
dess' Thore deine Jugend sprengt.

Ich bin allein hinausgegangen
dorthin, wo Morgenluft erwacht —
Ich will nach meinem Mantel langen,
denn jetzt, mein Walter, wird es Nacht!

10.

Fluch, daß uns eine Zeit geboren!
Umschleicht Erkenntniß meinen Sinn? —
Ich habe, Walter, dich verloren!
In dieser Nacht gab ich dich hin! — —

Und Ihr, die nur der einzigen Stunde
grellleuchtendes Geipann beschien:
Ihr schlagt mir diese tiefste Wunde! —
Ich gab ihn Euch! Gebt wieder ihn!

Und ob Ihr mir, dem Todesspötter,
die enggebahnten Wege weist,
Doch über die entweihten Götter
hebt lachend sich, was Leben heißt!

11.

Das Leben, dem ich einzig diente,
— du weißt doch, was ich eben schrieb? —
Das meinen Fuß mit Erz umschiente
und mir die beste Waffe blieb,

Das Leben, dem — ewigen Entsagens,
zeitlicher Lust bewußt — ich treu
Dich zugeführt — nie deines Fragens,
nie meiner Antwort müde) — neu

Steht es vor mir in dieser Stunde,
in der zuerst es dich umfing,
In der von ihm die Todeswunde,
die dich verschonte, ich empfing!

12.

Walter, das Weib an deiner Seite:
ihr Blick ist Liebe, Lust ihr Leib!
Die Stunde schlägt, daß Jeder schreite
heimwärts von uns. Du aber: bleib'!

Der letzte Trunk des Freudenbechers,
der uns versiegt, wird dir versüßt,
Wenn die erfahlte Stirn des Zechers
der bleiche Morgen nüchtern küßt.

Sie liebt dich. — Dir beginnt das Leben,
das schon an mir vorüberrann.
Lerne, was Frauenliebe geben
und Frauenliebe nehmen kann!

13.

Du bleibst —: bei deinem jungen Weibe,
das tages-jung und nächte-tief,
Und schön wie Beide! — Bei ihr bleibe,
die tiefer dich ins Leben rief!

Ich habe dir die Thür erschlossen,
nun schließe ich sie hinter dir.
Wohin ich will? — fragst du verdrossen.
Die eine Antwort geb' ich dir,

Die letzte allem letzten Fragen:
„Der Stunde feſt ins Auge ſehn,
Den Mantel um die Schultern ſchlagen
und ruhig lächelnd heimwärts gehn!“

Verlaſſenheit.

In dieſe ungeheure Einſamkeit
Verliere ich mich immer mehr hinein! . . . Es ſchreit
Vergebens meine Sehnſucht — o ihr Glieder,
Löſt Euch zum Schlafe! Und erhebt Euch wieder
Erſt, wenn mein Freund der Jugend wiederkam,
Und alle Sehnſucht von mir nahm!

Er ſoll mir nahen mit der Liebe Schritten,
Den leiſen, den erwartungsvollen . . . Bitten
Muß er von mir den Bann des wachen Schlummers.
Wenn er mich bat, ihm dieſes Jahr des Kummers,
— Nein, jeden Tag des Jahres! — zu verzeih'n,
Will ich die Seine wieder ſein.

Dann, aus der Einſamkeit herausgeriſſen,
Bethaut die Thräne meines Lagers Kiſſen
Nicht mehr: es ſchließen ſich die offenen Wunden,
Und meine Sehnſucht hat ſich heimgefunden.
Ich wandere an meiner Jugend Strand.
Ich lächle ſtill. Wir gehen Hand in Hand.

Aber vielleicht bevölkere ich die Räume
Des Wunſches nur mit Bildern meiner Träume!
Er kommt vielleicht — nie wieder! — Niemals wieder!!
O „niemals wieder“! — Sag' das nicht! Darnieder
Beugt ſich mein Muth ſonſt, hebt ſich niemals mehr,
Dann ward die Welt in Wahrheit leer!

Dann in der ungeheuren Einsamkeit
Bin ich verloren und dem Tod geweiht! —
Geliebter, komm'! Ich bin so arm geworden,
So müde dieses Wartens an den Borden
Des ewigen Zweifels! — Komme! — Komme bald,
Eh' auch mein letzter Schrei verhallt! . . .

Die Erben.

Wer? wer löste meine Flügel?
Weile schon ich auf dem Hügel,
Der der Jugend Sehnsucht bannte?
Den die Hoffnung nie erkannte?
Wer befreite diese Zügel?

Diese Zügel, die in Händen,
Müden Händen, an Geländen
Fremden Lebens erntend — heute
Fest ich halte? — Ich — die Beute
Wirrer Sorgen, die nie enden!

Es verschwinden die Conturen . . .
Vor mir frühlingsgrünende Fluren . . .
Statt in matten Schattenrissen
Mich zu regen, fortgerissen
Wandere ich der Jugend Spuren!

Wie die Welt sich vor mir weitet!
Wie verjüngt mein Fuß nun schreitet!
Fern bin ich den dunklen Engen,
Wo sich die Gedanken drängen —
Sprich, wer bist du, der mich begleitet?!

Aber werde ich nach Tagen,
Wenn die Stunde ausgeschlagen,
Wenn die beste Kraft entschwunden,
In der letzten meiner Stunden
Furchtlos auch das Letzte wagen?!

Wird nicht ſtumm bei ihrem Wehen
Der erkannte Feigling ſtehen,
Und wird dann er muthig werden?
Wird, wer nie geſucht auf Erden,
Er allein die Wahrheit ſehen? —

Eben noch das Unerreichte
Schon erreicht, als mich die ſeichte
Stunde aufwärts hob auf Schwingen
Wilder Freude — ach, gelingen
Soll mir nie der Flug, der leichte!

Meinen Schrei und mein Verröcheln,
Und mein letztes, großes Lächeln
Keiner ſieht es . . . nur der Hände
Letztes Zucken, und mein Ende
Sehen wartend ſie . . . Indeſſen
Haben ſie mich ſchon vergeſſen,
Der den Kelch des Todes trank,
Und ſie denken meiner kaum mehr
Wie der Nacht, die in das Schaummeer
Ihrer Tagesfluthen ſank!

Weltgang der Seele.

Da erhebt ſich die Seele aus brütenden Träumen,
Als Erwählte zu wandern die Wege der Welt.
Ihr wurden zum Flug in den ewigen Räumen
Vom Muth die erzitternden Flügel geſchwellt.
Und zögernd und leiſe
Wiegt ſich im Kreiſe
Der Erde noch zaudernd,
Und heimlich erſchaudernd,
Bevor ihr zur Reiſe,
Zur Reiſe
Durch Welten die Ferne des Himmels ſich hellt.

Die Nacht hat begonnen: und nach ihren Träumen
Der Erde ein Wünſchen die Seele befällt.
Sie irrt zwiſchen Sternengeflimmer in Räumen,
In denen kein Pfad die Ermattende hält.
„Wann endet die Ferne?
Wo bleichen die Sterne?
Wann führt mich die Gnade
Des Lichtes die Pfade
Zur Erde, der gerne,
Ach gerne
Die Grüße des Himmels die Müde beſtellt?“

Und von Blitzen der Nacht wird die ihren Träumen,
Den Träumen der Erde, Entriſſene umſchnellt;
Und von Fluthen der Nacht wird die in den Räumen,
Den Räumen der Himmel, Verirrte umgellt.
Von Tagen, die ſchliefen,
Zu Nächten, die riefen,
Kam ſie als Erkorene,
Daß nun die Verlorene
An grauſigen Tiefen,
An Tiefen
Der Nacht die gebrochenen Flügel zerſchellt!

Die Verſtoßenen.

Reicht den Verſtoßenen den letzten Trank —
Ihr Fuß iſt müde, und ihr Herz iſt krank ...
Ihr bleibt daheim im ſtillen, warmen Haus —
Sie ziehn in Nacht, in Nacht und Sturm hinaus ...

Auf Euren Lippen liegt Gebet zu Gott —
Auf ihren Trotz, Hohn, Mitleid, Haß und Spott ...
Sie wollen fremde Liebe nicht, und doch —
Reicht ihnen einen Trank der Liebe noch ...

Ihr müder Fuß und ihr erkranktes Herz...
Zu neuen Weiten und zu neuem Schmerz
Wandern sie stumm, wie Herbstlaub, welches still
Zur Muttererde noch gelangen will...

Von Weltenzwecken ist ihm nichts bewußt,
Hinsterbend dient es neuer Werdenslust —
So wandern die Verstoßenen... letztem Trank
Der Liebe bieten sie den letzten Dank.

Sie wandern wie die Woge, die nicht weiß,
Stürzt sie in diesen sich, in jenen Kreis...
Sie wandern wie die Flamme, welche brennt,
Obwohl sie Licht nicht und nicht Wärme kennt...

Wie Woge und wie Flamme wandern sie —
Ihr Fluch: daß sie zum Ziel gelangen nie!
Ihr Segen? — Ihres harten Samens Frucht,
Ihn ernten Andere. — Sie — sind verflucht!

Rastlosigkeit.

1.

Umgebt mich mit der Liebe Flitter,
Umrauscht mein Ohr mit Harmonie,
Reicht mir zum Bau des Glücks die Splitter
Der Hülle — ich entrinne nie!

Ebnet die Wege, die ich schreite,
Hebt alle Schatten fort vom Licht,
Tretet vor meinem Schmerz bei Seite,
Verneigt Euch — ich entrinne nicht!

Umrankt mich mit der grünen Krone
Des Ruhms, mit goldener Freude mich,
Gebt neues Leben mir zum Lohne
Für altes — nicht entrinne ich!

Mich hat die Einsamkeit gezeichnet!
Ich fühle kühl sie mich umwehn —
Wer sich der großen Göttin eignet,
Muß wandern, oder — untergehn!

2.

Mag ich das deutsche Land durchschweifen,
Im Nebelrauch der Themse stehn,
Der Urgebirge Schlünde streifen,
Am Strande meiner Heimath gehn;

Mag mich des Meeres Nacken tragen
Dorthin, wo Leid in Lust verrauscht —
In unauffindbar-fernen Tagen
Ward Wiege mir und Grab vertauscht!

Erst, wenn das letzte Blut der Venen
Die Schwelle meines Todes netzt,
Ist von mir in dem Thal der Thränen
Der Ruhe blutiges Mal erhetzt . . .

3.

Paris! — du Pfuhl, bestaut mit Rosen,
Du Stadt der ewigen Communards,
Wie heimisch klingt dein wirres Tosen!
Wie strahlen deine Boulevards!

Wer doch in dir den Frieden fände!
Den Frieden, den der Geist ersehnt,
Der müde sich ans Fruchtgelände
Des überreichen Lebens lehnt —

Es ist versagt! Ich wende zaudernd
Mich ab. Leb' wohl auch du, Paris!
Wohin nun? — Ich betaste schaudernd
Die Ferne, die ich kaum verließ . . .

— Mich hat die Einsamkeit gezeichnet!
Sie wird mich überall erspähn.
Wer sich der großen Göttin eignet,
Muß siegen oder — untergehn.

Nur eine Rettung: ewiges Wandern,
Zu wechseln rastlos Weg und Ziel,
Zu fliehn von einer Brust zur andern! —
Leb' wohl, o Glück, das mir nicht fiel . . .

Die Fanatiker.

Sie:

Ich reiche dir meine Hände,
Die du so oft gedrückt,
Ueber die bei Tages-Wende
So oft du dich gebückt . . .
Wie kam es, daß ich dir glaubte?
Daß ich, die glück beraubte,
Dich, den die Schmach bestaubte,
Unsagbar hoch beglückt?!

Es war die Schmach der Andern,
Ihr Rufen, wild und bang,
Das zu ruhlosem Wandern
Dich, den Verfehmten, zwang.
Als mich noch Lust umlenzte,
Dich schon der Schmerz umgrenzte.
Ich sah dich und bekränzte
Die Stirn dir, scheu und bang.

Denn unter Allen ihnen,
Die fremd und feindlich dir,
Den Feigen, die erschienen,
Du hoch und herrlich mir . . .

Der Würfel iſt gefallen!
Getrennt von ihnen allen
Kam ich, vereint zu wallen
Verlaſſenen Weg mit dir!

Ich reiche dir meine Hände
Als des Glückes Gebieterin:
An des Tages ſtiller Wende
Kam ich, die Königin . . .
Ich komme aus hohen Gelaſſen,
Noch fremd iſt mir dein Haſſen,
Doch ich weiß: du biſt verlaſſen —
Hier bin ich, nimm mich hin!

Er:

Du biſt zu mir gekommen
Und ſagſt zu mir, du kamſt,
Weil Alles mir genommen,
Die ſelbſt du Vieles nahmſt.
Nun willſt du mit mir gehen,
Mit meinen Augen ſehen,
Mit meinen Gedanken ſpähen,
Spähen, bis du erlahmſt?

Das iſt ein Weg ein weiter —
Ich weiß, wie weit er iſt!
Wie breit und immer breiter
Um uns die Fluth ſich gießt:

Keine Schmach darf dich verletzen,
Keine Tiefe dich mehr entsetzen,
Keine Luft dich mehr ergetzen —
Nacht iſt, was uns umſchließt!

Wie Nacht, in welcher die Sterne
Der Freude erblichen ſind!
Du wirſt lernen, was in der Ferne
Der Völker Geſchicke ſpinnt:
Wirſt lernen die Herrſcher verachten,
Und den Sklaven in den Schachten,
Die dir dein Wohlſein brachten,
Dient dein Leben, bis es zerrinnt!

Ich nehme, was du mir gegeben,
Als Freiheits-Opfer an
Bis zum Tage, wo Keiner ſein Leben
Dem Andern mehr opfern kann,
Bis zum Tage, wo wir, die Verlorenen,
Sehn, wie die Nachgeborenen,
Die zu Freiheits-Wahrern Erkorenen,
Im Glücke wachſen heran . . .

Und nie darfſt du vergeſſen,
Nie, auch wenn du erlahmſt,
Daß du von Schranzen und Treſſen
Auf immer Abſchied nahmſt:
Daß du in dieſen Tagen
In unerhörtem Wagen
Deine ganze Jugend zerſchlagen
Und als Freie zum Freien kamſt!

Stirb!

Stirb! die Rosen blühen
im nächsten Sommer auch ohne dich . . .
Stirb! die Sterne glühen,
auch wenn von ihnen dein Auge wich . . .

Stirb! Es küßt die Geliebte
morgen schon, morgen ein fremder Mund . . .
Stirb! Was dich freute und was dich betrübte,
— Stirb! — es wird auch den Anderen kund . . .

„Wo bist du so lange geblieben?"

Wo bist du so lange geblieben?
So fragte dein angstvolles Lieben
Mich klagend heut'.
Und mehr als der Treue Bewahren
In getrennten, in trostlosen Jahren
Hat mich diese Frage gefreut.

Daß du nach der Jahre Entweichen
So fragtest, das war mir kein Zeichen,
Daß Liebe währt.
„Wo bist du so lange geblieben?"
So fragten mich scheu meine Lieben,
Als heim ich gekehrt.

Jetzt sind wir auf immer verbunden,
Getrennt nur auf flüchtige Stunden —
Die Zeit zerstiebt.
„Wo bist du so lange geblieben?!"
Fragt mich dein unendliches Lieben —
Ich bin geliebt!

Der Todrufer.

1.

Horch, es ſchlägt! — Wie viele Schläge?
An das Fenſter pocht der Wind.
Und noch wach. Wie ſtill und träge
Naht die Stunde und verrinnt!

Und doch —: ehe ſie zerronnen,
Iſt vielleicht dein Sein verhaucht;
Haſt du in den tiefen Bronnen
Ewiger Nacht du dich getaucht:

Murmelt über deinem Haupte
Des Vergeſſens Wellenfluth,
Und das endlich ſchmerzentlaubte
An der Bruſt des Friedens ruht . . .

An dem — nun geſenkten — ſtehen
Deine Lieben, wie betäubt:
Weib und Kinder, deren Flehen
Dein Gemüth nicht mehr beſtäubt.

Endlich frei! . . . Nicht mehr vernimmſt du
Wie die nächſte Stunde ſchlägt,
Stumm an ihr vorüber ſchwimmſt du,
Die uns Lebende noch trägt . . .

Und indeſſen ſie uns ſchaukelt
(— Willen, friedlos treiben wir —)
Schläfſt du ewigen Schlaf. Es gaukelt
Kein Gedanke mehr zu dir.

2.

Horch! schon wieder schlägt es! — Rauschte
Eine Stunde schon vorbei?
Und du lebst noch. Nein, es lauschte
Nicht dein Ohr auf meinen Schrei.

Ja, du lebst noch. Und ich legte
Schon dich zu der stillen Schaar.
War es Mitleid? — Oder regte
Lust sich, welche Frevel war?

Lust, die Stunden so zu zählen:
Zehnte, elfte, zwölfte — und
Jener schnell dich zu vermählen,
Die dich löst aus unserem Bund.

Doch du lebst noch immer! — Weib und
Kinder stehen um dich her,
Reißen deinen müden Leib wund
Und die Seele, kummerschwer . . .

Noch nicht frei du! — Ich bin freier.
In dein trübes Leben tönt
Von der stets verstimmten Leier
Kein Ton, welcher es versöhnt.

Alles freudlos-ungenießbar — —
Wie du heimlich, heimlich weinst,
Daß die Pforte nicht verschließbar,
Weiß nur ich. — — Wie anders einst!

3.

Einſt — wie anders! — Nicht die Stunden,
Nicht die Tage zählten wir.
Wir verſpotteten die Wunden,
Die uns fremd noch: dir und mir.

Horch! ſchon wieder ſchlägt's! — Wie kam es,
Daß bei jenem zehnten Schlag
Mir den Gram vom Herzen nahm es?
Daß er wich, als ſei es Tag?

Tag für dich? — — Noch lange tragen
Wirſt an deinem Leben du.
Wenn ſie längſt mir ausgeſchlagen,
Winkt dir noch die Stunde zu.

Wenn ich längſt dort unten ſchlafe,
Als der Freie heimgekehrt,
Wirſt du — ärmlich-großer Sklave —
Noch vom Leben aufgezehrt.

Dann biſt auch von mir vergeſſen
Du, an den ich oft gedacht,
Wenn bei deiner Stunden Meſſen
Nacht mir ſchwand und Tag erwacht . . .

Doch ſo lang' von mir der Schimmer
Dieſes reichen Seins nicht wich,
Zähle deine Stunden immer
— Daß ſie enden möchten! — ich!

Der erſte Ball.

Im Frack und weiß bebindet:
das Bruſthemd rein wie Schnee;
die Finger eng umrindet
mit Leder von Glacé;

mit lackbeſchuhten Füßen;
mit Lippen, welche fahl
ein nonchalantes Grüßen
umſpielt, ſteht er im Saal.

Ihn trifft der Blicke Feuer.
Er iſt nicht nur „Herr von —“,
Nein, mehr: er iſt auch heuer
Der „Löwe der Saiſon“.

Umwogt von Tüll und Seide;
die Augen ſcheu geſenkt;
in glitzerndem Geſchmeide;
von Huldigung umdrängt;

entblößt den zarten Nacken,
ſteht ſie, der Reinheit Bild —
Die Jäger nah'n, zu packen
das unbeſchützte Wild.

Sie will vor Scham verſinken —
Sie hört, wie man ſie preiſt —
Und möchte dennoch trinken
den Trank, der Leben heißt.

Er naht. Mit müdem Tone
Er ſeine Bitte ſpricht:
Kam er im Ernſt, im Hohne?
Sie bebt. Sie weiß es nicht.

Und in des Wüſtlings Armen
fliegt melodiegewiegt
ſie hin. Um ihre warmen
Glieder ſein Athem ſpielt.

Sie weiß nur: preisgegeben
ward ſie. Es kam zu Fall
der Kindheit keuſches Leben
auf ihrem erſten Ball.

Die Gewohnheit.

Ich bin ein Morgentraum, der ſchwer
Auf deinem Herzen liegt:
Ich bin ein Kuß, der liebeleer
An deinen Mund ſich ſchmiegt.
Ich bin die Stimme deiner Zeit,
Und wie du dich empörſt:
Ich bin's, auf die in Luſt und Leid
Du ſtets als erſte hörſt.

Ich lenke dich mit leiſer Hand.
Du ahnſt nicht, wer ich bin.
Ich bin dir, die du nie gekannt,
Treueſte Begleiterin:
Du kennſt die Wahrheit, doch du lügſt,
Und dein iſt meine Schuld;
Du liebſt die Freiheit und du fügſt
Dich feig — ich ſprach: Geduld.

Ich bin der Trägheit dumpfer Hauch,
Dein Wille liegt erſchlafft:
Ich ſorge, daß aus altem Brauch
Kein neuer Ton dich rafft.

Ich nehme dich an meine Bruſt,
Wenn ſchmerzlich auf du ſchreiſt —
Ich bin es, der du unbewußt
Dein beſtes Leben weihſt!

Der Tod des Tages.

Prachtvoll begann der Abend. Gluthen
Hauchte die Sonne aus. Mit Ruthen
Röthlichen Lichtes peitſchte ſie
Die Wolken. Immer weiter weichend,
Endlich den Horizont erreichend
Stand über ihm ſie — ſchön wie nie!

Wie der Beſiegte, der dem Sieger
Sich ſcheinbar unterwirft; ein Krieger,
Der mit erwachter Kraft noch ſpielt:
Der heute lächelnd ſich zurückzieht,
Weil morgen er ein größeres Glück ſieht,
Das nach der Bruſt des Gegners zielt —

So wich der Tag langſam den Schatten . . .
Es windet aus dem Arm des Gatten
Die Braut ſich, deren Luſt geſtillt,
Wie ſich der Tag der Sonne wandte:
Zögernd entſchlummert der Verbannte,
Von neuer Hoffnung ſchon erfüllt.

Morgen wird er in ihren Armen,
Den neu geöffneten, erwarmen —
Mit einem Lächeln ſchläft er ein . . .
— Die Wälder in der Ferne ſchwanken
In letztem Licht. Von ihren ſchlanken,
Tiefmüden Wipfeln weicht der Schein.

Allein die grauen Wolkenwogen
Sind nun von Rothlicht noch umzogen,
Während ſich rings die Nacht ſchon dehnt.
Sie gleichen dem enterbten Alter,
An das die Jugend ſich, der Falter,
Berückend-lächelnd achtlos lehnt . . .

Prachtvoll begann der Abend. Gluthen
Aufſog mein Herz, das in den Fluthen
Des Tags voll Glück noch ſelig ſchwamm.
Nun ſah ich ſeine Freude ſchwinden!
Du gingſt. Ich kann dich nicht mehr finden —
Die Nacht liegt zwiſchen uns als Damm.

Was kann die Hoffnung wohl begehren?
Es kann der nächſte Tag ſie mehren —
Auf immer, immer rauben ſie!
Was ſind die Küſſe deiner Lippen?
Ich bin der Kahn, der zwiſchen Klippen
Das Land erblickt und landet nie!

Ich will nicht nur am Tag dich halten
Vor Aller Augen —: in die Falten
Der Nacht will ich mit dir entfliehn!
Dort will ich an mein Herz dich ſchließen,
Dort will ich raſend dich genießen,
Dort weinend vor dir niederknie'n!

Die Nacht begann, die Nacht der Träumer.
Ich fluche mir, dem Glück-Verſäumer —
Ich will zum Glücke zwingen dich!
Sie mögen mich Entehrer heißen —
Nicht deine Ehre — an mich reißen
Will deine ganze Liebe ich!

Was kümmert ferner Nächte Dunkeln,
Was karger Tage gleißend Funkeln
Die Leidenschaft des Wunsches noch?!
Ich ließ die Nächte untergehen,
Die Tage bangend auferstehen —
Und beugte mich der Thoren Joch!

Doch heute sprenge ich die Grenzen!
Sah ich nicht feucht dein Auge glänzen?
Dein Herz — voll Sehnsucht schlug's mir zu ...
Schon von Genüssen zu Genüssen
Hintaumelnd winken unter Küssen
Der Lust wir unserem Glücke zu! ...

Spruch.

Zu dem Gleise
Enger Kreise
Zieht der Tag ...
Zu den weiten
Ewigkeiten
Zieht die Zeit ...

„Bleibe!" heißt es
Hier. Dort reißt es
Mit sich weit.
Bleibe, wer da bleiben,
Treibe, wer da treiben
Mag.

Das Fest der Freiheit.

(Am Wallensee, 21. Juni 1889.

„Wo Drei von Euch beisammen
In meinem Namen sind —"
So sprach die Freiheit. Wie Flammen
Aufstieg sie, gewiegt vom Wind.

Wie Flammen, gewiegt vom Winde,
War, was wir gesprochen dann.
Zu Häupten uns rauschte die Linde . . .
Wie schnell die Stunde verrann!

Und wir saßen und sangen und tranken —
O Tag voll Sonne und Glück!
Nur in meinen stillen Gedanken
Bleibt ewig dein Glanz zurück!

Du, der du über die Wasser
Gekommen, ein streitbarer Held:
Freiheits-Freund, Knechtschafts-Hasser
In alter und neuer Welt —

Und du, der du im Innern
Die Fülle der Tiefe hegst,
Der du Hoffnung und Erinnern
Als Lied im Herzen trägst —

Wie hab' ich Euch liebgewonnen!
Mein Herz, es nahm Euch auf,
Ihr stieget als neue Sonnen
In meinem Leben herauf!

Und es flüsterten rings die Wellen,
Und höher und höher stieg
Die Freude —. Wir tranken den hellen
Wein, und die Lippe schwieg.

Und in dieſer heiligen Stunde,
Die nie ein Wort bemißt,
Vereinte ſich ſtill zum Bunde,
Was getrennt nun untrennbar iſt . . .

Und wir ſaßen und ſchwiegen und tranken —
O Nacht, wie keine war!
Du, die im Vorüber-Schwanken
Ein entſchwundenes Glück gebar,

Wann kommſt du dem Einſamen wieder?
Wenn der Freund kommt über das Meer?!
— Es rufen dich meine Lieder!
Meine Sehnſucht ruft dich her!

Alte Briefe.

Das iſt meiner erſten Liebe ungemeſſene Seligkeit,
Ihre ganze, tiefe Treue! — O du längſt entſchwundene Zeit,
Was ſteigſt du, o Jugend, ſo herrlich aus vergilbten Blättern herauf?
Was hältſt du das raſende Kreiſen des irrenden Lebens auf?! —

Ich wurde geliebt! — Da ſteht es! — Da ſteht es hundertmal:
„Ich liebe dich, du mein Geliebter, in Luſt, in Luſt und in Qual!
Und ich küſſe deine Lippen — in dieſer Ferne dein Bild
Iſt meiner Armuth Reichthum, meiner ſchreienden Sehnſucht Schild!“

Da ſteht es von den Zügen der Hand geſchrieben, der Hand,
In die ſo oft ſich die meine mit verſtohlenem Drucke wand.
O du ungemeſſene Freude, meiner Jugend Paradies,
Was iſt es doch geweſen, das mich aus dir verſtieß? . . .

Da steht es unauslöschbar, die ganze Vergangenheit lacht
Mich an aus diesen Blättern in unverminderter Pracht . . .
Mein Glück, du warst es, an dem ich mit lechzender Lippe hing,
Und so warm, wie die Mutter ihr Kind, mich dieses Glück umfing.

Und es steigt die Stunde herauf, in welcher zum ersten Mal
Von deinen reinen Lippen den ersten Kuß ich stahl,
Und dann die unzähligen Stunden, als meiner Jugend sich
Dein schüchternes Leben einte — mein Gott, wie reich war ich!

Da steht es, wie zuckende Flamme: „Ich hab' dich unsagbar lieb!
Wann kommst du? — Wann kommst du?? — Wann kommst du?!!" — Ich aber — blieb und trieb
Ein verlorenes Blatt vom Baume der Zeit und irrte und floh
Zu unerreichbaren Fernen — wann aber wurde ich froh? . . .

Und du schreibst unermüdlich: „Wann kommst du?!" — Doch zu seinem Glücke kam
Der Thor nicht, der säumende, träumende . . . Das reiche Leben nahm
Ihn zu glühend in seine verlangend geöffneten Arme auf,
Und diesem Leben gab er sein reicheres Leben zu Kauf!

O wie gerne wäre ich später zu dir zurückgekehrt,
Doch die heimliche Reue, sie hat meinem heimlichen Wunsche gewehrt . . .
Ach, kehrt an die Brust seiner ersten Liebe auch der nicht zurück,
Der im Wandel des hastenden Lebens seinen Glauben verlor und sein Glück? —

Nein, du bist mir ewig genommen! — Vor mir, der dich verlor,
Steigst du in diesen Stunden aus diesen Blättern empor:
Hier lacht mir ein Glück entgegen, du selbst versprichst es mir —
Noch einmal, Jugendgeliebte, rufe! Ich eile zu dir!

Noch einmal, Vergangenheit rufe! — Noch einmal, Erinnerung,
Spanne mit wärmendem Hauche dieser Flügel ermattenden Schwung.
Noch einmal will ich fliegen über Thal und Hügel zu dir —
Dann komme, o Jugendgeliebte, dann komme entgegen mir! —

Vergiß, wie ich geworden! — Gedenke nur, wie ich war,
Und küsse wieder die Lippe und streiche wieder das Haar
Aus der „trotzigen Stirn" mit dem Lächeln, das nie ich vergessen kann,
Und sinke in meine Arme, die starken Arme! — und dann,

Dann, Einzige, will ich dich halten so fest, wie nie ich that,
Und will dich nie mehr verlassen ... O Zukunft, die sich mir naht,
Ich vergesse, du bist nur ein schöner, ein schöner, unmöglicher Traum:
Die Vergangenheit trennt uns, die Zeit ward, die Zeit, welche wurde zum Raum! ...

Nichts bleibt mir! — Selbst nicht die Hoffnung! ... Nur du, Erinnerung,
Wehst mich an aus diesen Blättern und machst mich wieder jung ...
Ach, wenn sie jetzt mich riefe, mich riefe zu sich her,
Ich glaube, wir kennten uns Beide, wir liebten uns Beide nicht mehr! —

Nein, was mir bleibt, da steht es: „Ich hab' dich unsagbar lieb!
O komm'! — O komm'! — O komme!!" — — Ja, in meinem Herzen blieb
Ein Hauch dieses Rufes haften; den kann kein Raum, keine Zeit
Verwehen — er ist wie des Lebens ungenossene Seligkeit!

Durſt.

1.

Die Nacht beginnt. Die letzten Klänge
Des Tags verhallen. Letztes Licht
Lockt aus armſeligem Gedränge
Des Tages meinen Frieden nicht.

Es ſinkt verwelkt die letzte Roſe
Von meines Glücks erſchlaffter Bruſt,
Und ſterbend trinkt die Heimathloſe
Am Thau der Nacht ſich letzte Luſt.

Die Nacht begann. Was ich begehrte
Von dieſem Tag, hat er verwehrt:
Er reicht den Kelch mir, den er leerte —
Ich dürſte. Doch er iſt geleert.

2.

Was ſoll mir noch ſein goldnes Glänzen?
Trank meine Jugend ihn nicht leer? —
Ich kann ihn nicht mit Roſen kränzen —
Ich habe keine Roſen mehr.

Ich habe nichts, um ihn zu füllen —
Aus dieſem Sonnenhimmel fällt
Kein Glück mehr nieder, zu verhüllen
Die Leere meiner armen Welt.

Wohl reicht des Wunſches letztes Flammen
Zu ſeinem luftigen Meer hinauf,
Doch über mir ſchlägt es zuſammen,
Und Nacht nimmt den Verſtoßenen auf . . .

3.

Ich schmiege mich mit leisem Zittern
An deine dunkle Brust, o Nacht:
Nur Ruhe will noch, wer den bittern
Kampfpreis errang in wilder Schlacht.

Die Rosen deiner Sterne streust du
Verschwenderisch nieder auf mein Haar,
Die weißen Rosen . . . Nacht, erfreust du
Ihn, welcher niemals dankbar war?

Ich trinke mit erblaßtem Munde,
Sind es die letzten Züge doch:
Ja, Nacht, du heiltest meine Wunde,
Wenn — ich an Heilung glaubte noch!

See und Gebirge.

Ich hielt. Und meine Träume tranken
Die Flammen einer fernen Welt —
— — — — — — — — — — —

Die Schatten, welche niedersanken,
Von Blitzen wurden sie erhellt,
So daß mein Auge, welches trunken
Zu den beeisten Firnen flog,
Nur als das Sprühen irrer Funken
Das Bild der Zukunft in sich sog.

Und während ich in flüchtigem Leuchten
Gewonnenes zugleich verlor,
Stieg vor mir — wie aus eisig-feuchten
Gewässern — still mein Glück empor:
Es kann im Wirrsal frecher Tage
Unsterbliches nicht untergehn,
Wohl aber kann in Fluch und Klage
Der Großen Größtes hinverwehn.

Es muß des schärfsten Schwertes Schneide
Stumpf werden im Gefecht des Tags,
Du zogst es sausend aus der Scheide —
Ein Zufall fiel, und — er zerbrach's! ...
Mit den erlahmten Händen steuert
Ein Schwimmer an das ferne Land,
Wenn seiner Jugend Wunsch erneuert
Des Alters müder Unverstand ...

Doch wer des eigenen Lebens Waage,
Die Leid und Gram und Haß beschwert,
Ueber dem Grab vereister Tage
Mit letztem Lächeln ausgeleert,
Der sieht, wie seiner Sonne Schimmer
Sich vom Gebirg' zurückergießt,
Welches der todgefeite Schwimmer
Als seines Lebens Ziel begrüßt.

Hoffnung und Glaube waren Splitter,
Die ein gestillter Sturm zerbrach,
Und Liebe war — — o fahrender Ritter,
Nur deine Jugend schreit ihr nach! ...
Glaubt mir: es treibt im Wogenspiele
Der Balken des zerschellten Schiffs
Weit eher zum gewollten Ziele,
Als an den Tod des Felsenriffs!

Morgen! ...

Und morgen wird die Sonne wieder scheinen,
Und auf dem Wege, den ich gehen werde,
Wird uns, die Glücklichen, sie wieder einen
Inmitten dieser sonne-athmenden Erde ...

Und zu dem Strand, dem weiten, wogenblauen,
Werden wir still und langsam niedersteigen,
Stumm werden wir uns in die Augen schauen,
Und auf uns sinkt des Glückes stummes Schweigen ...

Der Letzte.

1.

Was groß und was schön war, Ihr habt es zerstört!
Auf die Stimme der Zukunft habt Ihr nicht gehört!
Euch duftete keine Blume, für Euch kein Vogel sang:
Das Glas an Eurer Lippe, das Euch laben sollte, zersprang.

Für Euch war nicht dieser Himmel, sein siegendes Morgenroth:
Für Euch nicht seine Sonne; für Euch nicht sein schweigender Tod:
Was groß und was schön war, dahin, dahin, dahin —
Was lache ich immer wieder, der Einer von Euch ich doch bin?!

Ich lebe! — Doch fliehend ruht nur auf meinem Scheitel das Licht:
Nein, auch mir nicht dieser Morgen, auch mir dieser Abend nicht!
Was groß und was schön war — armselig-feile Welt,
Du würfeltest um die Schönheit: auf den Letzten der Siegwurf fällt!

2.

Der Letzte von uns, er ahnt nicht, was Schönheit und Freiheit ist!
Er kennt nur die lange Weile, die seine Tage zerfrißt.
Er streichelt seine Hunde, küßt sein erkauftes Weib
Und tastet mit mattem Finger an ihrem vergifteten Leib ...

Er gähnt und reckt die Arme. Dann ruft er nach seinem Pferd
Und reitet hinaus in die Lande, bis auf die Füße bewehrt.
Doch grüßt er nicht auf zum Himmel. Es fällt sein träger Schuß
Das Wild, das seiner Laune blutend erliegen muß.

Und kommt ein König gegangen, wirft er sich in den Staub,
Doch des Kärrners letzte Rose pflückt er in frechem Raub,
Und er achtet doch ihres Zaubers, wie des Lächelns des Abends kaum.
Er reitet nach Hause. Die Nacht naht. Sie schenkt ihm keinen Traum.

3.

Der Letzte von uns: da sinkt er auf seinen goldglitzernden Pfühl,
Stets müde und nie ermüdet. Nur widerndes Gefühl
Hält seine stumpfe Seele, den breiten Fuß gebannt.
Zuweilen hebt er zitternd im Schlafe seine Hand,

Als möchte von seinem Haupte ein Unheil er halten fern ...
So naht ein letzter Morgen. Und wenn der letzte Stern
Die letzten seiner Strahlen auf die Erde ausgeleert,
Dann hat der letzte Erbe sein Erbtheil aufgezehrt.

Dann — — doch wie mag ich wissen, was dann in der großen Welt
Die Waage zwischen Sühne und Schuld gelassen hält? —
Ich ahne, daß Recht und Unrecht dann nur noch Worte sind,
Wenn auf der müden Erde der letzte Kampf beginnt! ...

Heimath.

Wir, die wir altern, ach, was rufen
wir nach der Heimath sehnsuchtsvoll,
Daß sie die übergrünten Stufen
der Zukunft niedersteigen soll?

Thoren! — denn wer sie nie besessen,
die Heimath, der gewinnt sie nie! . . .
Wer sie besaß und sie vergessen
konnte, sieht nimmer wieder sie! . . .

„Heimath ist, wo der Wunsch Erfüllung
und Sehnsucht ihre Lippe fand! . . ."
Nein, Heimath ist, was ohne Hüllung
einst vor dem Blick des Kindes stand!

Ruhe.

Auf weiche Polster, in des Waldes Moosen,
Auf deiner jungen Brust erblühte Rosen
Hab' ich nach fast vergessener Tage Sorgen
Mein Haupt geborgen.

Es kam ein Tag nach den durchhärmten Tagen,
Der ließ mich mehr, als je ein anderer, tragen:
Verzweiflung kam, die ich mit meinem Willen
Nicht konnte stillen.

Da beugte ich die Stirn. Und langsam sank sie
Auf meine röchelnde Brust. Und dürstend trank sie
Den Schweiß der Mühe. — Und in großem Frieden
Bin ich geschieden . . .

Sturmnacht.

Krachende Wände, ächzende Wipfel, brandende Wogen:
Sturmnacht, herrlich und groß umrauſcht mich dein Lied.
Dieſen Himmel haſt du mit Wolken umzogen,
Aber dies Herz der Freiheit Freude durchzieht!

Keine Sterne; kein Mond ... doch deine dröhnende Stimme:
Worte, verſtanden im Regen-Geriesel noch:
Zwieſprach zwiſchen uns, während vor deinem Grimme
Feig ſich die machtloſe Maſſe der Menſchen verkroch.

Lachend ſah'n wir ſie flieh'n. Nun auf dem Balcone
Ringen wir: Liebenden gleich in der Hochzeits-Nacht,
Und du erzählſt mir, wie geſtern du an dem Throne
Gottes gerüttelt und jäh ihn zu Falle gebracht.

Und wir lachen. Und tauſchen nächtlich die gräßlichen Witze
Ueber Leben und Tod in erſticktem Geplauder aus,
Und ſchon ſendet der Tag ſeine ſilber-ſprühenden Blitze
In dein ſchlummertödtendes Raſen hinaus.

Sturmnacht, Geliebte, wie biſt du ſo ſchön und erhaben,
Wenn du die Wogen durchwühlſt, die Gebirge durchſchreiſt,
Und wie barmherzig, wenn du den Seelen, vergraben
Tief im Staube der Tage, die Schwingen befreiſt!

Noch ein Kuß! Und in letztem, zermalmendem Ringen
Hebſt du und wirfſt mich dem lächelnden Tage hin:
Doch des Beſiegten verröchelnder Schrei — er ſegnet die Schwingen,
Auf denen heute zum Glücke gefahren ich bin!

Die Stärke der Schwäche.

... Und wenn die Stunde verſunken, dann war er wie ein Kind,
Das verſchüchtert, ſchwach und ängſtlich ins Leben zu ſehen beginnt.

Es war ihm: es ſei ſein Dichten, ſein Denken, ſein Leben all'
Nur wie in Spätherbſt-Tagen ein ermüdeter Blätter-Fall.

Oder wie in Sommer-Zeiten eine ſchwüle und ſtille Nacht:
Bei Mädchenküſſen vergeſſen ... beim Weine einſam durchwacht ...

Oder wie in Winter-Stunden: wir ſchaun in ein offenes Grab.
Weichweiße Flocken fallen. Wir ſchütteln die Flocken ab — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Stunden wurden ihm Tage. Die Tage zu Jahren faſt.
Frühmüde hat Stunde und Jahr er: ſein ganzes Leben gehaßt.

Sein Wort umflog ſeine Menſchen, wie die Motte das züngelnde Licht
Umflattert. — Sie hörten es ſchweigend. Er glaubte, ſie hörten es nicht.

Er wähnte, ſein Wort ſei vergeſſen, noch eh' es geſprochen ſei.
Warum er dennoch es feſſelt? Seine Seele macht es frei.

Doch wenn ſie kam die Stunde — doch ſo ſelten die Stunde kam,
Daß nur zwölfmal vielleicht im Jahre den Gram von der Seele ſie nahm

Doch wenn ſie kam: wo waren da Zweifel und Schwäche und Spott?!
Er reckte ſich hoch in die Höhe. Menſch war er und war Gott!

Lac Léman.

Als von den Bergen die Schönheit nieder
— Anmuth die Züge und Jugend die Glieder —
An den Klüften vorbei und vorbei an den Hütten
Zu deinen schweigenden Wassern geschritten,
Genfer See, da streifte voll Gnade
Sie deine Gestade.

Deinen Hängen hat sie die Reben,
Deinen Fluthen den Zauber gegeben,
Heute dem Himmel zu dienen als Spiegel,
Morgen der ragenden Macht deiner Hügel:
Tags dem Leben und Nächtens dem Tod,
Der droben droht.

Nur auf den schneeigen Spitzen dort oben,
Wenn wir die staunenden Blicke erhoben,
Seh'n wir ihn steh'n. Und der Hoffnung Schimmer
Sagt uns: Vorüber ging er hier immer —
Und der Herrscher auf eisigen Thronen
Wird uns hier schonen!

Mein Weg zur Freiheit.

1.

„Ich will in Freiheit leben!" sprach ich.
Mit einer Kraft, die größer war
Als meine arme Jugend, brach ich
Mir Bahn durch jede Schwätzer-Schaar.

Die Freunde schwanden mir zur Seite,
Wie Blüthen flieh'n beim Sturmesweh'n . . .
Den Blick gerichtet in die Weite,
Sah'n sie mich zweifelnd vorwärts geh'n.

Des Willens starke Flügel trugen
Durch Nacht mich hin zum Morgenschein —
Als sie ans Ziel ermattet schlugen,
Sah stumm ich auf und stand allein.

❦

2.

Niemals vergesse ich den Morgen,
Der lächelnd meine Stirn umwob,
Nach einem Leben voller Sorgen,
Angst, Zweifeln sich als Ziel erhob!

Kühl war er wie des Stromes Welle,
In die der durstige Mund sich taucht.
Ich stand auf der ersehnten Schwelle,
Vor der das Meer des Blutes raucht,

Und hinter welcher ewiger Friede
Und ewige Freude wohnen soll —
Ich trat nicht ein. Als Glied im Gliede
Bezahlte ich der Klugheit Zoll.

Niemals vergesse ich den Morgen,
Wo ich dahingab, was ich fand,
Da an ein Sein voll Angst und Sorgen
Die Freiheit selbst mich wieder band!

❦

3.

Der Morgen blieb. Ich hatte bebend
Am Freiheit-Quell getrunken — nie
— In Angst, in Sorgen, Zweifeln lebend —
Vergaß ich sie, die Freiheit sie! . . .

Nur ernster ward mein Blick und trüber.
Wenn ich durch laute Gassen ging,
Sah ich zuweilen still hinüber,
Ob nicht ein Blick an meinem hing.

Suchend das Lächeln der Erkenntniß,
Das wortlos mir zu sagen schien:
„Ich bin bereit . . .“ Stummes Verständniß
Band dann an mich ihn, mich an ihn.

Wir gingen weiter, denn wir beten
Im Knechtschafts-Tempel noch zum Schein.
Wenn wir der Freiheit Reich betreten,
Sind wir mit uns nicht mehr allein!

4.

Mit Blut die Zukunft zu beschwören,
Ist Wahnsinn, den Vernunft verdammt.
Wie kann der Freiheit angehören,
Was noch der Knechtschaft Fluch entstammt?!

Thor, der du von dem schwangeren Weibe
Das Kind gewaltsam eher löst,
Als es sich selbst vom müden Leibe
Am rechten Tage willig stößt!

Was hilft's, Versagtes zu begehren?! —
Glaubst du, mein Herz ist weniger wund,
Weil in Verfluchen und Beschwören
Sich nicht ergießt mein bleicher Mund? . . .

❦

5.

Schon stand ich an der Freiheit Thoren . . .
Wißt: Hätte ich den Schritt gethan,
Ihr hättet ewig mich verloren!
Nun engt uns noch dieselbe Bahn,

Die Euch mit mir zum Ziele führen,
Die mich mit Euch befreien soll —
Jetzt gilt es, Steine nicht zu rühren,
Nein, zu bezahlen seinen Zoll

Der Macht, auf daß am späteren Tage
Die Größeren wir und Stärkeren sind,
Dem Tag, an dem mit einem Schlage
Zum Mann entmündet sich das Kind!

❦

6.

Niemals vergesse ich den Morgen!
Sein Licht als Flamme in mir brennt:
Ich war schon frei! — von allen Sorgen,
Von allem Zweifel schon getrennt!

„O wäre ich doch eingetreten!" —
— Jedoch den Wunsch erstickt mein Mund —
Ich brauchte nun nicht mehr zu beten,
Ich wäre frei von Euch auch! — und

Ihr hättet ewig mich verloren,
Um den Ihr nun Euch hoffend drängt,
Den Ihr als Retter Euch erkoren,
Daß er für Euch die Thore sprengt . . .

❦

7.

Ich bin kein Retter — in die Mitte
Der Horchenden zurückgescheucht,
Vernehmt des Freien letzte Bitte,
Die Hohn vielleicht und Spott Euch däucht:

„Sei frei! — du bist es stets gewesen,
Jedoch du wolltest es nicht sein!
Sklave warst du, weil du erlesen
Nur Andere stets, dich zu befrei'n!

Thorheit, den Thoren noch zu sagen:
„„Auf, werdet frei!““ — Ich sage dir
(Nicht Euch, nein Dir!) —: „„Wozu die Klagen —
Folge dir selbst, nicht folge mir!““

Wenn Jeder zu dem gleichen Ziele
Der Freiheit seine Flügel spannt,
Wie ich, erreichen wir als Viele
Einzeln der Zukunft Heimath Land.“

❦

8.

Nicht wahr, ich habe nicht gelogen?
Ich habe keinen Weg gezeigt?
Ich habe mich nicht selbst betrogen,
Indem ich mich Euch zugeneigt?

Schon ſtand ich an der Freiheit Schwelle
Und bin bewußt zurückgekehrt —
Noch war es Zeit nicht — Ach, die Helle
Der Hoffnung hat uns aufgezehrt! . . .

Wartet noch eine kleine Weile!
Wir brauchen ja nicht Alle — nur
Den Theil, der flugbereit in Eile
Schon ſucht und bald erſpäht die Spur . . .

Es kann ſo lange nicht mehr dauern,
Bis ſie zu ſich gekommen ſind . . .
Schon ſtürzen hin die Felſenmauern
Des Wahns, der eine Welt umſpinnt.

Bald weigern wir uns, zu gebieten
Und zu gehorchen — und es fällt
Nach tauſend hoffnungsloſen Nieten
Der Preis uns zu der freien Welt!

Dann iſt geſprengt die Bank der Staaten
Von unſerer ſchwächern Uebermacht!
Wir ſpielen nicht mehr. Unſere Saaten
Einernten wir nach langer Nacht.

„Mein Ich —"

O Welt, wie biſt du weit!
Mich zieht es über deine Berge.
Mich aber hält die Zeit,
der Scherge.

O Menſch, wie biſt du klein!
Groß kannſt du dich empor erſt heben,
Wenn du gelernt, nur dir allein
zu leben.

O Wahn, wie bist du groß!
Ich gab mich niemals dir zu eigen
Und ich bezwang das Loos,
zu schweigen.

Mein Ich, du hebst dein Haupt!
Du warst ein Kind und wardst ein Krieger.
Wer stets an sich geglaubt,
bleibt Sieger!

Sonne.

1.

Erwartung.

Ich lehne müd' mein Haupt an Felsenwände. –
An meiner Lippe schon vorüberstreift
Der Duft der Traube, die an dem Gelände
Hoch über mir dem Herbst entgegenreift.

Die Wonne sybaritischen Genießens
Kam über mich in dieser schönen Zeit ...
Die Lust des Dämmerns und des Augenschließens,
Die dem Vergessen nur sich einzig weiht ...

Wenn dann der Herbst kommt, werde ich erwachen
(Ich weiß nicht, ob die Tage fern, ob nah),
Und bei der Freunde und der Gläser Lachen
Die Wonne trinken, die ich reifen sah ...

Chillon, 7. April 1889.

2.

Das Winzerfest.

Nun weiß ich es, die Tage waren nah mir.
Sie sind gekommen, eh' ich es gedacht,
Des Festes Freudentage! — Wie geschah mir?
Vom schweren Traume bin ich jäh erwacht.

Das Licht fiel hundertmal auf dieſe Fluthen,
Und hundertmal die Nacht mit ſchwerem Kuß —
Ich ſah ſie nicht. Denn ich war fern. Es ruhten
Die Füße deſſen, welcher wandern muß . . .

Ich ſchlief. Ich träumte ſchwer. Zuweilen hörte
Ich fernes Klingen, und ein Lachen — (faſt
Klang es wie Glück, das nahen will) —, es ſtörte
Auf Stunden meines Schlafes tiefe Raſt . . .

3.

Das Winzerfeſt! — durch drei gewölbte Bogen,
Umgoſſen hell vom Gold des Sonnenſcheins,
Sind ſie mit Siegerlächeln eingezogen:
Pales. Und Ceres. Und der Gott des Weins.

Nun ſpielen ſie die wunderbarſten Spiele,
Die je ein Menſchenauge durfte ſchau'n . . .
Wenn jetzt die ewige Nacht herniederfiele,
Ich würde ſorglos mich ihr anvertrau'n!

Die Chöre ſingen. Und die Farben glühen . . .
Im Tanze ſich die ſonnige Anmuth ſchwingt . . .
Ein ewiges Eilen — Nah'n . . . Ein Loh'n — Verſprühen . . .
Das iſt die Schönheit, die mein Auge trinkt!

4.

Und als die Mutter Nacht ſich niederbeugte
Zum Kuß auf ihres Sees ſchlafmüden Mund,
Sah ſie, was fremd und doch bekannt ihr däuchte:
Getaucht im Feenlicht Vevey's Ufer-Rund.

Der bunten Schaaren jauchzendes Gewimmel —
Die Jugend doppelt frisch, das Alter jung,
Sie stehlen seine Sterne diesem Himmel
Und jedem Schmerze die Erinnerung! . . .

O wie die Ufer zauberisch erglänzten,
Heller, je tiefer sie herniedersank,
Die einzige Nacht, in der am rebbekränzten
Becher der Lust ich ohne Reue trank! . . .

Vevey, August 1889.

Kommt er?

Kennt Ihr jene Stunden, wo der Frieden Euch verläßt?
Wo die Angst das Herz Euch mit Eisen-Nägeln umpreßt?
Düster glimmt das Auge — keine Thräne näßt
Eure Lider —: daß Ihr mir diese Stunden nicht vergeßt!

Hundertmal entschlummert und hundertmal entfacht
Ist in diesen Stunden in Euch ein Schmerz erwacht.
Keinen Namen trägt er. Von jedem Menschen verlacht,
Rief er dennoch Jeden aus dem Schlaf zur Nacht.

Nicht, daß er Euch tödtet — dieser Schmerz: glaubt nicht,
Daß er wie der Sturmwind Eure Leben bricht.
Nicht wie Schuld und Reue geht er mit Euch ins Gericht,
Doch er grub, er grub Euch die Falten ins Gesicht.

Er war's, der zum Feigling manchen Starken geknickt;
Der Euer Lachen gemordet, wenn er Euch angeblickt —
Schweigend kam er, ging er — wer hat nach ihm geschickt?
Kommt er schon? — — Da ist er! Seht Ihr, wie er nickt? . . .

Letzte Erkenntniß.

Einſt wähnte ich ſie zu verachten —
Ich verachte ſie nicht mehr.
Ich kann nur noch betrachten:
Ich ſchaue um mich her.

Ich betrachte das Sein wie ein Leben,
Von dem kein Theil ich bin —
Ich bin mein — ich kann mich geben
Nicht mehr den Andern hin.

Denn ich bin wieder gekommen
Zu mir — was brauche ich mehr?
Mein ward wieder, was mir genommen:
Was geflohn, kam wieder her,

Und gab mir wieder die Hände —
Ich bin unendlich reich!
Von hier bis zum Erden-Ende
Iſt mir kein Anderer gleich.

Das flößt den Muth, den neuen,
Der klaren Seele ein:
Es will ſich wieder freuen,
Wieder ſtark die einſame ſein! . . .

Sie raſen, die lärmenden Thoren
Und rennen die Grenzen an —
Ich verſchließe meine Ohren.
Was geht mich ihr Schreien an?

Sie trennen Gerechte und Sünder
Und halten wechſelnd Gericht,
Doch ſie ſind ewige Kinder
Und ſie verſtehen ſich nicht.

Ich aber verstehe Alle
Und nenne Keinen schlecht:
Ob er siege oder falle,
Er ist in seinem Recht.

Ob er falle oder siege,
Es kann nicht anders sein!
Ich steige und ich erliege —
Gewiß! — doch ich bin mein! . . .

Vorübergang.

Ich ging an deinem Haus vorüber
— Die Reue hemmte meinen Gang —
Und horch! von dort zu mir herüber
Scholl Geigenzittern und Gesang.

Ich schlich mich leise lauschend näher,
Kein Auge wurde mich gewahr,
Und stand — des eigenen Schmerzes Späher —
Bis jeder Ton verklungen war.

Und schöner schien mir dieses Singen
Der Liebe, das die Nacht durchdrang,
Als, was ich je dir durfte bringen,
Als je ein Lied, das ich dir sang! . . .

Noch immer schlich der Sang der Geigen,
Der Laut des Liedes um mein Ohr,
Als schon sich in der Ferne Schweigen
Mein Pfad der Einsamkeit verlor!

Vor der Entscheidung.

Bald schlägt mein Geist seine letzten Schlachten.
Wenn ich in ihnen nicht Sieger bin,
Wird Finsterniß mich ewig umnachten. —
Nur zögernd trete ich diesmal hin.

Es muß mein Herz seine Leidenschaften,
Seinen ganzen Scharfsinn muß mein Verstand,
Mein Arm seine Muskeln, die nicht erschlafften,
Zum Kampfe stellen im Widerstand.

Dann werde ich siegen, wie immer ich siegte!
Dann ziehe ich stolz in die Hallen ein,
In welchen die Hoffnung in Träumen sich wiegte . . .
Dann werden der Wünsche Erfüllungen mein!

Dann wird mich die Menge jauchzend umschaaren:
Ich halte ein Lächeln für Jeden bereit.
Ich werde als Gott die Weiten befahren,
Die Weiten des Traums meiner Kinderzeit . . . .

Man wird meine Straße mit Rosen bestreuen . . .
Die Liebe schmiegt wärmend sich an meine Brust . .
Man wird das Verlorene mir doppelt erneuen,
Und alles Erneute ist Glück und ist Lust! —

Ich siege auch diesmal. Ich weiß es. Was zieht sich
Mein Fuß zurück? Was zaudert mein Geist?
Was zittert die lechzende Seele? — Sie sieht sich
Im Raume der Ferne verirrt und verwaist.

Sie sieht sich schweben über den Gründen,
Sich wiegen voll Wollust auf wolkigem Pfühl,
Denn sie hat es verlernt, zu den finsteren Schlünden
Der Schwachheit zu tauchen voll Mitgefühl! —

Ich zaudere und reiche dem tiefen Umnachten
Der Wirklichkeit Stunde um Stunde hin . . .
Bald ſchlägt mein Geiſt ſeine letzten Schlachten.
Weh' mir, wenn in ihnen ich Sieger bin!

Wenn . . .

Wenn deine geborſtene Schläfe
Das Frühlicht morgen träfe
Zum letzten Mal:
Wenn Tod in Tod verdämmerte:
Der letzte Gedanke hämmerte
In herbſter Qual —

Und du dann müde ſänkeſt
Und durſtig die Waſſer tränkeſt
Der Todesfluth:
Um deine Lenden ſchlügeſt
Du ein Gewand und trügeſt
Dein Haupt voll Muth —

Dann hätteſt du mich vergeſſen,
Und würdeſt dich unermeſſen
An Freiheit freu'n . . .
Iſt es nicht beſſer, am Leben,
Das uns die Tage geben,
Sich jetzt erneu'n?

Sei frei! — Obwohl du noch wandeln
Im Lichte ſollſt, verhandeln
Sollſt du dich nicht!
Leugne, gleich mir, die Pflichten —
Die Nacht des Wahns zu lichten
Iſt keine Pflicht!

Wie der Klangton jener Weiſe —

Wie der Klangton jener Weiſe,
Die einſt deine Lippe ſprach,
Schleicht ſich leiſe
Um die Kreiſe
Seiner Stunden jetzt mein Tag.

Und es ſcheint mir, er beſtrebt ſich,
Zu verzögern ſeinen Gang,
Denn er hebt ſich
Und belebt ſich
Erſt, wenn fern die Sonne ſank.

Und nur eine einzige Stunde
Schenkt Vergeſſen mir ſein Kuß —
— Eine Stunde
Heilt die Wunde
Nicht, an der ich ſterben muß!

Robert Catell.

1.

Erkennend, was ſie willig hält,
Und das, was feindlich ſie zerſchellt,
Iſt deine Jugend hingegangen . . .
Dazwiſchen lag ihr helles Lachen,
Ihr Zweifeln, Aengſten, Luſt-Entfachen,
Ihr Glauben, Wieder-Zweifeln, Bangen . . .

An deine Wege ketteteſt
Du ein Geſchick: Du retteteſt
Sie, die du liebteſt, nicht! — Verloren
Iſt ſie, gleich dir, der (wie die Stunde
An ihrer Zeit) an ſeiner Wunde
Verblutend ſchreit: „Ich bin geboren!“

Was nützt es dir, daß du dich frägst?
Nach antwortlosen Bitten legst
Du hin dich, endlich zu entschlafen:
Dich hält die Macht, die dich geboren,
Und ehe sie aus deinen Poren
Die letzte Kraft nicht trieb, zum Hafen

Des Todes schwimmst du nicht! — Allein
Hinstolperst über Nacht und Stein
Du stöhnend ... schlingst mit müden Armen
Um Steincolosse: kalte Brüste,
An ihnen abgestorbene Lüste
Zu neuem Leben zu erwarmen!

Sie hauchen dich mit Eises Frost
Zurück — Nun sage: welcher Trost
Blieb, an dem noch du kannst genesen?
Du murmelst — und die matten Lider
Schlägst zum umeisten Sein du nieder —:
„Nichts! Alles ist umsonst gewesen!"

❦

2.

Das Licht, das aus deinem Fenster strahlt,
Dein Licht ist immer das letzte —
Dort birgt vor dem Tag, dem höhnenden Tag,
Dein Geist sich, der müdegehetzte!

Drei Jahre nun schon! — und jede Nacht
Seh' ich dieses köstliche Funkeln.
Erlöschte dein Licht, o Robert Catell,
Ich wäre verlassen im Dunkeln!

❦

3.

Deine schweigenden Thaten haben keinen Erben:
Mit dem Gedächtniß Derer, die dich gekannt,
Mein armer, bewunderter Freund, wirst du sterben —
Warst du nicht von Jenen, die die Erde verbannt?

Halb warst du ein Pilger, der sinnenden Zuges
Sich die reinsten der Pfade durchs Leben gesucht —
Halb warst du ein Dämon, der rasenden Fluges
Den Himmel gestürmt und die Erde verflucht!

4.

Nicht immer richtet die ringende Seele
Sich aus erstickendem Staube auf,
Wie du, der in Nacht – sie sagen: „in Fehle" —
Begann seinen lebendurchstürmenden Lauf.

Du schütteltest schweigend die alternden Schwingen,
Und nach einer Jugend, von Kummer erdrückt,
Hast in Jahren, die Andern Erschlaffung nur bringen,
Empor du gerafft dich . . . Sein Wollen, geglückt

Ist herrlich dem unermüdlichen Schwimmer,
Dem das Land zu erreichen ein Wagniß kaum!
Ihr Schwätzer, verstummt! — Du Verstoßener, ach immer
Erscheint mir dein Lächeln des Siegers im Traum!

5.

Wohl: deiner letzten Kraft Gewicht
Wirfst kühn du in die Waage
Und warteſt, wer das Urtheil ſpricht —
Du warteſt ohne Klage.

Indeſſen hat dein Haar gebleicht
Die Zeit, der ſtumme Färber,
Ein Schmerz um deine Lippen ſchleicht —
Ihr Zug wird herb und herber.

Und eines ſchönen Tages ſchau'ſt
Du auf mit ſtummer Klage
Wo iſt der Gott, dem du vertrau'ſt?
Nirgends Gericht und Waage! —

Ja, ſelbſt vergeſſen kannſt du dich!
Du kannſt nach irren Tagen
Den Mantel der Vergeſſenheit
Um deine Schultern ſchlagen;

Kannſt lauer Stunden Glimmern mit
Geſpött zur Flamme fachen;
Kannſt einer letzten Freude Licht
Im hellen Rauſch verlachen —

Es hilft dir nichts! Die ewige Nacht
Hält ewig dich umfangen . . .
Robert Catell, noch ſterbend wirſt
Zum Morgenlicht du langen!

6.

Die Hände der Erwartung ſtreckte er weit hinaus.
Er horchte in den Lüften nach einem Ruf „von zu Haus".
Doch rückwärts hielt er geneigt das Ohr in die ſchweigende Ferne.
So ſtand er lange Jahre. In der Ecke der Welt verborgen
Stand er mit ſeiner Sehnſucht, ſeinen Zweifeln und ſeinen Sorgen,
Und über ihm hielten die Wacht dem Lebenden die Sterne.

Und Alle ſtarben allmählich, die ihn und die er geliebt.
Sein Leben war wie ein Tag ihm, von dem Stunde auf Stunde zerſtiebt.
Es lauſchte ſein alterndes Ohr hinein in die ſchweigende Ferne.
So ſtand er noch lange. Allein geblieben im Leben, das
Er nie verſtanden, rang er mit Liebe, rang er mit Haß,
Bis er endete. Und dem Sterbenden hielten Wacht die ewigen Sterne.

Hoffnung und Zweifel.

Dichtung.

Erſter Theil.

1.

Die Nacht fiel nieder. Die Luft ging ſchwer.

2.

Von den Bergen der Heimath kam langſam ſie her.
Sie ging, wie der Morgenwind geht, wenn er ſtill
Zu den Höhen des Mittags gelangen will . . .
Sie ging, wie der Siegende ſchreitet, der kaum,
Was noch trennt ihn vom Ziele, beachtet: den Raum . . .
Sie ging, wie das Meer wallt, das niemals ermattet,
Die Ränder der Zeit bemißt und beſchattet . . .

Ihr Antlitz war schön wie der Morgenthau —
Liegt jeden Morgen er nicht auf der Au?
Ein unwandelbar-ehernes Ebenmaß,
An welchem die Stunde vergebens noch fraß.
Die Stirn nicht gefurcht. Der Mund nicht gedrückt.
Der Nacken vom Fluch nicht des Alters gebückt.

3.

Von den Tiefen des Lebens klomm er herauf:
Seinen Fuß hielt der Dorn und das Steingeröll auf.
Sein Gang war schwer. Seine Stirn lag dunkel,
Und Bitterniß sprühte des Auges Gefunkel
Zu den Wänden des Erden-Gebirges empor,
Das wie Schatten im Schatten sich dämmernd verlor.

Nicht schien er das Ziel seines Weges zu sehen,
Und ging er, so schien er ermattend zu stehen,
Und stand er, so schien es, als schreite er schnell
Der Ferne entgegen, die flimmernd und hell
Dem Dunkel entstieg in verlockender Pracht:
Ein halbes Geheimniß.

4.

Tief hing nun die Nacht.

Da stieg sie hernieder in seligem Frieden,
Als könne die Ferne sie nimmer ermüden.
Kein Dorn verletzte den rosigen Fuß,
Und der Stern, der aufleuchtete, war ihr ein Gruß . . .

Da klomm er, schweißathmend und keuchend — gezogen
Von der eigenen Schwere hernieder: — im Bogen
Umkreiste er müde die schwindelnde Höhe,
Und ferner stets schien ihm die nahende Nähe.
Seine Schulter schlug schwerer das schwarze Gewand,
Und fester umspannte den Stab seine Hand . . .

5.

Jetzt standen sie schweigend und groß sich genüber.
Ihr Auge blieb hell; sein Blick wurde trüber.

Sie neigte ihr Haupt, und ihr lächelnder Gruß
Schien Halt zu gebieten dem flüchtigen Fuß:

„Schnell gehen die Tage den kreisenden Welten —
O sage, mein Bruder, was kommst du so selten?"

Tief hing seine Stirn, doch fest stand sein Fuß,
Als nun er begann ohne Lächeln und Gruß:

„Weit bin ich gewandert und glaubte
Zuweilen dir zu begegnen.
Ich sah auf Fluren, bestaubte,
Die Wasser der Hülfe regnen.
Ich stand, wo das Elend verschmachtet,
Sah an deinem Strande es landen —
Ich habe es prüfend betrachtet
Und ließ es unbeachtet,
Denn immer schienen — an deinen Stranden —
Auf nachtumwallte, weiteste Weiten
Sich Sonnenstrahlen der Freude zu breiten . . ."

Und achtlos schwieg sie. Unsterblicher Frieden
Schien dieser schmeichelnden Stirne beschieden.

Er aber sprach weiter. Nicht Freude, nicht Hohn
Lag in seiner Stimme gleichmäßigem Ton:

„Ich stand, wo die Lüge sich brüstet,
Und prüfte sie, ohne zu fliehn —
Da hat es mich mächtig gelüstet,
Den Schleier herunterzuzieh'n!" . . .

Nun reichte sie Antwort dem züngelnden Fragen,
Wie Jubel klang es, und doch wie Beklagen:

„Ich — deckte verborgene Tiefen,
Die — ach! — noch Keinen beglückt.
Wohl Denen, die sie überschliefen —
Auch ihre Wände, die schliefen,
Sie werden von mir überbrückt!“

Mit blitzendem Auge sprach sie.
Nun lächelte sie. Und nun brach sie
Vom nächtigen Weg eine Blüthe,
Daß sie vor dem Tod sie behüte.

Mit bebender Lippe, mit fliegendem Haar,
Aufschrie er in Wuth, doch mächtig und klar:

„O Lügnerin, die du gefundene Pfade
Mit Licht noch beschüttest und noch mit Gnade!“

Und weiter hat er gesprochen:
„Sieh' her, ich bin gerächt.
Die Blüthe, die du gebrochen,
Sie welkte. Wer gab dir das Recht,
Die, ohne zu schaden, zu nützen,
Die lebte, sie zu beschützen? —“

Und sie mit den lächelnden Zügen
(War es Wahrheit, war es Belügen?) —:
„Ich habe sie gebrochen,
Sie hat mich nicht gestochen.
O Bruder Zweifel, den Schleier,
Ich hatte ihn in der Hand,
Mit dem zu der großen Feier
Des Glücks ich die Menschen umwand!

Sieh' her, noch stark sind und rein meine Hände.
Ich halte in ihnen Welt Anfang und Ende.
Die Liebe, sie hat meine Menschen erschaffen,
Sie wird sie der drohenden Zukunft entraffen,
Sie wird sie, die heute Versprengten, die Meinen,
Zum Bruder-Bunde wieder vereinen.“

Und er mit den dunkelnden Zügen
In nie raſtendem Selber-Genügen:

„Du warſt ihr Fluch, ſeitdem ſie geboren,
Im Geſtern geht ihnen das Heute verloren,
Aus dem Heute erhebt ſich ein glänzendes Morgen,
Doch ſtatt Glück und Gewißheit bringt es ihnen Sorgen,
O Lügnerin, die du ſie einſt zum Verderben —
Du lehrſt ſie nicht leben, doch ich lehre ſie ſterben!“

„Ich reiche ihnen das Glück des Vergeſſens —“

„Ich ihnen das menſchliche Maß des Ermeſſens —“

„Ich zaubere ihnen die Zukunft vor —“

„Ich öffne der Gegenwart endlich ihr Ohr —“

„Ich führe ſie aufwärts zum Allgemeinen —“

„Ich rufe das Echo: zum — Gemeinen —“

„Ich lehre Vertrauen —“

„Und ich ſie: Schauen —“

„Ich lehre ſie bauen die neue Welt —“

„Ich rütteln ſie, bis die alte zerſchellt —“

So lachte er ziſchend. Und zwiſchen den Zähnen
Erſtickte er zwingend ein heimliches Sehnen.

Und Lippe und Wange wurden ihr bleich.

„O Bruder, wann endet dein endloſes Reich?“

„O Schweſter, drohſt endlich du mir zu erliegen?“

„Nein, Mörder, ich werde dich ruhlos bekriegen:
Feindin dir ewig, die ich dir war,
Seit der einen Stunde, die uns gebar!“

„Und dein Lügenwerk, ich will es verderben,
Bis zu jener, in welcher zusammen wir sterben!“

Und sie sang in erzitternden Tönen,
Um sich mit sich selbst zu versöhnen:

„Immer werde ich Pfade
Finden, die zu ihnen ziehn,
Denn sie nehmen immer als Gnade,
Was sie als Licht beschien . . .“

Und er rief in aufgellendem Lachen,
Um höher sein Zürnen zu sachen:

„Ja, immer werde ich Pfade
Zu den sterblichen Thoren finden,
Ihnen kündend, daß sie an Gnade,
Der frevelhaften, erblinden! —“

6.

Und der Hauch der Gräser rann durch die Lüfte,
Und der Athem des Lichtes durchhauchte die Klüfte,
Und die Stimmen des Lebens begannen zu tönen,
Zu flehen, zu lachen, zu schmeicheln, zu höhnen.

7.

Da standen verstummt sie. Und wagten zu brechen
Das Schweigen des Lichts nicht.
Doch mußte sie sprechen.

„Schnell sinkt ein Jahrtausend den Ewigen nieder.
Ich frage dich, Bruder: wann sehn wir uns wieder?“

„Wenn mein geworden die sterbliche Welt!“

Da lächelte still sie. Unsterblicher Frieden
Schien ihrer schmeichelnden Stirne beschieden:

„Kraft, die ich dir gab, wie kann sie mich stören?
Was mein ist, wie sollte es dir je gehören?“

Er aber, er lachte. Und die Berge erdröhnten,
Als zügellos-wild seine Lippen nun stöhnten:

„Es kreist in unendlichen Kämpfen das Leben —
Nie wird sich der Riese dem Kinde ergeben!“

Sie wandte zur Ferne den glänzenden Blick,
Als erspähe sie dort ein entschiedenes Geschick.

„So laß während eines Jahrtausends Verrinnen
Noch einmal den schrecklichen Kampf uns beginnen.
Mit lächelndem Blick, nie ermüdetem Fuß
Entbiete ich wieder dir hier meinen Gruß.
Und hast heute du noch meine Höhe gewonnen,
Du gewinnst sie nicht mehr, wenn die Zeit uns zerronnen:
Das Zeichen des Todes steht auf deiner Stirn,
Und der Wahnsinn umkreist dein ermattendes Hirn!“

Da spannte sich weit seine keuchende Brust
Und entströmte die Flüche dämonischer Lust:

„So wie ich hier stehe, so wirst du mich sehn
Nach Jahrtausenden wieder — allein hier stehn!“

Und es flüsterte sie in erbebendem Ahnen,
Als zöge zurück sie ein heimliches Mahnen:

„Und sollte ich kommen und sähe dich stehn
Auf der „Höhe der Hoffnung“, dann würde ich gehn!
Dann wäre der Unüberwindliche Sieger
Und Lüge mein Leben, der Unterlieger! . . .“

8.

Nun sangen sie Beide. Und ihre Gesänge
Begrüßten vereint das erwachende Licht.
Doch es drangen vereint die unsterblichen Klänge
Zu der Sehnsucht streitender Sterblichen nicht.

Und wie Donner des Zweifels Schreien erklang:

Ich trage zerstörend durch Zeiten, verloren
In feigem Erliegen, den Feuerbrand:
Ein Retter der ewig-unseligen Thoren
Bin ich als der Bote der Wahrheit gesandt! —

Und es tönte der Hoffnung Sirenengesang:

Ich schreite mit nimmer noch strauchelnden Schritten
Hinein in den Strom der begehrenden Welt:
Als Trösterin der Menschheit bin ich inmitten
Von Leid und Verzweiflung allein gestellt! —

Und dann, wie erlöst, aus verkettender Enge
Verhallten die süßen, die trotzigen Klänge,
Gleich dem Fluch, den mit Küssen die Liebe umschlang . . .

9.

Nun standen noch einmal sie sich gegenüber.
Keines Auge war hell; Jedes Blick wurde trüber . . .

„O Schwester Hoffnung!" so sprach er leise —
„Mein Bruder Zweifel?" so frug sie laut —
Und unterdessen hatte im Kreise
Um sie ein Wall sich von Wolken gebaut.

Licht lag auf der Erde leuchtenden Fluren,
Da spannten sie Beide die Fittiche aus,
Die nimmermüden, die starken, und fuhren
Auf verschiedenen Wegen wieder hinaus . . .

Die Eine ging nach dem tagenden Drüben . . .
Der Andere tauchte zurück in die Nacht . . .
— — — — — — — — — —

10.

O Zweifel und Hoffnung, wenn sie zerstüben
Und kehrten nicht wieder — was bliebe dann ihnen,
Den harrenden, den bekümmerten Mienen,
Die sich noch von Beiden nicht frei gemacht?! —

11.

„Das Unbefangene, das Unbewußte,
Das niemals wollte und niemals mußte,
Das heute wie morgen gleichmäßigen Schlages
Als Glück nie zitternde Herzen umwob!"
So hallte die Antwort des siegenden Tages,
Der sterbender Nacht sich lebend enthob.

Zweiter Theil.

12.

Die Nacht fiel nieder. Die Luft ging schwer.

13.

Da stand er, der Zweifel, der Sieger! — Und hehr
Wuchs auf seine Größe. Den schwindelnden Grat
Des Gestählten gehärtete Sohle betrat.
Er wartete.

14.

Welten rollten, wie Bälle
Geschleudert von kindlicher Hand, in die Fälle
Der Ewigkeits-Wasser.

15.

Stumm sah er hernieder:
„O Schwester Hoffnung, nie kehrst du mir wieder! . . .

16.

Ein Jahrtausend flog zerbrausend
An dem Wandernden vorbei,
Doch es scheint mir, daß vereint dir
Diese Spanne verronnen sei.

Hoffnung schreitet und begleitet
Langsam nur die Erdenbahn.
Daß ich Sieger, wunder Krieger,
Zeigt mir deine Eile an.

Machtlos waltend, flügelfaltend
Fällst du mir zu Füßen hin,
Und verlassen stirbt mein Hassen,
Wenn ich Gott und Sieger bin.

Wo du weiltest, von dort eiltest
Du, wenn du mich kommen sahst —
Meiner Beute steh' ich heute
Wartend, daß du mir dich nahst!"

17.

Er wartete.
Gleich den begehrenden Wellen,
Die immer drängen und schweigend zerschellen,
Sah Nacht er in Tag, Licht in Dunkel zerfließen.
Doch er wollte den Sieg seiner Stärke genießen.

Noch lagen die Höhen in Nebel gehüllt,
Noch hat das Jahrtausend sich nicht erfüllt,

Noch wartet die Erde, wie stets sie gewartet.
„Fragtet je Ihr, o Menschen, auf was Ihr harrtet?
Aus dem Abfall, den Euch das Vergangene gegeben,
Erbaut Ihr die Zukunft — das ist Euer Leben!“

18.

So stand er und sieht, wie der Morgen beginnt
Und der Tag hinstirbt und die Nacht zerrinnt —
Nach jenen dem Leben entborenen Gesetzen,
An die er nicht glaubte und die zu verletzen
Er machtlos so heute wie gestern gewesen,
Ihm gleich, der gesund war, und wollte — genesen!

19.

Schon schlug um die Schulter er schnell sein Gewand,
Schon griff nach dem Stabe wieder die Hand,
Schon zuckte der Fuß, aufs Neue das Wandern
Zu beginnen von einem Menschen zum andern,
Da sah er, wie unten im Thale — es lag
In Schatten gehüllt — ein Lichtstrahl sich brach.
Und es sprühte sein Auge und spähte hinab,
Wie die Erben in das sich öffnende Grab,
In welchem die Todten zu regen sich wagen,
Um der Lebenden Glück in Scherben zu schlagen.

20.

Aus dem Thale rang es
sich empor,
Wie ein Flehen klang es
an sein Ohr:
„Bruder, weiter kann ich
Müde nicht —
Sieger, sage, wann ich
schauen darf das Licht?!“

Da, wie Satan lachend,
als er fiel,
Daß die Berge krachend,
wie beim Spiel
Der Titanen sanken,
rief er laut:
„Seh' ich endlich schwanken,
was so stolz erbaut?

Licht willst du, die Bringerin
ewigen Lichts?
Leben will die „Ringerin
mit dem Nichts"?
Eigen-Glück die Senderin
allen Glücks?
Du, die du als Spenderin
mordest hinterrücks?

Wandle, Schwester, weiter
auf der Bahn,
Die sich breit und breiter
aufgethan
Vor der Allbeliebten,
während ich
Längst von den Betrübten
zu den Freien wich.

Zu den Freien, welche
nie gehofft,
Die am Freudenkelche
tranken oft,
Die die Wahrheit suchten,
und die nie,
Wenn die Gottversluchten
Euer Haß bespie,

In die Lüge sanken,
die dich trägt,
Die um dich die schlanken
Arme schlägt —
Schwester, du verlorene,
dich bekriegt
Der mit dir Geborene!
Er siegt jetzt und immer,
Wie den flüchtigen Schimmer
Stets die Nacht besiegt!"

21.

So rief er in Angst, in Gram und in Lust —
Nun lauschte er nieder mit keuchender Brust:
Es ward schwächer und schwächer im Thale das Licht —
Umhüllten die Nebel der Zeit sie so dicht?
Erklomm sie die Höhe, durch den „Felsen der Sorgen"
Vor dem trunkenen Sieger versteckt und verborgen?

Die Welten rollten einförmige Gleise,
Bestrebt, zu erfüllen gezogene Kreise . . .

22.

Der Zweifel war Sieger.
Doch warum wandt' er
Zum Gehen den Fuß nicht? Und warum stand er
Noch immer wie wartend?
Er wußte, zerschellt
Lag unten die Schwester — und sein war die Welt!
Was bog er sich nieder?
Zum unendlichen Schweigen
Ein erstorbenes Ohr in Mitleid zu neigen?

Er lauschte — — — — — — — — — —
— — — und horch! wie ein Abschiedsruf
Klang die Stimme, die einst die Welt erschuf . . .

Und noch einmal glomm es herauf aus dem Thal,
Und er sah seine Freundin zum letzten Mal!

Das letzte Lachen.

Wenn hinter dir Jahre versunken sind,
Lange, lange und schwere Jahre:
Wenn zum Manne geworden das spielende Kind,
Der ernsthaft steht an der Jugend Bahre:

Wenn dich öfter und immer öfter erfaßt
Ein seltsames, unerklärliches Bangen:
Wenn du spürst, wie das Leben dich schweigend haßt,
Da die Jahre der Freude dahingegangen:

Wenn die Rosen nicht mehr so berauschend blühn
Im Garten, im heimathlichen Garten:
Und die Sterne nicht mehr so verheißend glühn
Deinem Begehren und deinem Erwarten:

Wenn du erkennst, daß alles Flehn
Kein Bote des Glücks war, das du erträumt hast —
Dann wirst du eisig erschaudern, denn sehn
Wirst du, wie viel du verfehlt und versäumt hast!

Dann weißt du: Dein Traum ist für immer vorbei!
Nun kommen die kalten Tage, die wachen . . .
Noch einmal lachst du. Es klingt wie ein Schrei. —
Das war dein letztes Kinderlachen! . . .

Südliche Lieder.

1.

O die verſchwiegene Gluth,
Die an mir weiter zehrt! . . .
Wie ſehr ſich auch mein Muth
Und meine Kraft ſich wehrt!

Vorwärts drang ich und wich.
Es rang — der unterliegt:
Es iſt dein Kuß, der ſich
An meine Lippe ſchmiegt.

Durch dich erſt ward mir kund
Was, wer und wie ich bin.
Du biſt die Liebe und
Der Liebe Königin!

2.

Drei Roſen trägſt du in
Der Hand, die nie gebebt:
Die eine wirfſt du hin —
Sie hat geliebt, gelebt . . .

Lächelnd die andere reichſt
Du dann dem Andern zu,
Und eine Stunde ſtreichſt
Von meinem Glücke du . . .

Dann in der dritten Nacht
Ein Duften ſpürte ich:
Jäh bin ich aufgewacht —
Und hielt umſchlungen — dich

3.

Drei Tage lebten wir,
Noch lebe ich sie nach . . .
Wie Freude über mir
Aufflunkelte der Tag.

Wie größere Freude sank
Auf mich herab die Nacht.
— Nie ward ein reinerer Trank
Je reiner dargebracht.

Dann — als der vierte kam,
Gab ich dich Andern hin:
Es soll die Welt die Scham
Verscheucherin durchziehn!

4.

Doch spüre ich zur Nacht
Noch je den Rosenduft . . .
Und bin ich aufgewacht
In schwerer Blüthenluft . . .

Und bebt die kalte Hand,
Die dich zu fassen sucht . . .
Und bin ich festgebannt
Gleich dem, den sie verflucht . . .

Und kann die Sehnsucht so
Nicht länger tragen mehr:
Dann darf ich rufen dich,
Und wieder kommst du her!

Zählung.

Von den Freunden der Jugend auf immer getrennt!
Es galt: zwischen Wahrheit und Lüge zu wählen . . .
Ich habe gewählt! Warum sie noch brennt
Die Sehnsucht, mich immer aufs Neue zu quälen?

Ich zähle und zähle: nicht Einer blieb!
Sie gingen in Knechtschaft und Feigheit unter —
Und durch meiner Tage zerbeultes Sieb
Stiebt die Spreu des Vergessens verwirrter und bunter . . .

Der erste Brief.

Den ersten Brief von dir empfing ich heute,
Heute, wo schon verdämmern will dein Bild . . .
Und wieder bin ich dieser Sehnsucht Beute:
Aufstöbert sie aus dem Versteck ihr Wild,

Und hetzt es — weiter — weiter! — immer weiter! . . .
Die Möglichkeit steigt winkend mir herauf,
Die Möglichkeit des Glücks — sie lächelt heiter —
Doch plötzlich stockt mein irrgeleuteter Lauf . . .

Bis hierher! — Allen Hoffnungen entrissen
Ein Wunsch nur noch in meinem Herzen blieb —
Der wilde Wunsch: die kleine Hand zu küssen,
Die diese kalten, fremden Worte schrieb . . .

Dunkelheit.

Spottend reichte ich dir meiner Frage Gespann,
Forschte mit fliegendem Blick: „Löse das „Wie?“ und das „Wann?““

Starrend schautest du stumm auf das beschriebene Blatt.
Draußen stöhnte der Herbstwind, rufend, klagend und matt.

Und in erzitternden Schauern hielt deine schimmernde Hand
Worte, die ich geschrieben, Worte, die Keiner verstand.

Schüttelnd die Stirne schriest du: „„Worte, zusammengewebt,
Löst nicht, wer stirbt.““ „Nein,“ sprach ich, „aber wer sterbend lebt!“

Dann, als die züngelnde Zornglut auf deinen Lippen ich sah,
War mir uralter Gewohnheit uralter Widerspruch nah:

„Du warst du, weil du warst; und ich bin ich, weil ich bin.
Sage mir, wer von uns Beiden giebt sein Leben eher dahin?“

Wiederholend die Worte lauschend lugtest du auf.
Sprach ich: „Vermagst du zu sagen, was theilt uns Menschen zu Hauf?

Hierhin und dorthin sie würfelnd? Was trennt sie in Hier und in Dort?
Ist es ein Wille? — Ein Wünschen? — Ein Wagen? — Oder ein Wort?“

Wie in Staunen verstummt standst du. Da lachte ich laut.
„Bricht nicht die blühende Stunde, was ich so stolz dir erbaut? —

Wehrlos hat ein Wollen am Anfang ein Höchstes gewollt,
Bis zu den Sternen Welten hat es sein Wünschen getollt.

Nichts willst du mehr? — Doch ich! — Mächtigere Menschen, als ich,
Ruhen werden sie nicht, bis die Ruhe ihnen entwich. —

Weiter. — Wer da wäget, der will nicht. Denn wer da wägt,
An schon verwaiste Wiegen das schon Erworbene legt.

Ihm möchte ich ihn vergleichen, der legt in Kindeshand
Des steigenden Sturmes Steuer, der Empörung Feuerbrand.

Ich wende mich von den Wiegen, in denen zum Leben entflammt,
Was lebend nur zum Sterben für fremdes Leben verdammt!

Nimmer gebe ich mich! — Auf das „Wort“ willst Antwort du nun?
Antwort gebe ich dir. Weiter magst du dann ruhn.

Wehrlos ist ein Wille, der willenloser Welt
Seines Wollens Wünsche wägend unterstellt.

Hier trennen sich unsere Wege. Ich liebe das Leben. Das Wort
Wirrst wider weiseres Wissen durch Wirrniß feig du fort!“

Ich schwieg. Da hobest die Stirn du. Und sagtest mit einem Blick,
In dem dein Leben gelegen und deiner Tage Geschick:

„„Der Schlag, den einmal schlägt im Welten-Schlachtengang
Der Tod: er wird bezwingen auch dich, wie er mich bezwang!““

Ich lachte, der Widersprecher: „Ist er ein Wille? — Ein Wort? —
Ist er ein Wünschen? — Ein Wägen?“ — — Und lachend ging ich fort.

Mörder.

Mörder, mein Wort umschleicht dich! — Wende mir
Dein Antlitz zu, dein fahles Angesicht,
Tritt vor mich hin ins freie Sonnenlicht
Und wage noch zu lachen! — Sieh' mich an:
Du, der bisher der Strafe scheu entrann,
Mörder, mein Schwert erreicht dich!

Mörder, hebe die Klinge! Kreuze sie!
Mit der Unschuldigen Blut ist sie befleckt.
Du zitterst, du erbleichst? — ja, nach dir streckt
Sich heute meine Hand — sie will dein Blut.
Ich ruhe nicht, bis ich dich — fasse Muth! —
Mörder, zum Kniefall zwinge!

Mörder, die Welten ſchweigen! Auf uns Zwei
Sind Aller Blicke zitternd hingewandt.
Die Sonne glüht auf das gequälte Land.
Auf! zwiſchen uns nun kämpft der Kampf ſich aus!
Ich will der Welt in Nacht- und Sturm Gebraus,
Mörder, ein Beiſpiel zeigen!

Mörder, dreimal dir wehe! – Dort nun liegſt
Beſiegt du von dem ſtärkeren Schwert des Lichts!
Ich ſchwang es, und vor mir wardſt du zu Nichts!
Mörder, mein Mund ſpricht über dich Gericht —
Er rächt und rechtet nicht — er lacht und ſpricht:
Mörder, ſteh' auf und — gehe! — —

Herbſtlaub.

Und immer höher ſchwoll ſein Verlangen.
Es zitterte ſeine Begierde wie Laub,
Wenn es der Wind im Herbſt verweht.
Es war ihm der Tag in Sehnſucht vergangen.
So wird dem verirrten Zweifel zum Raub,
Wer ſich in fremdem Land ergeht.

Nun ſah er ſie zur Nacht. Gekommen
War ſie, ihm ganz ſich zu geben hin,
Doch er ließ unberührt ſie gehn.
Nun ſchreit er verzweifelt: „Sie iſt mir genommen!“
Sie ſagen: „Was will er? Verſtört iſt ſein Sinn.
Er wird wie Laub im Herbſt verwehn.“

Am Vorabend.

Wenn der Morgen erwacht iſt, dann ſollen wir wieder,
Nach den Jahren der Trennung! — uns wiederſehn?
Iſt wirklich das Wahrheit? Ich beuge darnieder
Die Stirn. Und laſſe es ruhig geſchehn.

Und während dein Herz in höheren Schlägen
Vielleicht ſchon dem Tage entgegenbebt,
Durchkreiſe ich raſtlos auf mühſamen Wegen
Die Zeit, die — getrennt — wir zuſammen durchlebt.

Und ich ſehe zuerſt uns, wie wir vor Jahren
Geweſen: das Kind, den Knaben, den Mann . . .
Und was wir ſeitdem erlebt und erfahren,
In dunkleren Schleiern erſchaue ich dann . . .

Wir trennten uns. Und die Jahre, vorüber
Sind ſie uns geflogen: ich hier und du dort.
Sie leuchteten uns: dir heller, mir trüber,
Dann dort Schatten, hier Licht. Und ſo fort. Und ſo fort . .

Wie Sand, den die Woge am ſonnigen Strande
Liebkoſend verzehrt, ſo nahm dich die Zeit.
Mir war ſie wie Gluth, die mit loderndem Brande
Ein Leben verſchlingt, das der Zukunft geweiht.

Wie die Zeiten doch fliehen, die Menſchen doch ſchreiten —
Sie riſſen uns fort, ſo dich, und ſo mich!
Verändern die Menſchen ſich mit den Zeiten?
Verwandelt die Zeit mit den Menſchen ſich?

Ich kann es nicht ſagen! — Es treten Gedanken
Hervor aus ihrem verborgenen Verſteck:
Sie locken, ſie zwingen, ſie zeigen, ſie ſchwanken,
Und ſchwinden — zu ſuchen iſt Lebenszweck.

Doch wir finden sie nie: wir kehren nur immer
Zurück in unsere verödete Brust,
Dort wühlen wir schreiend nach einem Schimmer
Von Hoffnung, nach einem Schimmer von Lust! —

Was wissen wir Beide noch von einander?
Nichts, als was der Bote uns eilend gebracht:
Daß der Eine „daheim" ist, der Andre ein Wandrer.
Was heißt das? Daß Keiner zum Ziel es gebracht!

Zum Ziele, von welchem in Jugend-Tagen
So oft wir gesprochen, dem herrlichen Ziel —
Du, der es vergaß, du siehst es noch ragen,
Mir, der es erreichte, in Staub es zerfiel.

Denn so ist das Leben: der kraftvoll Strebende
Erlahmt, verzweifelt, verflucht und entsagt,
Und glücklich allein ist der ruhig Lebende:
Er denkt nicht, er fragt nicht — er jubelt und klagt!

Es scheint mir, daß unsere Zeit die Worte
Der Sprache verwischt hat: daß Keiner mehr
Durch die tausendfältig geöffnete Pforte
In das Innere gelangen kann — Alles ist leer!

Die Hallen der Freude, sie sind nicht verschlossen,
Nein, sie sind geöffnet, doch Keiner tritt ein.
Wer der Jugend Kräfte in Sehnsucht vergossen,
Für ihn ist die Freude kaum mehr als ein Schein . . .

Daß das Wort doch niemals zum Worte sich finden,
Das Herz zum Herzen nie finden sich kann!
Wir sind Alle getheilt — nur die Ewig Blinden,
Sie finden sich stets in dem gleichen Bann!

Ich kenne das Spiel! — Nein, ich lernte es kennen
In den Jahren des Grams. Von Sehnsucht erfüllt
Am Abend des Morgens, welcher uns trennen
Und binden soll, bin ich von Zweifeln umhüllt . . .

Ich weiß nicht, was soll ich dir morgen sagen!
Das Erlebte ist That, doch das Wort ist ein Spiel.
Ich weiß nicht, was soll ich dich morgen fragen —
Es ist zu wenig, es ist zu viel!

Wir werden uns unsere Masken zeigen,
Dann sprechen wir, endlich werden wir warm,
Und wenn wir beginnen wollen, dann schweigen —
O entsetzliches Leben, wie bist du so arm!

Wenn der Morgen erwacht ist, dann sollen wir wieder,
— Nach solchen Jahren! — wir wieder uns sehn?!
Ich bange, ich zweifle. Doch beuge ich nieder
Den Wunsch und — lasse es ruhig geschehn . . .

Und wenn der Tag vergangen —

Und wenn der Tag vergangen, wirst du beim Sternenschein
Die Meine sein für morgen — vielleicht für immer! — sein . . .
Für immer?! — Nein, nur das nicht, nachdem in einer Nacht
Du Alles, was sich Glück nennt, dem Glücklichen gebracht!

Staub.

So von einem nun zum andern
Tage die Gedanken wandern —
ruhelos . . .
Aber schweigend: wenn des Tages Falten
Von des Lichtes Fingern festgehalten
Tauchen sie aus tausend dunkeln Spalten,
wachsen sie und werden groß.

Stäubchen, die in klarem Lichte
Sich verdichten zum Gedichte —
ungefühlt . . .
Bis nach all' dem freudetrunkenen Tagen
Nacht den Mantel dicht um sie geschlagen,
Und — nach allzuwilden Lustgelagen,
Wie ein Blatt vom Baum sie fortzutragen, —
aus der Seele sie gespült . . .

Der Scheintodte.

1.

Bist du gekommen, Mutter Nacht, du große?
Wie war es doch? — Ein Fittich sank hernieder,
Ein schwarzer Fittich . . . dann: im Mutterschooße
Barg ich die schweißbeperlte Stirne wieder . . . .
War das der Tod? — Ist es so leicht, zu sterben?
Auf hob er seine Hand — sie fiel — zu Scherben
Zerschlug er mich . . .

Nun liege ich so still, daß ich das Rauschen
Der Todeswellen zu vernehmen wähne.
Ich höre Alles, ohne doch zu lauschen,
Das Flirren selbst der müden Nachtphaläne:
Und unterdrücktes Weinen muß ich hören,
So leis, als fürchten sie, den noch zu stören,
Der schon entwich.

Tiefmüde Ruhe hat den Leib umsponnen . . .
Er folgt nicht mehr des Lebens lautem Klange.
Wie weich und kühl ist dieser schwarze Bronnen!
Ich schlummere und wache doch. Wie lange?
Ist das die Ewigkeit? Bin ich im Hafen? —
Wenn Tod, wie ich gewähnt, traumloses Schlafen,
Was träume ich?!

2.

Gleich einer Schlange ringelt sich ein Ahnen
Und meine Schläfe, welche längst erkaltet:
Wie kommt es, daß — bin ich den Lebensbahnen
Entrückt — Gedanken noch mein Geist gestaltet?
Wie weiß ich, daß der Tod an sich gerissen
Mich, der ich nichts von dem mehr dürfte wissen,
Was mich umdroht?!

Mein Leib liegt fühllos, ohne jede Regung —
Mein Gott, ich bin nicht todt! — Ich möchte schreien
Und kann es nicht! — Wie, wenn zur Grabeslegung
Sie schon sich rüsten? — Wie, und wenn sie weihen
Mich, der doch starb, noch tausend härteren Toden?!
Mich senken in den dunklen, schweren Boden,
Mich, der nicht todt?!

O, gräßlich! — Und dann werde ich erwachen
Und fühlen, wie ich, lebend noch verwese.
Ich werde weinen, schreien, fluchen, lachen —
Die Würmer halten in mir ihre Lese —
Im eigenen Dunst muß langsam ich ersticken,
Indeß die mich gemordet lächelnd blicken
Ins Morgenroth! . . .

3.

Feuerbestattung.

Ich fühle: nun erwache ich zum Leben,
Um abermals zu sterben! — Noch bewegen
Kann ich kein Glied, nicht kann ich mich erheben —
Die Angst betäubt mein Hirn mit ihren Schlägen!
Gleich scharren sie mich ein . . . O, wenn sie wüßten,
Was sie beginnen, während sie sich rüsten
Zur letzten Pflicht!

Mein Hirn beginnt in letzter Pein zu kochen . . .
Die starren Finger möchten sich verkrümmen,
Um krallend an ihr wundes Herz zu pochen . . .
Umsonst! — Da sind sie! — näher . . . ihre Stimmen
Umtönen mich — sie heben mich — ich sinke —
Ich schwanke — Ist das Rosenduft? — Ich trinke
Das letzte Licht . . .

Den Duft von rothen, vollerblühten Rosen,
Der auf mich segnend, segnend niederblutet . . .
Und nach der Schrecken tödtlich-langem Tosen
Kommt eine Gluth, die lodernd mich durchfluthet.
Flammen — und nichts wie Flammen — und ein Singen,
Ein leises, das mit rothen Flammenschwingen
Das Schweigen bricht . . .

Wie der vom Winterfrost scheinbar Erstarrte
Aufthaue ich — zum Leben? — in den Flammen.
Zum Leben? — mich, der schaudernd darauf harrte,
Daß mit dem Tod sie sperren mich zusammen? —
Nein, laßt die Flammen höher, höher schlagen!
Sie, die mich jetzt zum seligen Sterben tragen,
O löscht sie nicht! . . .

Warnung.

Mein ist noch eine letzte Stunde,
Bevor der Athem mir versagt.
Weh' dem, der an der offenen Wunde
Mit plumper Hand zu rühren wagt.

Weh' ihm, denn ein Verzweifelter streitet
Um dieses Glückes letzten Glanz,
Das über mich sein Licht verbreitet
Nach leerer Tage wildem Tanz.

Weh' dem, der dieses Glück zu stören,
Diese Ruhe zu stören wagt —
Er wird ein todtes Herz empören,
Das starb, doch niemals ganz entsagt!

Ruf.

Stehst du draußen vor der Thüre?
Komm' herein, o komm' herein!
Daß der Tag dich nicht entführe,
Sei in dieser Nacht noch mein!

Lege Hut und Mantel nieder,
Löse deines Kleides Haft,
Küsse mich, und mein sei wieder
In der alten Leidenschaft! . . .

Eile, eile! Es will tagen
Eh' uns überrascht das Licht —.
Hörst du meines Herzens Schlagen,
Meiner Sehnsucht Rufen nicht?

Seit endlosen Stunden warte
Ich auf deine Wiederkehr,
Zweifelnd, ob ich hoffend harrte,
Ob du kehrtest nimmermehr . . .

Eile! Gluth ist dieses Sehnen,
Die vielleicht noch heute loht,
Während morgen sie in Thränen,
Und Vergessen löscht der Tod.

Eile! Wonnen, die entbehrten,
Sind den kalten Sternen gleich:
Ob wir heiß sie auch begehrten,
Nie betraten wir ihr Reich.

Aber Wonnen, die genossenen,
Sind unsterblich: in uns nach
Zittern ewig die verflossenen —
Komme, was da kommen mag!

Darum eile! — Die verträumten
Zauberst du nicht mehr herauf,
Aber hemme der versäumten
Unabsehbar langen Lauf.

Tritt herein! — Die meinem Willen
Ich erzwang, die irre Ruh',
Kannst mit deinen Küssen stillen,
Deiner Liebe bannen du! . . .

Feigling.

Senkt sich deine Hand? — Die Waffe,
Die wie Licht in ihr erblinkt,
Daß sie dich dem Leid entraffe,
Sie erzittert und sie sinkt!

Nimmer von dem Becher Rande
Deines Leids — bespült oft, doch
Niemals überfluthet — wandte
Sich der Hoffnung Lippe noch.

Eine neue Freude schlürfte
Die tödtlichen Tropfen ein —:
„Wer sich freun noch kann, wie dürfte
Er sein eigener Mörder sein!"

Und es sinkt, um sich zu heben,
Deine Hand. Du murmelst: „Wann?"
Feigling, der nicht elend leben
Und nicht freudig sterben kann!

Der Zecher.

Die Nacht lag in den letzten Zügen.
Da mit geheimem Ueberdruß
Rann von Vergnügen zu Vergnügen
Er — schaudernd schmachtend nach Genuß,
Und schaudernd Ruhe doch begehrend,
Die, wenn sie auf ihn niedersank,
Wie Flammengluth sein Hirn verzehrend,
Die Tropfen seines Markes trank.

Kein Glas vermochte ihn zu stürzen
Und keine Lippe zu erfreu'n —
Um diese lange Nacht zu kürzen,
Muß er den längeren Tag bereu'n.
Erst als er jede Thür verschlossen
Und jedes Licht erloschen fand,
Hat er sich lässig und verdrossen
Mit schwanken Schritten heimgewandt.

Er steht in seinem engen Zimmer.
Er sieht — und Kälte ihn durchfließt —,
Wie schon des Morgens fahler Schimmer
Die weißen Wände übergießt.
Er sieht — und seine Augen flimmern —
Von jener Wand herabgeneigt
Das Glas des Spiegels silbern schimmern,
Das ihm sein eigenes Antlitz zeigt.

Und von geheimer Angst getrieben,
Tritt näher er an ihn heran,
Zu sehn, was diese Nacht geschrieben
Auf seine Züge haben kann.
Dasteht er vor dem blanken Glase,
Reibt seine blasse Fläche rein,
Und höhnisch, angstvoll, in Extase
Spricht stammelnd er in sie hinein:

„Bist du es," spricht er, „der das Siegel
Von dem verborgenen Leben löst,
So zeige mir mein Abbild, Spiegel,
Das mich gebannt hält und erlöst!
Gebannt hält, wenn ich — wie vor Jahren —
Derselbe glaube noch zu sein;
Erlöst, wenn mir, was ich erfahren,
Erzählt dein flüchtiger Widerschein . . ."

Und lange schaut er, lange, lange
Wie in ein fremdes Angesicht,
Und als er endlich, still und bange
Sich wandte, kannte er sich nicht.
Verwischt war, wie er einst gewesen,
Und ausgelöscht, was einst er war,
Er sah sich — lebend selbst verwesen
Und sterben, was noch lebend war!

Und wildere Athemzüge heben
Die Brust: „Jetzt gilt es oder nie!
Jetzt gilt es sterben oder leben!
Leben?! Doch fragt mich nur nicht, wie!
Dein eigenes Leben hast zerstört du,
Vergeudet deine letzte Kraft,
Nun ende, denn dir selbst gehörst du!
Beende eine ewige Haft!

Verfaule bei lebendigem Leibe,
Kraft-, hoffnungs-, ehr- und willenlos,
Verhöhnt vom Mann, verlacht vom Weibe,
Oder — beende kühn und groß!
Erprobe einmal noch den Willen,
Ihn, der sich schmählich unterzwang,
Und gehe schweigend jenen stillen,
Unüberseh'bar weiten Gang! . . ."

Er wendet schwankend sich zum Tische.
„Gift! — daß ich ende!“ — und er reicht
Nach einem Glas. Doch kühle Frische
Durch die erstorbenen Adern schleicht . . .
„Ist das der Trank nicht neuen Lebens?!
Er sollte Tod sein! — Geht mir, geht!
Des Todes Steuer löst vergebens
Bei dem Ihr ein, der aufrecht steht!“ —

Er trinkt in langen, durstigen Zügen
Und schenkt das Glas noch einmal voll,
Er hebt es, trinkt — „Weh' allen Lügen!“
Und leert es, schwenkt es wahnsinnstoll:
„Dies leere Glas in deine Scheiben!
Zersplittere, falsches Wiederbild!!
Ich will, der stets ich war, auch bleiben,
Mir selbst mein Ziel, mir selbst mein Schild!

Ich lebte froher als die Andern,
Reicher ist Keiner, als ich bin!
Was kümmert mich ihr Ruh'n und Wandern,
Der ich — ein — seliger — Trinker bin?! — —
Ich — la — che — —“ und hintüber fällt er.
Er röchelt: „Sieger — bin ich doch! . . .“
In seinen starren Fingern hält er
Des Glases blutige Scherben noch.

Erwartungsstunde.

In bebender Erwartung sah ich den Abend nahn . . .
Wie ein Geheimniß ging die Sonne blutend unter. —
So an den Strand der Nacht treibt der geborstene Kahn,
So hin durch der Gedanken Gewühl ein Traum, ein bunter,
Wie ich, der blindverliebte, der junge, gedankenlose . . .
Es war die Zeit der Veilchen. Ich — sehnte mich nach der Rose!

Hier, wo die Nacht beginnt, erwarte ich Dich nun
In einer Vorstadt Schenke. Mein Ohr hört das Gelächter
Der Tiefe. — Wenigstens etwas in müßiger Stunde zu thun,
Nehm' ich den Stift zur Hand —: Wir Alle sind müde Fechter
Mit jener grauen Ahne des Lebens, der Langeweile,
Wir unterliegen oder: wir siegen. Es hat keine Eile.

Wir halten vierzig Jahre dies Spiel der Kräfte aus,
Ich glaube länger selten. Dann überkommt wie Wehen
Des Abends Ruhe-Sehnsucht die Seele, und nach Haus
Begehren wir stürmisch! — Wie als Kind einst möchten wir gehen
Zur Mutter . . . Wir haben zu lange auf vergängliches Glück
gewartet.
Ihr waret Narren Alle, die Ihr es wie ich erharrtet!

Es kommt ja doch nicht! Stunde auf Stunde die Glocke schlägt:
Das Herz klopft immer stürmischer. Sein unerfülltes Sehnen
Hat keine Hoffnung, welche es durch das Leben trägt,
Tonlos sind seine Schläge, und bleiern seine Thränen!
O warum kommst du nicht! Ich fühle, schon umschleichen
Mich irren Wahnsinns Wünsche — jedoch — ich will nicht
weichen!

Nein, ich will dich erwarten! — Der Morgen, wenn er graut,
Er soll, wenn du nicht kommst, mich hier am Tisch erblicken:
Umflort das Auge, das sich müde nach dir schaut,
Die fahle Stirn gesenkt, von Angst gequält — ersticken
Wird mich die Sehnsucht, und um mich ist es geschehen!
Ich muß besitzen dich — der ich dich mußte sehen!

Dort! Dreht die Thür sich nicht?! — Du bist es!! — Du trittst
herein,
Den feinen Kopf gesenkt, die Lippen lächeln leise,
Du schreitest auf mich zu . . . Ich halte dich! Du bist mein! . . .
„O Thor! O seliger Träumer!" klingt um mein Ohr die Weise . . .
Wir wollen fort? — Gewiß! Wozu das kindische Schreiben?! —
Auf! — um vereint mit Dir dem Glücke zuzutreiben! —

Der Stern.

Die Nacht entfaltet ihr Banner,
Ihr schwarzes, und Finsterniß fließt
Hernieder. Ein Welten-Umspanner,
Ein Stern, seine Gluthen erschließt.
Wie ein köstlicher Demant erglänzt er
Auf der Brust der Gebieterin.
Sein silberner Schimmer, wo grenzt er?
Sein Licht, wo reicht es nicht hin?

Umfaßt es nicht Welten, um die wir
Schon oft uns in Sehnsucht verzehrt?
Und Ewigkeiten, die nie wir
Ersehnten, die nie wir begehrt,
Weil wir sie nicht kennen? — Sein Glänzen,
Es läßt nur die Ferne uns sehn,
Doch heute möchten die Grenzen
Der Ewigkeit kühn wir begehn! —

Wie gebärt dieser Stern doch Gedanken,
Von denen der Tag Nichts gewußt!
Wie entreißt er sie machtvoll dem kranken
Gehirn, der verödeten Brust!
Wie begehrt er, sie schweifen zu sehen
Die flüchtigen Kinder des Traums,
Und wie willig läßt er sie gehen
Zurück in den Kerker des Raums!

Er lockt uns verheißend: „Nun frage!
Und Antwort gebe ich dir.“
Und wir fragen, zu stillen die Klage,
Zu frischen den Muth fragen wir:
„Lebt dort ein Geschlecht? Sprich, und gleicht es
Dem unsern? Und ist es versehmt
Gleich uns? — Unser Licht, sprich, erreicht es
Sie, ehe die Ferne es lähmt?

Sprich, bist du als leuchtende Mitte
In harmonischer Theilung bestimmt,
Die in gleicher Stunde die Bitte
Von zwei Enden des Weltalls vernimmt?
Neigst du zu derselbigen Stunde
Dich der Brüder ergreifendem Flehn,
Die mit uns an der gleichen Wunde
Verbluten, der gleichen entstehn?! —

Ist auch dort in der endlosen Kette
Der Einzelne nur wie ein Glied,
Dem zwischen zwei Worten: ‚Errette!‘,
Und: ‚Ende!‘ sein Leben zerflieht?
Der wie wir in den schwankenden Tagen
Von dem anderen Ende der Welt
An dich mit denselben Klagen
Dieselben Fragen stellt?“ —

O dann sende unsere Grüße
Hin über den endlosen Raum,
Den der Sehnsucht blutende Füße
Durchschreiten im Fluge kaum!
Und bringe uns Grüße hernieder
Von jenem Strande — gewiß
Auch dort erhebt sich dann wieder
Ein Haupt aus der Finsterniß!

Und starrt mit verwunderten Blicken
In die nächtliche Stille umher:
„Wer sprach da von fremden Geschicken?
Kam die Stimme vom Lande? Vom Meer?
Vom Himmel? Du Stern, der du Grüße
Mir bringst, sprich, wer sandte sie mir?
Warum sind gebannt meine Füße!
Du melde ihm: „„Nacht sei auch hier! . . .““

Nun eile!“ — Wir warten. Der Morgen,
Ein anderer, ein nächster erwacht,
Und Hoffnung beschwichtigt die Sorgen
Des Tags, die Enttäuschung der Nacht,
In welcher von einer zur andern
Wir warten, das Sternbild zu schaun,
Dessen Licht nun wandern muß, wandern,
Zu erfüllen ein heißes Vertrau'n . . .

Und wir sehen die Tage schwinden
Und die Nächte nahen — den Stern,
Den wir fragten, wir können ihn finden
Nicht mehr — sein Licht ist zu fern!
Er wandert . . . Er ist vielleicht nun
Bei jenen — der Gruß ist bestellt,
Sie horchen . . . und uns, uns erreicht nun
Der Tod, der Bezwinger der Welt!

Wir waren. — — Nach Ewigkeiten
In die Mitte zurückgekehrt,
Nach beiden Enden zu breiten
Sein Licht, ist der Stern. Und es hört
Ein Geschlecht, das dann ausruht in Tagen
Des Friedens nach blutiger Schlacht,
Eine seltsame Antwort ihn sagen,
Die Antwort: „Auch hier ist Nacht!“ . . .

Inhalt.

Kinder des Hochlands.

1884.

Seite

1. Gesang. Duncan MacTavish 5
2. Gesang. Sheila MacPhail 15
3. Gesang. Die Werbung 25
4. Gesang. Damals! 35
5. Gesang. Geeint 46

Dichtungen.

1882—1886.

Von Gestern und Heute. I—XVIII. . . . . 60—72
Unschuldig verurtheilt! 73
Liebe. I—XXV. . . . . 79—92
Das Leben 93
Reflexe und Gebilde 99

O dürft' ich hinaus S. 99. — Letztes Licht. Frühlingsboten S. 100. — Die Reue S. 101. — Melancholie S. 102. — Tägliches Sterben S. 103. — Antinous S. 104. — Die Fahrt zum Glück S. 105. — Göttin Carna S. 106. — Ein Wort. Tod S. 107. — Weihnachtszauber S. 108. — Zwei einsame Menschen S. 109. „Die weite, weite Welt —". Verlassen 1—3 S. 110. — Glückliche Fahrt S. 112. — Fraß S. 113. — Mahnung S. 114. — Da kam die Stunde! S. 115. Abendlicht S. 116.

Moderne Jugend. I—XV. . . . . 117—130
Martha 131

Seite
Härten 138
Dichterwort S. 138. — Eile, eile! neues Jahrhundert! S. 139. — Jugend-Phantasie S. 140. — Ihr und ich S. 141. — Härten 1—3 S. 142. — Ein Zukunftstraum S. 144. — Ein Lied der Zeit S. 146. — Pantheismus S. 147. — Erlösung S. 148.
Der Wandel der Zeit 149
Stimmungen. I—XXI. . . . . 156—165
Ein einsames Sterben 166
Winter- und Frühlings-Tage am Ostseestrand. I—VII. 172—177

Im Thüringer Wald.

1885.

Einleitung 182
Bad Kösen. Jena S. 183. — Leuchtenburg. Schwarzathal-Wanderung S. 184. — Schloß Schwarzburg am Abend. Im Borkenhäuschen. Tripstein S. 186. — Paulinzella S. 187. — Regenschauer. „Ueber allen Gipfeln". Kikkelhahnthurm S. 188. — Im „kühlen Grund" S. 189. — Inselsberg. Ruhla S. 190. — Wartburgblick S. 191. — Weimar S. 192. — Schlußwort S. 194.

Arma parata fero! 195

1886.

Helene.

1886—1888.

Einleitung 207
Erstes Buch. I—XV. . . . . 211—226
Zweites Buch. XVI—LVII. . . . . 227—280
Drittes Buch. LVIII—LXII. . . . . 281—291

Fortgang.

1886—1888.

Von Gestern und Heute. I—XVIII. . . . . 296—308
Menschen 309
Ein Mensch 1—4. S. 309. — Eine Schauspielerin. Die Beiden S. 312. — Ein Fürst. Der Letzte seines

Seite

Stammes S. 315. — Alte Leute. Die Knechtin S. 318. — Der Wahre S. 319. — Mathilde S. 323. — Die Lacher I—II. S. 326. — Der todte Fremde S. 328.

Meerfahrt 1—14 . . . . . 330—337

Nach- und Ausklänge 338

Nach- und Ausklänge S. 338. — Nachklänge I—X. S. 339. — Der helle Tag. In der Mitte S. 343. — Zauber. Nächte der Liebe 1—3 S. 344. — Ein Ball 1—11 S. 347. — Abend und Nacht 1—5 S. 353. — Ausklänge I—VIII. S. 357.

Reflexe und Gebilde 362

Zusammen. Drei Namen S. 362. — In der Fremde I—II. S. 363. — Die Wand S. 364. — Späte Jugend S. 365. — Ruhe. Liebe S. 366. — In der Gesellschaft. Züchtigungen I.—II. S. 367. — Freunde 1—2 S. 370. — Kunst S. 371. — Hand in Hand S. 372. — Frühlingswind S. 373. — Frage. Mignon S. 374. — Auf den Höhen. Ehe S. 375. — Dreimal. Wanderung S. 376. — Robin Adair. Rückzug S. 377.

Aus dem Abgrund 379

Gestern S. 379. — Einsame Gedanken. Zeitenzeiger S. 380. — Ingredienzien einer Jugend I—XII. S. 381. — In der Nacht 1—4 S. 390. — Gesang der Einsamen S. 391. — Wiederkehr S. 392. — Leben 1—2 S. 394. — Erscheinung S. 395.

Erde und Welt 397

Vorbei! S. 397. — Schranken S. 399. — Am Meer S. 400. — Weltseele S. 404. — Der gefallene Stern S. 405. — Phantasie S. 406. — Wandlungen. I. Ein Tag S. 407. II. Eine Nacht S. 413. — Der Flug des Todes S. 420.

Epilog 422

Sturm.

1887—1888.

An Max Stirner 427

Zur zweiten Auflage. 429

Zur ersten Auflage 431

Eingang 435

Seite

Weltanschauung 437
Die Dichtung der Zukunft 1—3 S. 437. — Poesie. Kampfweise S. 439. — Vorkämpfer. Grenzen? S. 440. — Schrankenlosigkeit. Heimath S. 441. — Vaterland. Unabhängigkeit S. 442. — Weltbürgerthum. Staat S. 443. — Anarchie. Partei S. 444. — Herren und Knechte. Arbeit 1—4 S. 445. — Gesetze S. 447. — Atheismus. Communismus 1—3 S. 448. — Freie Liebe S. 450. — Moralisten. „Ich" S. 451. — Gegenwart und Zukunft S. 452. — Egoismus. Hinter dem Tode S. 453. — Freiheit 1—3 S. 454.

Fünf revolutionäre Gedichte 456
Der Stern der Freiheit 1—2 S. 456. — Selbstgespräch eines Proletariers S. 457. — Gesang der Arbeiter: Wehe der Welt! S. 458. — Der Proletarier S. 460. — Die Stimme der Freiheit 1—3 S. 461.

Zwischen den Tagen 463
Chicago I—IV. S. 463. — Der Alte und der Junge S. 470. — Der Fluch der Arbeit S. 476. — Vernunft und Wahn I—II. S. 477. — Gerechtigkeit I—II. S. 482.

Am Ausgang des Jahrhunderts I—XIII. . . . . 488—508

Das starke Jahr.

1888—1890.

Prolog 513
An Charles Baudelaire S. 516. — „Undankbarkeit". An der Ecke des Ballsaals S. 517. — Aus der Einsamkeit 1—3 S. 518. — Die Flamme S. 520. — Heimkehr der Seele. Wechsel S. 521. — Heimliche Aufforderung S. 522. — Der Trinker S. 523. — Nächtlicher Kampf S. 524. — Furcht. Tausend Tage gehen S. 527. — Am nächsten Morgen S. 528. — Krähengekrächz S. 529. — Sommerlüge S. 530. — „Philosophie" S. 531. — Modernes Idyll S. 532. — Rückkehr S. 533. — Erfahrung S. 534. — Stimmung S. 535. — Die Nachtfalter 1—3 S. 536. — Geist und Welt S. 540. — „Helene." An den Ufern 1—2 S. 541. — Frühlingsnacht. Walter, oder: das Gelage 1—13 S. 543. —

Verlassenheit S. 550. — Die Erben S. 551. - Weltgang der Seele S. 552. — Die Verstoßenen S. 553. — Rastlosigkeit 1—3 S. 554. — Die Fanatiker S. 556. — Stirb! „Wo bist du so lange geblieben?" S. 559. — Der Todrufer 1—3 S. 560. — Der erste Ball S. 563. — Die Gewohnheit S. 564. — Der Tod des Tages S. 565. — Spruch S. 567. — Das Fest der Freiheit S. 568. — Alte Briefe S. 569. — Durst 1—3 S. 572. — See und Gebirge S. 573. — Morgen! S. 574. — Der Letzte 1—3 S. 575. — Heimath. Ruhe S. 577. — Sturmnacht S. 578. — Die Stärke der Schwäche S. 579. — Lac Léman. Mein Weg zur Freiheit 1—8 S. 580. — „Mein Ich —" S. 585. — Sonne 1—4 S. 586. — Kommt er? S. 588. — Letzte Erkenntniß S. 589. — Vorübergang S. 590. — Vor der Entscheidung S. 591. — Wenn . . . S. 592. — Wie der Klangton jener Weise. Robert Catell 1—6 S. 593. — Hoffnung und Zweifel S. 597. — Das letzte Lachen S. 610. — Südliche Lieder 1—4 S. 611. — Zählung. Der erste Brief. Dunkelheit S. 613. — Mörder S. 615. — Herbstlaub S. 616. — Am Vorabend S. 617. — Und wenn der Tag vergangen. Staub S. 619. — Der Scheintodte 1—3 S. 620. — Warnung S. 622. — Ruf S. 623. — Feigling S. 624. - Der Zecher S. 625. — Erwartungsstunde S. 627. — Der Stern S. 629.

Druck von Ramm & Seemann in Leipzig.

Im Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig

erschienen

John Henry Mackays Sämtliche Werke

Gesammelte Dichtungen. Mit der Photogravüre des Dichters. M. 4.—

Hieraus einzeln:

Kinder des Hochlands. Dichtung	M. 1.—
Helene. Eine Verssdichtung	M. 1.—
Fortgang. Der „Dichtungen" erste Folge	M. 1.—
Sturm. 3. und 4. Tausend.	M. 1.—
Das starke Jahr. Der „Dichtungen" zweite Folge	M. 1.—

Jenseits der Wasser. Uebertragungen. M. 1.—

Wiedergeburt. Der „Dichtungen" dritte Folge M. 1.—

Die Anarchisten. Kulturgemälde aus dem Ende des XIX. Jahrhunderts. Definitive Ausgabe. 7. und 8. Tausend. M. 3.—

Moderne Stoffe. Zwei Berliner Geschichten. M. 2.—

Die Menschen der Ehe. Kleinstadt-Schilderungen. 2. Auflage M. 1.50

Die letzte Pflicht. Geschichte ohne Handlung. M. 2.—

Albert Schnell's Untergang. Schluß der „letzten Pflicht". M. 2.—

Der kleine Finger und Anderes in Prosa. M. 1.50

Der Sybarit und Anderes in Prosa. M. 1.50

Der Schwimmer. Geschichte einer Leidenschaft. 2. Auflage M. 4.—

Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Mit 6 Abbildungen. M. 4.—

Max Stirners Kleinere Schriften. Herausgegeben von John Henry Mackay. M. 2.—

Freunde und Gefährten. 100 Meisterdichtungen auf einzelnen Blättern. Herausgegeben von John Henry Mackay. Das Blatt 1 Pfg. Auch in 10 Serien (in Couvelopppen) à M. 1.—

Jeder Band ist auch gebunden erhältlich und kostet 1 Mark mehr.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Deutsche Buch- und Kunstdruckerei, G. m. b. H., Zossen—Berlin SW. 11.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED